Schiller's Leben

von

Karl Hoffmeister.

II.

SCHILLER

in seinem 28sten Lebensjahre.

Verlag von Ad. Becher.

Schiller's Leben

für

den weitern Kreis seiner Leser,

von

Karl Hoffmeister.

Ergänzt und herausgegeben

von

Heinrich Viehoff.

Zweiter Theil.

Mit einem Stahlstiche: „Schiller im 28. Lebensjahre."

Stuttgart,

Ad. Becher's Verlag.

1846.

Gedruckt auf Schnellpressen in der Guttenberg'schen Buchdruckerei
in Stuttgart.

Vorwort.

Karl Hoffmeister's größeres Werk:

„Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhange“

gehört zu den seltenen literarischen Erscheinungen, welche über die Legion der ephemeren Schriften unserer Tage, mit der vollsten Berechtigung zu bleibender Anerkennung und Theilnahme, weit hervorragen; es sichert seinem Verfasser auf die Dauer eine der ehrenvollsten Plätze unter unseren Biographen und Literarhistorikern. Es ist viel behauptet, aber nicht zu viel, wenn man sagt, daß bisher schlechterdings keine Schrift dieser Gattung dem Ideale einer ächt wissenschaftlichen Biographie so nahe gekommen ist, als Hoffmeister's Werk. Wer es bestreiten will, der nenne eine Lebensbeschreibung, worin eine klare, wohlgeordnete und,

so weit es die vorhandenen Quellen erlaubten, erschöpfende Darstellung der Lebensbezüge eines Schriftstellers mit einer tiefen, gründlichen, umfassenden Charakteristik seiner Werke, und, was besonders hervorzuheben ist, mit einer wissenschaftlichen Naturgeschichte seines Geistes zu einem so festgefügten, schön gegliederten Ganzen verbunden wäre. Hoffmeister war aber auch zur Lösung einer so hohen und schwierigen Aufgabe, wie er sich gestellt hatte, durch einen seltenen Verein trefflicher Eigenschaften vor vielen Anderen befähigt. Mit dem lautersten Interesse für die Wahrheit, der wärmsten Begeisterung für seinen Gegenstand und einem nicht zu ermüdenden Fleiße und Forschungseifer verband sich bei ihm ein scharfer, durch langjährige philosophische Studien gereifter Verstand, eine unbestechliche Kritik, ein gesunder Geschmack und die Gabe einer körnigen und lichtvollen Darstellung. Wer das Glück hatte, den edeln Mann aus persönlichem Umgange näher kennen zu lernen, dem mußte noch eine merkwürdige Aehnlichkeit seines ganzen Wesens mit dem des Helden seiner Biographie auffallen. Dieselbe heroische Seelenstimmung und energische Charakterstärke, der gleiche Stolz eines freien Geistes, der nämliche hohe sittliche Ernst, und wieder dieselbe Humanität, dasselbe sanft und zart organisirte Gemüth, dasselbe gleichmäßig dem Wahren, Guten und

Schönen zugewandte Interesse, die gleiche Begeisterung für die Idee der fortschreitenden Veredelung unsers Geschlechtes, die nämliche ideale Welt- und Lebensanschauung — fanden sich unverkennbar bei ihm, wie bei Schiller; und so hatte ihn die Natur gleichsam prädestinirt, die innerste Geistes- und Herzensentwickelung Schiller's nicht bloß beobachtend und reflectirend, sondern auch mitlebend und mitfühlend zu verfolgen, und der tiefste Interpret seiner Werke zu werden. Und wenn ihn diese große Uebereinstimmung vielleicht der Gefahr einer allzu warmen Vorliebe und partheiischen Hingebung an die ganze Persönlichkeit seines Helden aussetzte, so schützte ihn dagegen wieder die hohe Besonnenheit, das klare Selbstbewußtseyn und die strenge Gerechtigkeitsliebe, die er gleichfalls mit Schiller gemein hatte.

Eine ganze Reihe seiner kräftigsten Mannesjahre hat er an die hohe Aufgabe gewandt, das Gesammtgemälde des Lebens unsers großen Dichters in würdigen und treuen Farben und Zügen vor der Nation auszubreiten; und ein glänzender Erfolg hat sein Streben gekrönt. Eine Theilnahme und Anerkennung, wie sie nur wenigen literarischen Producten zu Theil wird, haben ihm die kurze Zeit, die ihm nach der Vollendung seines Werkes noch vergönnt war, zur schönsten seines Lebens gemacht. In viele Schriften sah er die Resultate

seiner Forschungen übergehen; selbst die Gegner seines Standpunctes konnten seine mächtige Einwirkung nicht ablehnen, und mußten sich ihm zu Dank verpflichtet bekennen; einem großen Kreise von Lesern ist durch ihn das tiefere und allseitige Verständniß eines Dichters erschlossen worden, den sie längst liebten und verehrten, aber nur oberflächlich und einseitig ergriffen hatten.

Bei weitem größer noch würde dieser Kreis gewesen seyn, wenn nicht die bedeutende Ausdehnung des Werks und der dadurch gebotene Preis nach manchen Seiten hin seine Verbreitung beschränkt hätte. Hoffmeister hatte dieß wohl vorausgesehen; aber er konnte es sich nicht versagen, zuerst, von solchen Rücksichten absehend, Schiller's Lebensgeschichte in genauem Detail, seine Werke in ihrer Fülle und Vielgestaltigkeit und seine Weltanschauung in ihrer ganzen Tiefe und reichen Gliederung darzustellen. Indeß hatte er gleich Anfangs den Entschluß gefaßt, dem größern Werke ein weniger umfangreiches, übersichtlicheres folgen zu lassen, dessen Ausarbeitung er auch bald nach Vollendung des erstern begann. Mitten in dieser Arbeit ereilte ihn unversehens der Tod. Seine Gattin ersuchte mich um Ergänzung der Schrift, von welcher ungefähr ein Drittel (bis S. 217 des ersten B.) druckfertig niedergeschrieben war, und zu deren übrigen Theilen sich noch fragmentarische Stücke,

Andeutungen und Materialien vorfanden. Ich verkannte keineswegs das Bedenkliche eines solchen Auftrags, hielt mich aber, nach sorgfältiger Erwägung der Sache verpflichtet, den Versuch zu wagen. Was mich dazu ermuthigte, war der Gedanke, daß, wie Vieles auch mancher Andere zur Lösung einer solchen Aufgabe vor mir voraus haben mochte, ich doch auch in einigen Hinsichten mich vor Anderen im Vortheile befände. Bei häufigem brieflichen und mündlichen Verkehre mit dem Freunde, zumal in der letzten Zeit seines Lebens, war ich mit der Bestimmung und dem ganzen Plane des neuen Werkes durchaus vertraut geworden; Hoffmeister's Sinnes- und Denkweise hatte ich durch eifriges Studium seiner Schriften und noch mehr durch den persönlichen Umgang mit ihm kennen gelernt; und in der Auffassung Schiller's stimmten wir so sehr überein, daß auch Arbeiten, die wir ganz unabhängig von einander durchführten, z. B. unsere Abhandlungen über die Jungfrau von Orleans, in vielen Resultaten überraschend genau zusammentrafen; in sein größeres Werk über Schiller aber, welches überall Grundlage und Hauptquelle der neuen Schrift bilden sollte, war ich, wie vielleicht Wenige, mich zu vertiefen veranlaßt gewesen, da ich es mir zur Aufgabe gemacht hatte, ihm meinen

Commentar über Schiller's Gedichte allenthalben aufs Engste anzuschließen.

Indem ich nun hiermit Hoffmeister's letzte Schrift nebst meiner Ergänzung, der Oeffentlichkeit übergebe, halte ich es noch für meine Pflicht, die Gesichtspuncte, von denen er bei der Anlage und Bearbeitung desselben ausging, so wie die Grundsätze, die ich bei der Ergänzung befolgte, und damit auch das Verhältniß dieser kleinern Schrift zu Hoffmeister's größerm Werke über Schiller, bestimmt und offen darzulegen.

Das äußerlich Biographische sollte hier in gleicher Vollständigkeit, wie in dem größern Werke, gegeben werden; ja es mußten hier sogar manche lückenhafte Partieen, die besonders im ersten Theile jenes Werks aus Mangel an Quellen und Nachrichten geblieben waren, durch inzwischen glücklich herbeigeschaffte Hülfsmittel ausgefüllt werden, wofür man den Raum durch eine gedrängtere, wenn gleich darum nicht minder klare Darstellung zu gewinnen suchen mußte. Was die eben erwähnten Hülfsmittel betrifft, so hatte Hoffmeister einen besonders glücklichen Fund an einem bisher ungedruckten und unbenutzten Manuscripte des Professors (nachherigen Prälaten) Abel über Schiller gethan. Dann wurde Petersen's bis jetzt noch nicht gehörig gebrauchter Nachlaß über Schiller mit großer Sorgfalt ausgebeutet.

Ferner war eine Menge Briefe an Schiller in Hoffmeister's Hände gekommen, wovon er für das größere Werk, mit Ausnahme der später erschienenen Theile, noch keinen Gebrauch hatte machen können. Auch bot die seit dem Erscheinen jener Schrift von ihm herausgegebene Nachlese zu Schiller's Werken eine bedeutende Anzahl ganz neuer Documente dar; und endlich ward auch, was G. Schwab u. A. inzwischen ermittelt hatten, mit gewissenhafter Sorgfalt benutzt. Dieß alles mußte besonders auf den ersten Theil der neuen Schrift, der Schiller's ersten Lebensabschnitt bis zur Vollendung des Don Carlos behandelt, einen großen Einfluß haben, wie denn auch dieser, dem Publicum bereits seit einiger Zeit vorliegende Theil eine von dem ersten Bande des größern Werkes bedeutend abweichende Gestalt zeigt. In der zweiten und dritten Periode durfte das eigentlich Biographische unverrückter stehen bleiben, obgleich auch hier manches Einzelne, das der Leser ungern vermißt haben würde (z. B. die von Schwab ermittelten genaueren Data über Schiller's Reise in die Heimath, das französische Bürgerdiplom, das Adelsdiplom u. s. w.), nachzutragen war.

Dagegen sollten statt der ausführlichen Erörterungen und Beurtheilungen der Schiller'schen Werke, wie sie die größere Schrift bietet, hier nur kürzere, leicht überschauliche

Charakteristiken und die Resultate tieferer Forschungen gegeben, aber kein einziges der bedeutenderen Geisteserzeugnisse Schiller's unberücksichtigt gelassen werden. Nicht bloß für die Lectüre seiner Dichtungen, auch für das Studium seiner philosophischen und historischen Schriften sollte dieses Werk ein umsichtiger und sorgfältiger Führer und Interpret seyn.

Die Grundauffassung Schiller's aber nach der innersten Form, dem Entwickelungsgange und den Epochen seines Geistes, so wie nach seiner Zeit- und Weltstellung, war bei Hoffmeister unerschütterlich fest stehen geblieben, und wird auch, nach meiner innigsten Ueberzeugung, in ihren wesentlichen Puncten für alle Folgezeit maßgebend bleiben. Dieser wird also der Leser in dem vorliegenden Werke, als einer durchaus unveränderten, wieder begegnen, wenn gleich die Darlegung derselben auf einen bedeutend engern Raum zusammengezogen worden ist.

Was nun endlich meinen Antheil an dieser Schrift betrifft, so war ich durch das größere Werk, verbunden mit den für das kleinere hinterlassenen Materialien, in den Stand gesetzt, die ganze Schrift beinahe mit Hoffmeister's eigenen Worten zu Ende zu führen, so daß ich mich getrost der Hoffnung hingeben darf, der Leser werde darin ein nach Geist und Form streng harmonisches Ganzes finden. Waren auch stellenweise Zusätze

oder kleine Berichtigungen unerläßlich, so waren doch diese nicht der Art, daß dadurch die Einheit des Tons gefährdet wurde. Bei der Verkürzung der erörternden Partieen habe ich das Bedürfniß der Leser, für welche diese Schrift berechnet war, fest im Auge zu behalten gesucht, aber eher etwas zu viel, als zu wenig geben wollen. In der Abgränzung der einzelnen Perioden bin ich gewiß, ganz im Sinne Hoffmeister's gehandelt zu haben. Dadurch, daß ich den Schluß der zweiten Periode etwas weiter hinausrückte, als in dem größern Werke, gewannen die drei Bändchen nicht nur dem Volumen nach eine ebenmäßigere Gestalt, sondern es konnte auch im zweiten Theile mit Schiller als Prosaiker vollkommener abgeschlossen werden, so daß der dritte sich nur noch mit dem Dichter beschäftigt. Auf die Vertheilung des Stoffes in die einzelnen Capitel habe ich besondere Aufmerksamkeit verwandt. Die Erörterungen der Werke, zumal der historischen und philosophischen, glaubte ich in eigenen Capiteln absondern zu müssen, damit der Leser, der sich diese für eine sorgfältige, eindringende Betrachtung vorbehalten wollte, dadurch in der Lectüre des eigentlich Biographischen möglichst wenig gehemmt werde.

Und so übergebe ich denn das theure Vermächtniß meines unvergeßlichen Freundes dem Publicum mit dem

sehnlichsten Wunsche, daß, wie durch seine größere Schrift bereits Schiller's Verständniß einem engern Kreise tiefer eindringender Leser, erschlossen worden ist, so nun durch diese der große Lieblingsdichter unserer Nation dem gesammten gebildeten Deutschland möglichst nahe gerückt werden möge.

H. Viehoff.

Zweiter Lebensabschnitt,

oder

Periode der wissenschaftlichen Selbst-verständigung,

von der Vollendung des Don Carlos

bis

zur Gründung des Musenalmanachs.

Erstes Capitel.

Entscheidung für das Geschichtsstudium. Erste historische Arbeiten. Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Der Geisterseher. Das philosophische Gespräch im Geisterseher. Die philosophischen Briefe.

Mit Don Carlos ist ein poetischer Cyklus durchlaufen. Nachdem in diesem kosmopolitischen Drama die uns bekannten sittlichen Grundüberzeugungen Schiller's zu ihrer Blüthenkrone sich entwickelt haben, ist sein poetisches Interesse, das sich ganz aus sittlich-politischen Ideen nährte, erschöpft, und das zweite Grundelement seines Geistes, das speculative Princip, ergreift die Zügel seines Lebens. Es tritt die zweite, die historisch-philosophische Periode, ein, in welcher er sich in der wirklichen äußern Welt umsieht, und zugleich sich über die höchsten Fragen wissenschaftlich zu verständigen sucht, bis er nach erlangter Selbstläuterung zu einer gereiften Kunstdichtung in dem letzten Lebensabschnitte zurückkehrt.

Es war indeß nicht einzig der innere Entwickelungsgang, was ihn auf eine geraume Zeit von der Dichtkunst

abzog; auch äußere Verhältnisse trugen dazu bei, diesen wichtigen Wendepunct in seinem Leben herbeizuführen. Dringender, als je, ward er an die Abtragung seiner alten Schuld gemahnt. Den goldenen Traum, auf die Ausübung seines Dichtertalentes die äußere Existenz zu gründen, hatten die herbsten Erfahrungen zerstört. So war ihm denn der Gedanke nahe gelegt, sein Lebensglück seinem eben so ausgezeichneten intellectuellen Talente anzuvertrauen und sich durch Aneignung einer Brodwissenschaft eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen.

Welches aber diese Berufswissenschaft seyn sollte, darüber war er lange immer von Neuem mit sich uneins. Von dem Plane, die Rechte zu studiren, hatten ihn seine Freunde, wie es scheint, bald zurückgebracht. Näher mußte ihm die Arzneikunst liegen, die er ja — und zwar mit Neigung, wie er sich jetzt sagte — ehemals studirt und selbst ausgeübt hatte. Aber er fand bald, daß von seinen früheren Studien wenig in ihm zurückgeblieben war, so daß er das Meiste von Neuem hätte lernen müssen. Dazu kam seine jetzt völlig ausgebildete Vorliebe für das Geistige, die ihm, bei ernster Selbstbesinnung, die Medicin als etwas seiner Natur durchaus Heterogenes erscheinen ließ. So hätte unser Schiller gar keine Brodwissenschaft für sich gefunden, wenn sich ihm nicht endlich das Geschichtsstudium als ein Weg zu einer sorgenfreien Zukunft angeboten hätte.

Die Geschichte hatte ihn schon in der Carlsschule aus

seinem Plutarch angesprochen, und mit ihr war er seither durch seine Vorstudien zum Fiesco und Don Carlos in Verbindung geblieben. Wenn er die Geschichte zu seinem Lebensberufe machte, so trat er nicht aus der Sphäre des Geistigen, des Menschlichen, worin er sich allein mit eigenem Genügen bewegen konnte, und begann eine Laufbahn, welche sich an seine bisherigen dramatischen Arbeiten anschloß. Der wahre Historiograph und der neuere Tragiker sind Blutsverwandte; sie theilen sich in dieselbe Weltbetrachtung. Studirte Schiller die Geschichte, so konnte er hoffen, in derselben einst ein akademisches Lehramt und dadurch eine freie und selbstständige Stellung zu erhalten. Aber auch schon jetzt konnte er durch Uebersetzungen oder eigene historische Darstellungen seiner Existenz zu Hülfe kommen, und zugleich mit der Feder nach und nach die gehörigen Kenntnisse für sein neues Fach und einen Ruf als Historiker sich verschaffen.

Allein die Geschichte hatte für ihn auch ein inneres Interesse. Schiller war in das Alter gekommen, worin man dem Drange, die äußeren Dinge näher an sich heranzuziehen, sich in der äußern Menschenwelt zu orientiren, nicht mehr ausweichen kann. Hierzu sollte ihm nun das Studium der Geschichte behülflich seyn. Was ihm die äußere Erfahrung bisher versagt hatte, das sollte ihm von nun an diese Disciplin gewähren. Er gedachte sich durch dieselbe in ein wissenschaftliches Verhältniß zu der Welt zu setzen.

Als Schiller's erste historische Arbeit ist früher ein Werk unter dem Titel: Wilh. Robertson's Geschichte von Amerika, aus dem Englischen übersetzt von Joh. Friedr. Schiller, betrachtet worden. Allein da diese Uebersetzung bereits 1777 zu Leipzig erschienen ist, so müßte Schiller sie noch während seines Aufenthalts auf der Carlsschule verfaßt haben, eine Annahme, die, von Anderm abgesehen, schon deßhalb nicht statthaft ist, weil ihm die Kenntniß der englischen Sprache gänzlich fehlte. Als den Uebersetzer haben wir im ersten Theile [1]) schon einen mit dem Dichter entfernt verwandten Buchhändler in Mainz kennen gelernt, der längere Zeit in London gelebt, und auch mehrere Werke von A. Smith, Hawkesworth und anderen englischen Schriftstellern übertragen hat.

Der erste Versuch unsers Dichters in historischer Darstellung war ein noch ins Jahr 1786 gehöriger Aufsatz: Philipp der Zweite, König von Spanien, nach Mercier, [2]) den er in das zweite Heft der jetzt in Leipzig bei Göschen erscheinenden Thalia einrücken ließ. Wahrscheinlich war er auf das Original desselben durch seine Vorstudien für Don Carlos geführt worden. Anderer Seits läßt sich dieser Aufsatz auch als eine Vorarbeit zur Geschichte des niederländischen Krieges ansehen, auf welche

---

[1]) S. 8 und 9.

[2]) Mitgetheilt in meinen Supplementen zu Sch.'s Werken IV, 241 u. ff.

wir später zurückkommen werden. Es ist ein im Ganzen rhetorisch gehaltenes Charaktergemälde Philipp's, welches aber doch durch manche individuelle Züge aus dessen Leben bestimmter gezeichnet ist.

Im Beginne seiner historischen Laufbahn faßte Schiller mit Anderen den Plan, die Geschichte der wichtigsten Rebellionen aus der mittlern und neuen Zeit herauszugeben. Merkwürdig ist uns schon die Wahl gerade dieses Gegenstandes; wir sehen Schiller als Historiker da beginnen, wo er auch als Dramatiker mit seinen Räubern begonnen hatte; ja wir werden ihn in dieser ganzen Periode dasselbe Thema historisch behandeln sehen, welches er in der vorigen dramatisch abgeschlossen hatte. Es erschien aber von dieser Sammlung nur der erste Band, und zwar erst 1788, als Schiller schon in Weimar lebte. In diesem Bande werden uns drei revolutionaire Unternehmungen erzählt; die mittlere Erzählung, welche die Verschwörung des Marquis von Bedemar (Botschafters Philipp's III. von Spanien, vom Jahr 1607 bis 1618) gegen die Republik Venedig behandelt, [1]) ist von Schiller. Er hat sie, wie er in einer jenem Bande vorgedruckten Nachricht selbst sagt, beinahe wörtlich aus St. Real übersetzt, „weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde.“ Für seinen historischen Styl mag diese Arbeit eine nützliche Vorübung

---

[1]) S. meine Supplemente zu Sch.'s W. IV, S. 301 u. ff.

gewesen seyn; die Uebersetzung ist auch so gut, daß man ihr ein fremdes Original wenig anfühlt. Aber im Ganzen war es keine günstige Fügung, welche unsern angehenden Historiker zu einem Manne führte, der nicht geeignet war, seinen Sinn für gründliche Geschichtsforschung zu schärfen. In der St. Real'schen Schrift ist das Geschichtliche mit zu viel Erfundenem verwebt, als daß man ihr einen historischen Charakter zuschreiben könnte, und auf der andern Seite kann sie auch die Anforderungen nicht erfüllen, die man an einen historischen Roman macht. Uebrigens hat Schiller später durch seine geistvolle Bewältigung des Stoffes, durch die Tiefe und den Reichthum seiner Ideen und Gefühle, so wie durch die Pracht seiner Diction, diese Muster, an denen er sich zu bilden suchte, sehr schnell und bei weitem übertroffen.

Können diese Nachbildungen als Vorarbeiten und Vorstudien Schiller's zu seinen eigenen Geschichtswerken begriffen werden, so wollen wir einige andere Darstellungen dieser Zeit Zwischenarbeiten nennen, weil sie die bisherigen poetischen Werke und die folgenden historischen mit einander vermitteln, und den Dichter zum Geschichtschreiber gleichsam unvermerkt hinüberführten. Ich meine besonders den Verbrecher aus verlorener Ehre und den Geisterseher. Wie oben nachahmend, so bereitete er sich hier durch eigene kleine Versuche auf seine Geschichtsdarstellung vor.

Die erste dieser historischen Vorübungen ist der Verbrecher

aus verlorener Ehre, eine durch ihren psychologischen Pragmatismus, wie durch ihren Styl gleich musterhafte Erzählung. Die Grundzüge zur Geschichte des Sonnenwirthes Wolf sind, nach des badischen Kirchenrathes Dittenberger Selbstbiographie [1]), in den Schicksalen eines im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Württemberg sehr gefürchteten Räuberanführers zu finden. Schiller verdankte, wie es heißt, den Stoff seinem Lehrer Abel, dessen Vater der Richter des Helden dieser Erzählung gewesen war. Abel soll ihm auf seiner Durchreise durch Mannheim, in der Mitte Novembers 1783, die Geschichte erzählt haben, mit deren auf Actenstücke gegründeter Bearbeitung er gerade damals sich beschäftigte. [2]) Wahrscheinlich schrieb aber Schiller seine Erzählung erst in Leipzig oder Dresden; denn in der Einleitung gibt er zu erkennen, wie nach seiner Ansicht die Geschichte geschrieben werden müßte, eine Frage, deren Beantwortung erst jetzt ein Interesse für ihn haben konnte. Die Erzählung erschien zuerst im zweiten Hefte der Thalia vom Jahre 1786 unter dem Titel: Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte. Hermann Kurtz, der Verfasser des vortrefflichen Romans „Schiller's Heimathsjahre", dessen wir schon einige Male gedacht haben, ist vor Kurzem in den Besitz

---

1) 1839 zu Heidelberg erschienen.

2) Sie erschien später in Abel's Sammlung kleiner psychologischer Schriften.

der Proceßacten über den „Sonnenwirth" gelangt, aus denen sich ergibt, daß Schiller's Erzählung keine „wahre Geschichte" in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes ist, indem er in den Hauptmotiven und dem Verlaufe der Begebenheiten von dem wirklichen Hergange der Sache bedeutend abgewichen ist. [1]) Das Anziehende der Begebenheit lag für Schiller in dem Gedanken, „daß in der ganzen Geschichte des Menschen kein Capitel unterrichtender sey für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen." Da aber diese Verirrungen im vorliegenden Falle ihre Quelle mehr im Gesellschaftszustande, als in der Gemüthsverfassung des Unglücklichen haben, so trifft die tragische Laufbahn des Räubers Wolf mit dem Schicksale des Räubers Moor zusammen. Müßiggang und Leichtsinn machen ihn zum Wilddieb, er büßt durch diesen Fehltritt sein Vermögen ein, kommt ins Zuchthaus, auf die Festung, und verliert mit der ihm gewaltsam entrissenen Ehre

[1]) Kurtz vermuthet, daß Schiller die in Schwaben weitverbreitete Volkssage vom Sonnenwirth schon als Knabe aus dem Munde des Volks, und nicht erst durch Abel, kennen gelernt, und dann später in Leipzig, vielleicht durch ein äußeres Bedürfniß getrieben, aus verbleichter Erinnerung aufgeschrieben habe. Der von Kurtz auf das Studium jener Proceßacten gegründete Roman „Der Sonnenwirth, eine süddeutsche Volksgeschichte aus den fünfziger Jahren" dürfte nach den uns jüngst im Morgenblatte (1846 Nr. 42 ff.) mitgetheilten Proben eine treffliche historische Dichtung werden.

alles Gute; er wird ein Mörder, ein Räuber, und fleht endlich, zur sittlichen Besserung gekommen und in der Zuversicht, noch ein rechtschaffener Mann werden zu können, seinen Landesherrn vergebens um Gnade an. Diese allmälige, durch bürgerliche Verhältnisse aufgedrungene Verschlechterung und die Rückkehr der Gesinnung zur Tugend, „als das Laster seinen Unterricht vollendet hatte", ist mit großer psychologischer Einsicht und einer außerordentlichen Kunst entwickelt. Dabei ist die Sprache höchst einfach, klar und natürlich, und von der frühern Manier der so häufig wiederkehrenden Gedankenstriche und von gekünstelten Antithesen findet man keine Spur. Man sieht es an Allem, der Dichter bewegte sich in einem reinern, freiern Elemente.

Wir reihen an diese Räubergeschichte eine, wenn gleich etwas später entstandene, [1]) kleine Erzählung von verwandter Natur: Spiel des Sicksals, ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte. Der Held dieser tragischen Geschichte ist eigentlich nicht ein Spiel des Schicksals, sondern der Fürstengunst. Hofglück, Ungnade, Einkerkerung und endliche Erlösung, Beides ohne gerichtliche Untersuchung und förmliche Lossprechung, Emporsteigen in fremdem Kriegsdienste, und endlich eine scheinbare, kalte Aussöhnung mit dem Fürsten, das sind die Fäden dieses Gewebes. Die in unserm größern Werke ausgesprochene Vermuthung,

---

[1]) Zuerst gedruckt im Deutschen Merkur, 1789.

daß unserm Dichter bei dieser Geschichte das Schicksal Schubart's vorgeschwebt habe, muß aufgegeben werden. Es werden uns vielmehr hier unter dem Namen des Aloysius von G. beinahe wörtlich die Lebensschicksale des würtembergischen Obersten Rieger erzählt, desselben, dem er 1783 eine Todtenklage widmete. [1])

Ebenfalls, wie es scheint, durch Begebenheiten aus der Geschichte seines Vaterlandes veranläßt ist das Hauptwerk, wodurch sich Schiller für die Historiographie vorbereitete, der Geisterseher. Denn bei dem Helden dieses Romans, dem Prinzen, ist, was noch neuerdings C. A. Menzel in seiner deutschen Geschichte [2]) erwähnt hat, wahrscheinlich an den Herzog Carl Alexander von Württemberg (1733 bis 1737) gedacht. Wie im Verbrecher aus verlorener Ehre sittliche, so werden hier religiöse Verirrungen dargestellt. Der Roman führt uns einen Prinzen vor, der

---

1 Vergl. Th. 1, S. 190 f. und G. Schwab in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, 1839, Nr. 41. Das Ausführliche über Rieger's Schicksal ist in Spittler's Geschichte des würtemb. Geheimraths-Collegiums (Th. 3, S. 434 ff.) zu finden.

2) Th. 10, S. 219 Anmerk. — Wir bemerken noch, daß Schiller's Geisterseher seinem Inhalte nach von Morvell in seinem „Geisterseher aus den Memoiren des Grafen v. O." Leipzig 1333, 3 Thle. aufgenommen und nebst der Grävenitz'schen Unglücksperiode zu einer geschickt angelegten Schilderung jesuitischer Umtriebe verarbeitet ist. Dort sind die betreffenden historischen Data aus den Quellen zum Theil ausführlich beigebracht.

in rohen und sinnlichen Religionsbegriffen aufgezogen worden war. „Eine bigotte, knechtische Erziehung hatte eine Furcht in ihm begründet, die Fundamente seines Glaubens einer Untersuchung zu unterwerfen, und überdieß war die religiöse Melancholie eine Erbkrankheit der Familie. Alle Lebhaftigkeit des Knaben war in einem dumpfen Geisteszwange erstickt worden." Der Dichter beginnt nun den Roman damit, seinen Helden aus dieser Periode der blinden Autorität in eine Periode der Geistesmündigkeit hinüberzuführen. Unserm Prinzen aber fehlten beinahe alle Bedingungen, diese Geistesbefreiung durch sich selbst zu Stande zu bringen. Eine im Geheimen wirkende Gesellschaft sucht ihn durch die künstlichsten Anstalten und die ausgesuchtesten Berückungen an seinem lutherischen Glaubenssystem irre zu machen und ihn zugleich aus seiner bisherigen einfachen und zurückgezogenen Lebensweise heraus in Sinnentaumel und die größten Verwirrungen zu ziehen, indem sie voraussieht, daß er die Kraft nicht haben werde, sich das Gebäude seiner sittlich-religiösen Ueberzeugungen auf eigenem Grunde wieder herzustellen. So reicht diese Gesellschaft endlich dem mit allen seinen Verhältnissen zerfallenen, mit seinen Verwandten überworfenen, von Gewissensbissen beunruhigten Manne, der die innere Sicherheit eingebüßt hat, und keinen neuen Halt finden kann, mitleidig die heuchlerische Freundeshand, und den Verlorenen nimmt — die alleinseligmachende Kirche in ihre weiten Arme auf. Bis dahin gebracht, konnte er sich endlich als ein fanatisches Werkzeug seines neuen Glaubens

auch „bethören lassen, durch ein Verbrechen den Thron zu besteigen,“ was aber in der unvollendeten Geschichte nicht weiter ausgeführt ist.

Vortrefflich hat der Dichter die inneren Zustände des Prinzen geschildert, durch welche er der Reihe nach hindurchgehen mußte, bis er zu jenem Aeußersten gelangte: die verschiedenen Phasen der Geistesunmündigkeit, der Befreiung von der Autorität, der Zweifelsucht, des sittlich-religiösen Unglaubens bis zum endlichen Aufgeben seiner selbst unter innerm Unfrieden und äußeren Bedrängnissen aller Art. Der letzte Gemüthszustand sollte in einem besondern, zweiten Theile dargestellt werden, ist aber im letzten Briefe nur durch einige Nachrichten und Züge angedeutet worden. An dieser Stelle des Romans mußte sich der Dichter von sich selbst verlassen fühlen; denn hier sollte ein Zustand veranschaulicht werden, wie er ihn noch nicht erlebt und empfunden hatte, während er die übrigen Zustände alle mehr oder weniger selbst in sich durchgemacht hatte. Deßwegen würde der zweite Theil an innerm Gehalte gewiß ärmer, als der erste, geworden seyn; und der reichste äußere Schmuck einer sinnvollen Erfindung hätte schwerlich diesen innern Mangel zu ersetzen vermocht. Hierin liegt ohne Zweifel auch der Grund, warum Schiller den Roman nicht vollendet hat; und es erklärt sich eine Aeußerung, die aus späteren Jahren von ihm angeführt wird, daß er unter sich selbst hinabsinken müßte, wenn er den Geisterseher fortsetzen wollte, obgleich er für kein anderes

seiner Werke ein so hohes Honorar erhalten könnte. Die Geschichte hätte einen schwachen und unbefriedigenden Ausgang genommen; sie wäre das Document der Hinfälligkeit des menschlichen Geistes gewesen, der zur Selbstständigkeit nicht gemacht sey und gar leicht einem feinen Betruge als Beute anheimfalle. Aber die Erbärmlichkeit des Menschen zu verkünden, dazu war am wenigsten Schiller geboren.

Vergleichen wir den Geisterseher mit früheren größeren Werken von Schiller, so gibt sich uns ein mehrfacher Fortschritt des Dichters zu erkennen. Schon daß der tiefere Sinn der Geschichte vom Publicum gleich Anfangs verkannt wurde und auch jetzt noch selten begriffen wird, spricht für ihre poetischen Vorzüge. Der Dichter hat hier seine Ideen nicht unverdeckt dem gemeinen Verständnisse bloßgelegt, sondern mit mehr Künstlerfreiheit, als im Don Carlos, auch hier „Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten seyn müssen, und die bis dahin nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der Dichtkunst herübergezogen, mit Licht und Wärme beseelt und als lebendig wirkende Motive des Menschenherzens in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft gezeigt." [1]) Schon auf dem ersten Blatte wird die Neugierde erregt, und sie wird durch das Wundervolle, das Unerwartete, das Schaudererregende und dadurch, daß man in der Tiefe dieses leichten, wechselvollen Spieles der

---

1) S. das Ende des zehnten der Briefe über Don Carlos.

Begebenheiten und Situationen einen bleibenden ernsten Zweck ahnet, fortwährend in Spannung erhalten. Die Wunder werden zwar zerstört, und die Hoffnung des Lesers, wenn er nur Geister zu finden erwartet hatte, wird durch die Geständnisse des Sicilianers und den Scharfblick des Prinzen wankend gemacht. Aber die Quelle des Wunderglaubens im menschlichen Gemüthe wird uns aufgedeckt; welchen Anhalt in unserm Geiste Religionsfanatismus und Täuschung Anderer haben, und welche Macht sie nur allzu leicht über denselben gewinnen, wird uns an einem furchtbaren Beispiele gezeigt; an die Stelle der verschwindenden Gespenster werden wichtige Wahrheiten aus dem geheimnißvollen Abgrunde der menschlichen Seele heraufbeschworen. Hinter dem Schleier der Dichtung steht die ernste Gestalt der Wahrheit; aber dieser Schleier ist so schön und kunstgemäß gewoben, und so bunt gewirkt, daß er schon für sich das Auge ganz fesselt und nichts vermissen läßt. In keinem der bisherigen Werke Schiller's ist das Poetische so selbstständig behandelt, in keinem ist die Idee in einem solchen Grade in die Darstellung übergetreten, wie in dem Geisterseher; und wenn wir manche andere Dichtungen durch ein auswärtiges, sittliches und speculatives Interesse rhetorisch und schwerfällig werden sehen, so dient hier die hohe Persönlichkeit des Dichters nur dazu, dem ungehemmten poetischen Spiele Würde und hierdurch einen neuen Reiz zu geben, mit welchem das bloße Talent seine Erzeugnisse nie auszustatten vermag.

Schiller hat in der That durch den Geisterseher eine neue Gattung des Romans aufgebracht. Das Wunderbare, Geheimnißvolle und Unbegreifliche, worin sich die Geschichte bewegt, ist als ein Symbol des Uebersinnlichen behandelt. In den Geistererscheinungen fassen wir unsern Glauben sinnbildlich auf, und wenn wir auch keine positive Belehrung über religiöse Wahrheiten aus dem Buche davon tragen, so wird doch unser religiöses Gefühl belebt und geläutert, was immer ein großer Gewinn ist.

Mit der innern Bedeutung des Romans, welche in einer psychologischen Geschichte religiöser Vorstellungen liegt, ist der äußere Zweck desselben mit ungemeiner Kunst in Eins verschmolzen, nämlich der Zweck, zu zeigen, wie gewisse Mitglieder einer Religionspartei Personen vom höchsten Range an sich ziehen, um durch sie politische Absichten zu erreichen. Denn die geheime Gesellschaft, die hier den Prinzen mit ihrem Netze umstrickt, will doch eigentlich nichts Anderes, als durch ihn einen Thron für die Kirche erwerben. Da hat sie nun Alles auf eine bewundernswürdige Weise angelegt, um sich des Prinzen zu bemächtigen. Alles ist auf die Beschaffenheit seines Temperaments, seiner Denkweise, seiner Neigungen berechnet, nichts übereilt, keine Seite seines Charakters unberücksichtigt gelassen, allen möglichen Zufällen ist vorgebeugt. Der Betrug und die Verirrung des Prinzen gehen Einen Schritt. „Er wird, ohne es zu ahnen, von allen Seiten bestrickt, wird mehr und mehr gefesselt, je mehr

er sich frei und selbstständig wähnt; keine Kraft der Seele ist mehr sein, er selbst ist kaum mehr sein, und muß doch glauben, nie mehr sein gewesen zu seyn. Zauberei, trostlose Philosophie, Liebe und Ehrgeiz sind die vier Hauptmittel, um den Prinzen zu bestimmen, und es liegt gleich viel Kunst in der Aufeinanderfolge derselben, als in der innern Anlage. Mit wie unübertrefflicher Feinheit Schiller aber die Maschinerie der Zauberei spielen läßt, verdient vorzüglich bemerkt zu werden. Der Prinz durchdringt ein ganzes Gewebe täuschender Gaukeleien der Magie, nur um seine Vernunft nach diesem glänzenden Siege über in der That nicht alltägliche Täuschungen dann desto sicherer durch unübertreffbare Meisterstücke magischer Blendwerke überwältigen zu lassen." [1]) Kurz, innerlich und äußerlich wird der Held dieser tragischen Geschichte wie durch ein Verhängniß in sein Verderben getrieben.

So fein berechnet und kunstreich nun auch die Anlage der Geschichte ist, so leicht und scheinbar kunstlos ist das Gewand, in welches der Dichter sie gehüllt hat. Dabei ist die Diction klar, einfach, rein, edel und bündig. Alles Strenge der Reflexion und alle Rhetorik sind vermieden. Mit dem Ausschweifenden und dunkel Geheimnißvollen des Inhalts macht die gemäßigte und klare Sprache einen trefflichen Contrast. Die Gespenster sind gleichsam an den hellen Tag citirt, und dem Wunderbaren

---

[1]) S. Allgem. Literaturzeitung vom J. 1790, Nr. 260.

ist der Stempel der Wahrheit aufgedrückt durch die naive Art, wie es erzählt wird.

Auch darin müssen wir einen Fortschritt erkennen, daß sich in diesem Romane mehr Welt zeigt, als in Schiller's früheren Schriften. Man sieht es deutlich, sein vermehrter Verkehr mit Menschen in Leipzig und Dresden hat seine Früchte getragen. Von manchen überspannten Ansichten geheilt, betrachtet er die menschlichen Zustände und geselligen Verhältnisse vorurtheilsfreier und ruhiger, und weiß sie sicherer zu behandeln. Beobachtung, Erfahrung, Belehrung Anderer, Lectüre haben seine Kenntnisse der Welt vermehrt und seine Urtheile berichtigt. Die Maschinerie der Geisterbeschwörung verdankte er wahrscheinlich zum Theil Nachrichten über den berüchtigten Abenteurer und Magier Cagliostro, dem auch Goethe eine Zeit lang so große Aufmerksamkeit gewidmet hat. Was aber unser Autor ganz Anderes aus jenen Wunderdingen, die man sich von Cagliostro erzählte, gemacht habe, das zeigt dem tiefer Blickenden das meisterhafte Werk selbst am besten.

Und ein solches Meisterwerk nannte Schiller damals, als er es dichtete, — eine Farce.[1]) Wir setzen diesem Worte nur einen Ausspruch Tieck's gegenüber, der den Geisterseher als den „Torso eines vortrefflichen Romans" bezeichnet.

In der Thalia, worin zuerst der Geisterseher allmälig,

---

[1]) Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Th. 1, S. 381.

mit Ausnahme des letzten Briefs und der nachfolgenden aphoristischen Nachrichten, erschienen ist, findet sich ein philosophisches Gespräch, das der Dichter in der spätern Ausgabe, bis auf ein kleines Fragment, unterdrückt hat,[1]) ohne Zweifel, weil es in der Form zu strenge, und der Klarheit und Leichtigkeit der Diction im übrigen Romane zu widerstreiten schien. Auch paßte ein solcher religiöser Skepticismus, wie uns in demselben entgegentritt, nicht gut zur Persönlichkeit des Prinzen, der nicht auf einmal zu einer so ausgezeichneten philosophischen Bildung gekommen seyn konnte. Da dieses Gespräch zu den köstlichsten Documenten über Schiller's Geistesentwickelung gehört, so theilen wir das Wichtigste seines Ideengehalts in möglichster Kürze mit.

Vor Allem verdient die hier zuerst ausgesprochene, tief empfundene Idee unsere Aufmerksamkeit, daß des Menschen Glück auf den Augenblick beschränkt sey, welchen er allein sein nennen könne. Diese Ueberzeugung verzweigt sich in jene Klage in der Resignation, daß der Mensch das Glück nicht in seiner Gewalt habe, und daß der höher Strebende ihm sogar entsagen müsse, und ist die Quelle jener elegischen Empfindung, die sich durch viele spätere Gedichte Schiller's hindurchzieht, während in seinen Jugendgedichten ein heroischer Seelenaufschwung vorwaltet. Dann

---

[1]) Mitgetheilt in meinen Supplementen zu Schiller's Werken, Th. IV, S. 270 u. ff.

begegnen wir im Spätern einem Gedanken, den sich Schiller aus der Philosophie des Königsberger Weisen angeeignet hatte, daß Zweck und Mittel nur Begriffe der menschlichen Thätigkeit und Bestrebungen seyen, und außerhalb derselben gar nicht angewendet werden können; denn da, wo die menschlichen Bestrebungen aufhören, waltet nur das Ineinandergreifen von Ursache und Wirkung, also die Naturnothwendigkeit, und es kann daher von einer Zweckmäßigkeit der Welt begriffsmäßig nicht die Rede seyn. Es ist ein thörichter Wahn, so wird hier gelehrt, die Welt- oder Menschengeschichte nach göttlichen Zwecken oder nach Naturzwecken betrachten und erklären zu wollen; denn wir ziehen hierdurch die Gottheit oder die Natur in den Bezirk unserer kleinen, vermittelten Thätigkeit, und machen sie zu unsers Gleichen, indem wir sie wirken lassen, wie nur wir beschränkte Wesen wirksam seyn können. Daher ist alle sogenannte Teleologie der Natur ein täuschendes Spiel der Einbildungskraft, und wir sind nicht im Stande, von dem absoluten Zwecke der Welt und der Menschheit das Geringste zu begreifen.

Beides nun, jene Unzuverlässigkeit des Glücks und diese theoretische Beschränktheit der Vernunft, weisen den Menschen auf den gegenwärtigen Augenblick hin, jene, um diesen Augenblick zu genießen, diese, um in ihm zu wirken. Nicht im Wissen, sondern im Handeln liegt, wie es auch Raphael in den philosophischen Briefen ausspricht, die höchste Bestimmung des Menschen. Die Menge der

Wirkungen, behauptet der Prinz, entscheidet den Werth des Menschen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß nur die nächsten, unmittelbaren Wirkungen ihrer Ursache angehören, nicht deren ganze Kette; nur die unmittelbare Wirkung meiner That ist meine Wirkung. Dem Menschen gehört nichts als seine Seele, innerhalb welcher das ursprüngliche Gebiet seiner Wirksamkeit ist, so daß sich diese mit den ersten, unmittelbaren äußeren Wirkungen nur abgränzt Es kommt also auf die Menge der inneren Wirkungen an; nur innerhalb der Seele ist eine Handlung gut oder schlimm, außerhalb derselben ist sie moralisch gleichgültig. Diese nur im Bezirke der Seele vorhandenen Handlungen gehören also zu einem Ganzen, welches seinen Mittelpunct, sein Princip in sich selbst hat. Welches ist dieses Princip? Kein anderes, als alle unsere Kräfte zum Wirken zu bringen. In diesem vollständig thätigen Zustande liegt die Vollkommenheit des moralischen Wesens, und das Verhältniß, in welchem die Thätigkeiten desselben zu diesem Principe stehen, bezeichnen wir mit dem Namen Moralität. Moralisch böse sind Handlungen, wenn sie jenem Principe widerstreiten, moralisch gut, wenn sie mit demselben übereinstimmen. Mit anderen Worten, eine Handlung ist in dem Grade gut, als dabei viele Kräfte thätig sind, und eine schlechte Handlung ist nur durch die Kräfte, welche ihr mangeln, schlecht. Die Glückseligkeit aber geht mit der moralischen Vortrefflichkeit ganz auf; beide sind in und mit einander. Das moralische Wesen

ist also in sich selbst vollendet und beschlossen, so gut wie das organische Wesen, beschlossen durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau; und diese Moralität ist eine Beziehung, die von dem, was außer dem moralischen Wesen vorgeht, unabhängig ist. Meine Moralität und Glückseligkeit bedürfen also nicht des Glaubens an ein vernünftig geordnetes Ganze, an eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, an eine persönliche Fortdauer — also keiner Religion.

Daß diese Philosophie des Prinzen damals auch beinahe die unsers Dichters gewesen, würde ein unbefangener Beobachter seiner Geistesentwickelung nicht leicht bezweifeln, selbst wenn es nicht in Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen ausdrücklich bemerkt wäre. [1])

Mit dem Anfange des Geistersehers in einem Jahre (1786) wurden die Philosophischen Briefe geschrieben, und sind, wie dieser, eine lebenswarme Production einer im Dienste der eigenen Selbstverständigung zugleich philosophirenden und dichtenden Vernunft. Im Geisterseher zeigt der denkende Dichter die Entwickelung religiöser Ideen, also eines besondern Zweiges der philosophischen Untersuchung; in den Briefen versuchte sich der dichtende Denker an der Aufgabe, diesen philosophischen Entwickelungsproceß im Allgemeinen darzustellen — gewiß einer höchst würdigen, aber zugleich außerordentlich

---

1) Th. 1 S. 369 f.

schwierigen Aufgabe. Denn hier mußte das Trockene und Abstracte belebt, das Fundament der Seele mußte an den Tag gehoben werden. Schiller erleichterte sich aber sein Geschäft dadurch, daß er aus seinem eigenen Leben schöpfte. Er stattete sich hier nur Rechenschaft über das ab, was er selbst in sich erfahren hatte, und das Selbsterlebte kann ein poetisches Talent auch lebendig darstellen. Auch scheinen diese Briefe der Freundschaft Körner's Manches schuldig zu seyn; ja, nach einer Stelle der Vorerinnerung und der Chiffre K. (Körner?) unter dem letzten Briefe Raphael's in der Thalia zu urtheilen, hat Körner selbst vielleicht einigen Antheil an der Abfassung genommen. Wenigstens leben und athmen die Briefe ganz in der Freundschaft, deren Werk die philosophische Ausbildung des Julius ist.

Die „Revolutionen und Epochen des Denkens," durch welche dieser Julius hindurchging, könnten wir aus dem Geisterseher und dem geistigen Lebensgange Schiller's schon im Voraus errathen. Seine erste Periode war, wie die unsers Schiller selbst, „die selige, paradiesische Zeit, in welcher er noch mit verbundenen Augen, wie ein Trunkener, durch das Leben taumelte," in welcher er, statt zu denken, empfand und glaubte. Es ist die Zeit, wo der Mensch ein Gefangener der Meinung, theils in religiösem Felde (Brief 1), theils in Dingen des gesellschaftlichen Lebens (Brief 2) ist. Ein solcher Zustand war eines Julius nicht werth. Raphael riß die Binde von seinen Augen, indem

er ihn über das Unhaltbare seiner ererbten religiösen und sittlich-politischen Meinungen aufklärte. Mehr that er nicht. Jetzt aber zeigte sich die kräftige und geniale Natur unseres Jünglings. Während der verdüsterte und verknöcherte Geist jenes schon bejahrten Prinzen im Geisterseher in einer ähnlichen Lage nur niederreißen konnte, so daß er der Zweifelsucht und dem Unglauben anheim fiel, hatte unser Julius so viel Energie und Fülle des Geistes, sich ein den Bedürfnissen seines Herzens entsprechendes neues Gebäude seiner Ueberzeugungen aufzuführen. So entstand „die Theosophie des Julius," dieses kühne, weltumspannende System, das ganz nach dem jugendlichen Schiller selbst gebildet ist. Es kann nicht bezweifelt werden, daß diese pantheistischen Phantasieen großentheils schon in der Carlsschule geschrieben und später nur überarbeitet worden sind, wenigstens erhellt aus dem Zusatze zur Ueberschrift der Ode „Freundschaft" in der Anthologie: „Aus den Briefen des Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Romane," daß der Plan dieser Briefe schon in Stuttgart entworfen seyn muß.[1]) Wie innig damals auch Schiller an diesen theosophischen Ideen gehangen haben mag, so ließen doch sein scharfer Verstand und seine Ehrlichkeit ihn schon in Jünglingsjahren dieselben aufgeben.

Auch bei Julius folgt bald der Periode eines schwärmerischen Dogmatismus die des Zweifels und des Mate-

---

1) Vergl. Thl. 1, S. 60 u. ff.

rialismus. Wenn nun Schiller selbst offenbar durch seine medicinischen Studien von diesem pantheistischen Systeme zurückkam, wie läßt er seinen Helden an demselben irre werden? Es wird angenommen, ein fremdes System habe bei ihm das seinige verdrängt. Nach einer andern Stelle führt Raphael auch diese Krisis herbei, worin wir den Unglücklichen gleich im Anfange der Briefe finden. Denn Alles, was wir hier vorausgeschickt, ist auf eine kunstvolle Weise später eingefügt. So sehen wir sogleich im Anfange den Leidenden, Schmerzerfüllten in die rührendsten Klagen ausbrechen. Die Philosophie wird hier lebendige Geschichte. Julius fühlt sich doppelt verlassen: seine höchsten Ueberzeugungen, seine überkommenen sowohl, als jetzt auch seine selbsterworbenen, sind von ihm gewichen, und sein großer Freund ist von ihm in einem Zustande abgereis't, wo er seiner am meisten zu bedürfen schien. Aber Raphael hatte diese unausbleibliche Krisis absichtlich beschleunigt, um seinen Freund zu einer Zeit in den Kampf mit der klügelnden Vernunft zu führen, wo dessen Seele noch frei vom Sturme der Leidenschaft war. Denn der Irrthum lös't sich am reinsten und leichtesten von uns ab, wenn unsere persönlichen Bedürfnisse nicht für ihn interessirt sind und ihn in Schutz nehmen. Bei Julius sind die Zweifel rein speculativer Art und beflecken die sittliche Grazie seines Herzens nicht; sein veredeltes moralisches Gefühl nimmt an den Verirrungen des Verstandes keinen Antheil und kann diesen immer zur Wahrheit wieder zurückleiten.

Indem Raphael sich auf das Herz seines jungen Freundes fest verläßt, ist er von ihm gegangen, weil er will, daß Julius alle Heilkräfte für diese Krankheit in sich selbst aufbiete. Die Rückkehr unter die Vormundschaft der Kindheit sey auf immer versperrt, aber auch bei dem Erstlingsversuche seines Nachdenkens oder bei ähnlichen Lehrgebäuden könne er nicht stehen bleiben. Raphael denke seinen Julius zu einer höhern Freiheit des Geistes zu führen, zu welcher nur emporzuklimmen mehr werth sey, als alles Andere, was er eingebüßt habe, und von welcher allein die Ruhe einer tief befestigten Ueberzeugung der Preis seyn könne.

Aber worin soll nun diese Ueberzeugung bestehen? Das wird zuletzt nur im Allgemeinen von Raphael ausgesprochen. Leider sind auch die philosophischen Briefe unvollendet geblieben; ihre in der Thalia versprochene Fortsetzung ist nicht erfolgt. Jene Angaben des Raphael aber sind höchst wichtig, weil sie die Resultate enthalten, bei denen Schiller's Denken im Jahre 1789 angelangt war; denn in diesem Jahre ist der letzte Brief des Raphael an Julius geschrieben. Alle ähnlichen (dogmatischen) Versuche, wie das System des Julius, lehrt Raphael, hielten eine strenge, unpartheiliche Prüfung nicht aus; denn die menschliche Vernunft sey zu keinem derselben berechtigt. Dieß lasse sich durch eine, freilich etwas trockene Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniß beweisen. Das Maß der Größe, wozu der Mensch bestimmt sey, könne er nur

erreichen, wenn er sich innerhalb der ihm von der Natur gezogenen Gränzen halte, während er im Streben nach einem unerreichbaren Ziele seine Kräfte verschwende. Oder mit anderen Worten, die von geistigen Thatsachen des unmittelbaren Bewußtseyns ausgehende, vom Bekannten zum Unbekannten stufenmäßig fortschreitende und sich der Schranken menschlicher Erkenntniß deutlich bewußte Philosophie, also die anthropologisch-kritische, sey die wahre, dem Menschen allein zukommende Weisheit.

So bekannte sich Schiller also zur Kant'schen Philosophie, deren Hauptwerke, außer der Kritik der Urtheilskraft, damals (1789) schon erschienen waren. Seine eigene Natur und bisherige Entwickelung — seine hohe Besonnenheit, sein sittliches Selbstgefühl, seine medicinischen Studien, seine poetischen Arbeiten, und überhaupt seine ausschließlichen Beschäftigungen mit dem Menschlichen — führten ihn mit Kant in Einem Ziele zusammen, so daß die kritische Philosophie nur seine Grundansicht bestätigte und ihm nur einzelne neue Wahrheiten zuführte.

Zweites Capitel.

Eintritt in Weimar. — Lebensverhältnisse zu Weimar. — Die Familie von Lengefeld. — Aufenthalt bei Rudolstadt. — Neigung zu Charlotte von Lengefeld. — Bekanntschaft mit den Griechen. — Schriftstellerische Thätigkeit: Die Götter Griechenlands, die Künstler, drei zweifelhafte Gedichte, die Briefe über Don Carlos, Uebersetzungen aus dem Euripides. — Rückkehr nach Weimar. — Ruf nach Jena.

Wir nehmen den Faden der Erzählung der äußeren Lebensverhältnisse unsers Dichters da, wo wir ihn im ersten Theile fallen ließen, beim Eintritte Schiller's in Weimar, wieder auf.

Weimar galt längst als ein klassischer Boden. Die verwittwete Herzogin Amalia hatte, zuerst als Vormünderin ihres Sohnes, und seit 1774, wo dieser die Regierung übernahm, durch ihren mütterlichen Einfluß, Weimar zum Mittelpuncte einer edlern, freiern Bildung gemacht, welche von hier aus über das ganze Vaterland ausstrahlte. Mehr Gelehrte, Dichter und Künstler fanden sich in dem kleinen Orte zusammen, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands, und unter ihnen Geister des ersten Ranges, wie Goethe, Herder, Wieland. Seele und Centralpunct all' dieser verschiedenartigen Persönlichkeiten und Talente blieb fortwährend die geistreiche, vielseitig gebildete, gewandte Herzogin, die in ihrer Muße in künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen jeder Art den schönsten

und edelsten Genuß für ihren regen Geist fand. Ihr Schloß in Weimar, ihr Landhaus in Tieffurth waren Versammlungsörter aller schönen Geister und ausgezeichneten Talente. Jeder Fremde von Geist und Ruf wurde in ihrem ausgewählten Kreise mit Huld und Anerkennung aufgenommen. Wieland aber war der tägliche Gesellschafter und gefeierte Hausgenosse der Herzogin.

In diese Stadt und in die Nähe solcher Personen und Verhältnisse trat nun der achtundzwanzigjährige Schiller, als einer der letzten großen Geister, welche sich hier zusammenfanden. Er kam nicht als ein Unbekannter, und eigentlich auch nicht als ein Fremder. Sein Dichterruf verbürgte ihm eine gute Aufnahme, und durch den Titel, womit ihn der regierende Herzog Carl August, der Freund Goethe's, beehrt hatte, war er Weimar'scher Unterthan. An der Frau von Kalb fand er die wohlbewährte Freundin, wie er sie erwartet hatte, in deren Umgange er seines Geistes froh werden konnte.

Goethe war damals in Italien, und auch die Herzogin Amalia bereitete sich zu einer Reise jenseits der Alpen vor, um durch Bewegung und milderes Klima ihre wankende Gesundheit zu befestigen und in dem schönen und merkwürdigen Lande ihre Weltbetrachtung zu erweitern. Mit Studien und Zurüstungen zu dieser Reise beschäftigt, nahm sie gerade jetzt weniger Interesse an Schiller, als sie sonst dieser bedeutenden neuen Erscheinung zugewandt hätte. Der Herzog war viel abwesend und scheint damals keinen besondern

Antheil an Schiller bezeigt zu haben. Von Wieland dagegen wurde er mit herzlichem Wohlwollen aufgenommen; in seinem Umgange, in seinem Familienkreise wurde ihm frei und wohl. „Wir werden schöne Stunden haben," schrieb er damals: „Wieland ist jung, wenn er liebt." Und nach einer Bekanntschaft von drei Vierteljahren äußerte er sich über dieß Verhältniß: „Mit Wieland bin ich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Theil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe und Ursache habe, zu glauben, daß er mich wieder liebt. Weniger Umgang," fügt er bei, „habe ich mit Herder, ob ich ihn gleich als Mensch wie als Schriftsteller hoch verehre. Der Eigensinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld, denn wir haben unsere Bekanntschaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln."

Den wiederholten Antrag Wieland's, Mitarbeiter an seiner Zeitschrift, dem Deutschen Merkur, zu werden, konnte Schiller nicht zurückweisen. Die Einladung war ehrenvoll und vielleicht auch vortheilhaft; Schiller suchte sich den väterlichen Freund zu verpflichten und gewogen zu erhalten. Er versprach, dem Journal seine ganze Kraft zu widmen, und Wieland hoffte, daß dasselbe durch sein Eingreifen wieder eine frischere und jugendlichere Gestalt gewinnen werde. Schiller ließ es an Anstrengung nicht fehlen, diesen Erwartungen zu entsprechen. Die Jahrgänge 1788 und 1789 des Merkur sind durch treffliche Beiträge von seiner Meisterhand ausgezeichnet, mit denen wir unsere

Leser nach und nach bekannt machen werden. Seine eigene Zeitschrift ließ er in dieser Zeit zurücktreten; im Jahre 1787 erschien von der Thalia gar nichts, und in dem folgenden Jahre nur das fünfte Heft, das vom Herausgeber nur eine Fortsetzung des Geistersehers enthält. Als aber später die Thalia wieder gewichtiger hervortrat, mußten Schiller's Beiträge für den Merkur um so seltener und kürzer werden, da ihn in diesen Jahren auch die von Dresden mit herübergebrachte Geschichte des Abfalles der Niederlande, als seine Hauptarbeit, stark beschäftigte. Vom Jahre 1790 an hörte seine Theilnahme am Merkur gänzlich auf. Doch störte dieß sein gutes Vernehmen mit Wieland in keiner Weise. Wer hätte auch mit ihm, dem humansten, nachsichtigsten Menschen, nicht gut auskommen können?

Die vielfachen, zum Theil mühevollen und zeitraubenden Arbeiten aber, die Schiller in Weimar beschäftigten, machten eine eingezogene Lebensweise nöthig. Hatte er in Dresden mehr unter Freunden gelebt und sich der Gesellschaft und den Menschen hingegeben, so schloß er sich hier gegen gesellschaftliche Vergnügungen ab. Er ging selten aus, und wenn er einmal sein Zimmer verließ, so suchte er am liebsten ein weises Gespräch bei einem geistreichen Freunde, oder die stille Einsamkeit im weitläufigen, reizenden Parke, wo man ihn bisweilen gegen Abend lustwandeln und sich nach den am wenigsten besuchten Orten hinwenden sah. Sein frugales Mittagessen ließ er sich wieder, wie in Mannheim, auf sein Zimmer bringen; Abends genoß er

selten etwas Anderes, als Butterbrod, wozu er Bier trank. Diesem Getränke hatte er auch schon früher den Vorzug gegeben, wogegen er in späteren Jahren den Wein vorzog, so wie er sich auch durch eins der vielgesungensten Punschlieder, die Vermählung der vier Elemente, zu einem erklärten Punschliebhaber bekannte.

Uebrigens gebot ihm ja auch schon der geringe und unsichere Ertrag seiner Feder, in welchem sein ganzes Einkommen bestand, eine zurückgezogene und eingeschränkte Lebensweise. Sein Erwerb mochte oft kaum zur Bestreitung seiner nothwendigsten Bedürfnisse hinreichen; und bei manchen unabweisbaren Ehrenausgaben, und bei seinem Ungeschicke, seine kleine Wirthschaft ordentlich zu führen — denn durchgängig ökonomisch zu leben, war gewiß die letzte Tugend, die er lernte — kam er wohl nicht selten in große Verlegenheit. Bei dem Mangel anderer Zeugnisse hierüber muß uns ein Beweis für viele gelten. In einem Briefe vom Jahre 1795 an Goethe schreibt er: „Ich erinnere mich, wie ich einmal vor sieben Jahren in Weimar saß, und mir alles Geld, bis etwa auf zwei Groschen Porto, ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen. In dieser Extremität denken Sie sich meine angenehme Bestürzung, als mir eine längst vergessene Schuld der Literaturzeitung übersendet wurde." So war unser Schriftsteller, während ganz Deutschland seine Werke bewunderte und er überall Verehrer und Freunde seiner Muse hatte, ganz auf sich gestellt, ganz verlassen, und

seine Existenz gränzte bisweilen an Mangel und Noth. Wie fröhlich hätte sich sein Genius entfalten können, wenn er eine jährliche Rente von nur einigen hundert Thalern gehabt hätte!

Dieser äußeren Beschränkung ungeachtet fühlte sich der Genügsame im freien Genusse seines Geistes und seiner Thätigkeit glücklich. In solchem Sinne schrieb er damals an seinen Freund Moser: „Ich bin jetzt, wornach ich mich so gesehnt habe, in Weimar, und wähne in Griechenlands Ebenen zu wandeln. Der Herzog ist ein vortrefflicher Fürst, ein wahrer Vater der Künste und Wissenschaften, von denen ich hier auch keine einzige verwais't getroffen habe, du müßtest denn das steife Ceremoniel der Höfe in die ernste Reihe der Künste und Wissenschaften aufnehmen wollen. Du kennst die Männer, auf welche Deutschland stolz seyn kann: einen Herder, Wieland und Andere; und eine Mauer umschließt mich jetzt mit ihnen. Wie viel Treffliches hat nicht Weimar! — Ich denke hier, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten."

Außer mit Wieland und Herder, war Schiller allmälig noch mit manchen interessanten Männern in ein Verhältniß gekommen. So genoß er zuweilen einen heitern Abend mit Ridel, dem Erzieher des Kronprinzen, und mit Friedrich Schulz, Verfasser einiger prosaischen Schriften. Ein wöchentlicher Clubb, wo er mitunter eine Partie Whist spielte, zog ihn von seinen angestrengten Arbeiten ab und

brachte einige Abwechselung in sein einförmiges Schriftstellerleben. Bode, Bertuch, Corona Schröter fanden sich hier mit anderen gebildeten Personen zusammen. Auch führte er, wie Caroline von Wolzogen erzählt, mit dem Geheimrathe Schmidt, [1]) der viel Antheil an der Literatur nahm und früher mit Klopstock in Verbindung gestanden hatte, oft interessante Gespräche über Richardson's Clarissa, welche dieser, wie Schiller selbst, sehr hoch hielt.

Aber bei all' diesem Umgange fehlte ihm etwas Bedeutendes, das er nicht entbehren konnte, wenn er sich glücklich fühlen sollte, — gemüthliche Anregung. Vielleicht mit dem einzigen Wieland mochte ein Herzensverkehr möglich seyn; aber von ihm war er eigentlich doch noch mehr durch den Abstand seiner Empfindungsweise und Lebensansicht, als den der Jahre, getrennt. In dieser Hinsicht mußte er den Unterschied Weimar's von Dresden, wo ihn die innigste Freundschaft erquickt hatte, lebhaft fühlen. Der ganze Weimar'sche Gesellschaftston wollte ihn nicht ansprechen. Hatte er schon früher geurtheilt, daß „die Kursachsen nicht die liebenswürdigsten unter den Sachsen seyen", so konnte er in einem Briefe an Schwan aus dieser Zeit, worin er doch alles mögliche Gute hervorhebt, von den Weimaranern nicht mehr rühmen, als daß sie

---

[1]) An seine Tochter richtete er damals einige Verse, eine Widmung des Don Carlos, welche in meinen Supplem. zu Sch. W. II, 263 mitgetheilt sind.

„eine leidliche Menschenart" seyen; und er fügte wehmüthig bei: „Die Schwaben sind doch ein liebes Volk das erfahre ich je mehr und mehr, seitdem ich andere Provinzen Deutschlands kennen lernte." Bei allem Interesse an der Literatur, welches man zur Schau trug, und bei aller von den vorzüglichsten Geistern ausströmenden Bildung war der gesellschaftliche Ton in Weimar mehr verneinend und absprechend, als belebend und anerkennend. Ein unbehaglicher Geist der Reflexion und Kritik hielt die Gemüther befangen. Schiller aber sehnte sich, je mehr er sich selbst damals von diesem Geiste umstrickt und gelähmt fühlte, um so inniger nach der unmittelbaren, unverfälschten Natur und den lauteren Aussprüchen schöner Menschlichkeit. Sein guter Genius sorgte dafür, daß diese Sehnsucht befriedigt wurde.

Im November 1787 machte Schiller eine kleine Reise nach Meiningen, um seine an Reinwald verheirathete Schwester, und zugleich seine mütterliche Freundin, die Frau von Wolzogen, in Bauerbach zu besuchen, wo sich damals auch ihr Sohn Wilhelm, Schiller's Jugendfreund, befand und nach dem Austritte aus der Carlsakademie zu einer Reise nach Paris vorbereitete. Dieser gab ihm auf der Rückreise, die zu Pferde über Rudolstadt gemacht wurde, das Geleite, und führte ihn bei der mit dem Wolzogen'schen Hause verwandten Familie von Lengefeld ein.

Frau von Lengefeld wohnte mit ihren beiden Töchtern außerhalb Rudolstadt wie auf dem Lande, in dem durch

nahe waldbekränzte Höhen, durch sanfte Flußkrümmungen und seine Fruchtbarkeit so reizenden Thale der Saale. Der Vater, der sich als Forstmann ausgezeichnet hatte, war längst todt; die Mutter, eine gütige, empfängliche Natur, nur mit zu großer Aengstlichkeit an kirchliche und gesellschaftliche Observanz gebunden. Den Töchtern dagegen war frühe das Bedürfniß und die Anregung einer freiern, edlern Geistesbildung zu Theil geworden. Der treffliche Vater wollte seine Mädchen besser unterrichtet sehen, als es damals in der fürstlichen Kleinstadt gebräuchlich war und von dem noch ungebildeten geselligen Leben gefordert wurde. Er sorgte daher für die Entwickelung des Verstandes, welche der phantasiereichen Beweglichkeit seiner Kinder das Gleichgewicht halten sollte, und ließ sich auch ihre körperliche Ausbildung angelegen seyn. Seine mannhafte, ehrenwerthe Persönlichkeit prägte sich ihren Seelen ein, und Friedrich der Große, dem der Vater eine hohe Verehrung zollte, wurde auch der Held seiner Töchter. Dazu kam die Lectüre Herz und Gemüth ansprechender Bücher, deren Inhalt der Geist in der ländlichen Einsamkeit ungestört in sein Eigenthum verwandeln und weiter ausbilden konnte.

Die ältere Tochter, Caroline, war schon in ihrem sechszehnten Jahre dem Heirathsantrage eines Herrn von Beulwitz gefolgt, lebte aber in einer nicht glücklichen, kinderlosen Ehe, im Hause ihrer Mutter. Die jüngere, Charlotte, war zu einer Hofdamenstelle bestimmt. Damit

sie sich nun Fertigkeit in der französischen Sprache und Weltton aneigne, beschloß Frau von Lengefeld, eine Zeit lang in der französischen Schweiz zu leben. Hier, an den reizenden Ufern des Genfersees, in dem freundlichen Vevay, brachte die Familie glückliche, auch durch liebe Freunde und den Umgang mit geistreichen Männern verschönerte Tage zu. Auf der Heimreise kamen Frau von Lengefeld und ihre Töchter mit Frau von Wolzogen in Stuttgart zusammen und machten, von ihr begleitet, bei Schiller's Aeltern einen Besuch auf der Solitude. Frau von Wolzogen veranlaßte die weiterreisenden Frauen auch, da ihr Weg sie über Mannheim, Schiller's damaligen Wohnort, führte, dessen Bekanntschaft dort zu machen. Er war gerade nicht zu Hause, und als er ihre Visitenkarten erhielt, begab er sich in ihren Gasthof, und traf sie noch, als sie eben im Begriffe waren abzureisen. „Seine hohe, edle Gestalt", erzählt Caroline von Wolzogen, „frappirte uns; aber es fiel kein Wort, das lebhaftern Antheil erregte. Die mannichfachen und großen Gegenstände, von denen wir so eben geschieden waren, füllten unsere Seele... So sahen wir Schiller zum ersten Male, wie aus einer Wolke wehmüthiger Sehnsucht, die uns nur schwankende Formen erblicken läßt."

Und jetzt sah Schiller, nach drei Jahren, dieselbe Lengefeld'sche Familie in ihrem Wohnsitze wieder. Es war an einem trüben Novembertage, als er mit Wilhelm von Wolzogen, beide in ihre Mäntel gehüllt, vorgeritten kam;

und an diesen Abend knüpfte sich die Zukunft seines Lebens. In dem Kreise dieser Familie fühlte er sich wohl; hier fand er, was er so sehnlich suchte, natürliche, empfängliche Menschen, in deren Umgange sich sein Herz und Genius frei und voll aussprechen konnten. Keine Vorurtheile, kein Vorwitz, keine Kälte lähmten hier die Zunge; hier fand er Bildung mit Entwickelungsfähigkeit und Bestimmbarkeit vereinigt, und was zugleich mit Verstand und mit Gemüth von ihm gesprochen wurde, das traf auch wieder den ganzen Menschen. Man unterhielt sich von den Briefen des Julius an Raphael und den darauf bezüglichen Gedichten der Anthologie. Ohne alle schriftstellerische Eitelkeit stellte es sich in seinem Gespräche hervor, daß es ihm am Herzen liege, die Familie mit seinem Don Carlos bekannt zu machen. So sehr hatte man sich einander in wenigen Stunden genähert, daß Schiller schon bei seinem Abschiede den Plan aussprach, den nächsten Sommer im Rudolstädter Thale zu verleben, was mit Freuden aufgenommen wurde.

Weimar erschien ihm jetzt noch in trüberm Lichte, als bisher; sein Herz war in Rudolstadt, und es braucht dem Leser kaum gesagt zu werden, daß eigentlich Charlotte von Lengefeld der anziehende Magnet war. In der That hatte er seine Neigung nach den vollgültigsten Zeugnissen, z. B. eines Goethe und Wieland, einem höchst liebenswürdigen Wesen zugewandt. Ihre Schwester gibt uns folgendes Bild von ihr: „Sie hatte eine sehr

anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigen Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhte Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind." Von ihrem poetischen Talente zeugen die ausgewählten Gedichte derselben, die in meinen Supplementen zu Schiller's Werken [1]) mitgetheilt worden sind.

Charlotte von Lengefeld hatte eben, als Schiller sie kennen lernte, ihr einundzwanzigstes Jahr vollendet. Sie war damals in ihrem Gemüthe verwundet, und durch eine Herzensneigung schmerzlich ergriffen, welcher sie, durch äußere Umstände gezwungen, hatte entsagen müssen. Den Mann, dem ihre Liebe zugewandt war, führten seine Verhältnisse im Militairdienste über das Meer nach einem andern Welttheile. Um sie zu erheitern, wurde in der

---

[1]) Th. III, S. 379 u. ff.

Familie beschlossen, daß sie sich einige Monate in Weimar bei der Frau von Stein aufhalten sollte, die sich früher bei der Herzogin Luise um eine Hofdamenstelle für Charlotte verwendet hatte. Ihre Gegenwart in der Residenz konnte zugleich dazu dienen, ihr Andenken bei der Herzogin zu erneuern. Unverhofft, wie vor einem Jahre die glühend geliebte Julie zu Dresden, stand jetzt der Gegenstand einer edlern Neigung wieder plötzlich — auf einer Redoute vor Schiller. Er sah sie auch bei Frau von Stein und in anderen Kreisen, aber nur selten und immer nur auf kurze Zeit. Nach dem Berichte der ältern Schwester hielt er sich, den Umständen und den Eingebungen seines eigenen Zartgefühls gemäß, in gehöriger Entfernung von ihr. Doch verschaffte er ihr zur Lectüre ein und das andere Buch; sie nahm den Auftrag an, ihm nach ihrer Rückkehr in ihre Vaterstadt ein Logis für seinen dortigen Sommeraufenthalt zu miethen, und empfing auch Briefe und Billets von ihm, von denen uns ihre Schwester mehrere aufbewahrt hat. Man kann sie nicht ohne Freude lesen. Er spricht in ihnen nur seine Hochachtung, seine Freundschaft aus; aber jeder Satz, jede Zeile verkündet außerdem noch sein liebendes Herz. Ohne von seiner Liebe ein Wort zu sprechen, sagt er, gleichsam unwillkürlich und verhüllt, Alles, was er denkt und fühlt. In diesen Briefen athmet eine edle, milde, besonnene Neigung, ganz ohne eine Spur von leidenschaftlicher Glut. Seine jetzige Liebe war das reine Gold von der sinnlich geistigen

Leidenschaft, welche ihn in Dresden beherrscht hatte. Fräulein von Lengefeld scheint damals schon seine Neigung nicht ganz unerwiedert gelassen zu haben. Er würde nicht so beruhigt, so zuversichtlich an sie geschrieben haben, wenn er seines Glücks nicht so gewiß gewesen wäre. Hier begegnete ein von unglücklicher Liebe verwundetes Herz einem gleichen, und man weiß, daß in solchen Herzen die Liebe schnell wieder erwacht, und leicht bereit ist, einen neuen Bund zu schließen.

Die Absicht Charlottens, an den Hof zu gehen, war, wie sich leicht denken läßt, dem Sinne ihres Verehrers gar nicht entsprechend. Dem Hofleben und Allem, was daran gränzte, widerstrebte von Grund aus seine Naturliebe, sein Freiheitsgefühl, der Stolz seiner Armuth. In diesem Sinne ist auch das Gedicht: Einer Freundin ins Stammbuch, aufzufassen, welches er ihr bei ihrer Rückreise nach Rudolstadt mitgab. Es ist eine Verdächtigung des Welt- und Hoflebens, von dem der Dichter fürchtet, daß es seiner Herzensfreundin in zu günstigem Lichte erschienen seyn möchte. Ungefähr gleichzeitigen Ursprungs ist „Die berühmte Frau, Epistel eines Ehemannes an einen andern.“ Den Gedanken dieses Gedichtes, einer in leichtem, humoristischem Tone gehaltenen Satyre auf gelehrte, literarisch berühmte Ehefrauen, gab ihm vielleicht die Vorstellung von dem ächt weiblichen, schönen Charakter seiner Auserwählten, und

von dem, was sie ihm einst als Gattin seyn werde, durch den Contrast ein.

In der Mitte des Mai 1788 reis'te er ihr nach in das Rudolstädter Thal, wo die Lengefeld'sche Familie eine halbe Stunde vor der Stadt, in dem Dorfe Volkstädt, eine Wohnung für ihn gemiethet hatte. Er war mit dieser Wahl äußerst zufrieden. „Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hause", schreibt er an seine Freundin, „Alles ist vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürstliche Nachbarschaft hätte mir meine Existenz verdorben." Das Haus lag frei vor dem Dorfe, und aus seinem Zimmer übersah er die Ufer der Saale, die sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt, und im Schatten uralter Bäume dahin fließt. Die am jenseitigen Flußufer sich erhebenden waldigen Berge, mit freundlichen Dörfern an ihrem Fuße, und das hoch und schön gelegene Schloß von Rudolstadt an der andern Seite, gewähren diesem einsamen Platze eine mannigfaltige und reizende Aussicht. Auf einer waldumkränzten Anhöhe, dem Hause gegenüber, ist jetzt ein kleines Monument des gefeierten Dichters, mit einem Bronzeabdrucke seiner kolossalen Büste von Dannecker, errichtet, und so sein Aufenthalt in diesem glücklichen Thale im Andenken der Menschen erhalten.

Im Lengefeld'schen Hause begann für Schiller ein neues Leben. „Sein Gespräch", so erzählt Frau von Beulwitz (nachher mit Wilhelm von Wolzogen vermählt),

„floß über in heiterer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle; und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis verengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt, und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige, geistreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemüthes waren in Schiller's Umgange immer lebendig; man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen."

Schiller erhöhte sich den Reiz dieses Umganges durch Maßhalten im Genusse. Den Tag über arbeitete er meistens auf seinem einsamen Landsitze an der Geschichte des Niederländischen Abfalles, und zur Abwechselung an seinem Geisterseher; auch die Briefe über Don Carlos sind hier, wenn nicht ganz geschrieben, doch vollendet, und der erste Theil der Künstler würde hier gedichtet. Meistens nur die Abende brachte er in Gesellschaft der Freundinnen zu. Wie mußte es ihn da entzücken, wenn er ihnen die Früchte seines täglichen Fleißes vorlesen konnte!

Zuweilen brachte auch irgend ein bedeutender Mann neue Anregung und Bewegung in diesen kleinen Kreis, und Briefe von Körner, Wieland und Anderen erfrischten unsern Dichter in seiner Einsamkeit. Der heitere Wieland legte ihm von Zeit zu Zeit seinen Deutschen Merkur ans Herz und wünschte ihm, „daß es ihm behagen möge in seinem selbstgewählten Pathmos, und daß ihm da auch, wie dem heil. Johannes — nur nicht ganz in seiner Manier — hohe Offenbarungen zu Theil werden möchten." Zur beinahe täglichen Gesellschaft der Familie gehörte der edle und liebenswürdige Baron von Gleichen, dessen Lieblingsgespräche über Gegenstände der Metaphysik aber in jener Zeit unserm Freunde nicht immer zusagen mochten. Auch Wilhelm von Wolzogen kam zu Besuch. Er lebte damals noch der Hoffnung, daß seine kränkelnde Mutter wieder vollkommen genesen werde. Aber bald nachher langte die Nachricht ihres Todes an. Schiller beklagte diesen Verlust, wie ein Sohn um seine Mutter weint. Der darauf bezügliche Brief an Wilhelm von Wolzogen ist voll Dankbarkeit, voll Pietät und Gefühl.

Auch Goethe'n, der von seiner Reise nach Italien gerade zurückkam, lernte Schiller zuerst in dem Lengefeld'schen Hause kennen. Aber eine Annäherung zwischen ihnen, welche das Schwesternpaar so sehr wünschte, fand nicht statt. Ein weiter Abstand lag zwischen ihnen. „Für Freiheit waren Beide zwar in die Schranken getreten, aber Jeder nach seinem Sinne. Goethe hatte Freiheit, Kraft und

Trotz der Natur in rein poetischem Gegensatze gegen schwächlichen Pedantismus, süßliche Empfindsamkeit und aufgesteifte Anmaßlichkeit in unserer Literatur geltend gemacht; Schiller's Ruf ging an den Genius der in Staat und Leben unterdrückten und gemißhandelten Menschheit; seine Muse war voll des edeln Zornes über Unbilden der Machthaber, über Zerstörung menschlichen Glückes durch ihre Tücken und Frevel, und über ihre Ungestraftheit, die ihnen Stand und Rang verlieh. Goethe war heiter lächelnd, ja selbst muthwillig, mit natürlicher Ungebundenheit hervorgetreten; fast spielend hatte er seine Waffen gegen die Künstelei der Convenienz und geschmackloses Bürgerthum gewandt; Schiller vergegenwärtigte mit bitterm Ernste Kränkungen des ewigen Rechts in den höchsten Interessen der Menschheit. Goethe hätte zu Frivolität anregen können, Schiller konnte zu einer Revolution führen. Goethe's Erstlinge gingen aus dem Gefühle der Freiheit von beschränkenden äußeren Lebensbedingungen und dem Wohlgefühle, dergleichen Peinlichkeiten Trotz bieten zu können, Schiller's aus der Erfahrung lästigen Druckes und dem Unmuthe, ihn tragen zu müssen, hervor. Jetzt, einander im Angesicht, stand Goethe da in sich abgeschlossen, durch die italienische Reise zu innerer Ruhe gelangt, mit Selbstbewußtseyn des Geleisteten, noch reger schöpferischer Kraft und poetischer Läuterung, äußerlich mit dem Ausdrucke vollendeter Befriedigung und mit einer Haltung, die nicht mehr das Streben, dem Leben etwas abzugewinnen, aussprach: Schiller ihm

gegenüber, voll verzehrender Glut (?) und beunruhigenden poetischen Dranges, und ohne feste, gegen Verkümmerung sichernde äußere Stellung im Leben. Was sie auseinanderhielt, zu beseitigen, und zwei im Innern so sehr von einander abweichende Naturen späterhin zum innigsten poetischen Einverständnisse und zum Seelenaustausche der Freundschaft zu einen, war nur der hohen Genialität, die dem Einen wie dem Andern inwohnte, möglich; dazu bedurfte es aber Zeit. Es vergingen noch sechs Jahre, ehe der große Geisterbund geschlossen wurde; Schiller's Neigung, dem Ueberlegenen die Hand zu bieten, ward durch Goethe's Gemessenheit im Aufkeimen niedergehalten." [1])

Unser Dichter beurtheilte selbst nach dieser Zusammenkunft seine geistige Stellung zu Goethe sehr treffend in einem Briefe an Körner. „Vieles, was mir jetzt noch interessant ist," sagt er, „was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her ganz anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Schon diese Zeilen lassen durchblicken, daß Schiller die Vereitelung des Wunsches seiner Freundinnen leichter trug, als sie selbst. Aber er fand ja auch in dem Genusse

---

[1]) Weimar's Musenhof, v. Wachsmuth (Berl. 1844) S. 90 u. f.

ihrer Liebe und Freundschaft und seiner eigenen Thätigkeit jetzt eine überströmende Quelle des Glücks.

Mit Plutarch, Rousseau und Goethe war das Schwesternpaar aufgewachsen; sie waren die Hausgötter der Familie. Welche neue Bande der geistigen Gemeinschaft! denn wir wissen, mit welcher Wärme Schiller in seiner Jugend an Plutarch und Rousseau hing und wie begeistert er von Goethe war.

Dazu kam nun noch eine gemeinsame Lectüre der Griechen. An der Hand der Geliebten trat unser Freund zuerst in die Welt des Hellenenthums ein — eine Welt, die eben so harmonisch, eben so anmuthig ist, als das geistige Leben, welches den Liebenden von Herz zu Herzen fließt. Bis vor Kurzem hatte er von den Griechen wenig Kenntniß genommen. Seine Jugendbildung hatte ihn nicht in dieselben eingeführt; sein späterer wechselvoller Lebenslauf hatte ihm keine Muße gegönnt und keinen Anreiz gegeben, das Versäumte nachzuholen. Der Glückliche wird nur von dem Glücklichen verstanden. Wie hätte Schiller sich früher mit seinem Herzen der Hellenenwelt nahen können? Wenn ihr Licht auch in ihn eindrang, so beleuchtete es nur die Zerrissenheit seiner Seele. Auch konnte sich der Riesengang seines von philosophischen und ethischen Ideen fortgerissenen Genius unmöglich mit den gemäßigten und reinen Werken der Griechen zusammenfinden. Sein Weg, welcher von Shakespeare anhub, mußte durch die Franzosen gehen, ehe er bei den Griechen anlangte. Das Gute hat die Affectation

einer Tugend immer, daß sie uns auf die Tugend selbst aufmerksam macht. So vorbereitet kam er nach Weimar, und erst hier fing er an, die Alten fleißiger zu lesen, und das entscheidende Verdienst hat sich Wieland um die Bildung Schiller's erworben, daß er ihn auf die Griechen nachdrücklich hinwies und an ihrem Studium so sehr festhielt, als es seine anderweitigen Arbeiten damals erlaubten. Von dieser Zeit an zeugen beinahe alle seine Schriften mehr oder weniger von seinem Studium der Alten, und die ersten Früchte desselben waren metrische Uebertragungen und die Götter Griechenlands.

Wir verweilen hier einige Augenblicke bei Schiller's damaliger Thätigkeit, und legen in die Erzählung seiner Liebe die eben genannten Arbeiten und ein paar andere mitten hinein, denen größtentheils diese Liebe ihre Seele einhauchte.

Die Götter Griechenlands zwar entbehren noch der freundlichen Harmonie, die aus einem glücklich liebenden Herzen kommt; denn sie wurden noch vor dem Aufenthalte bei Rudolstadt geschrieben.[1]) Dieses Gedicht liegt mit den letzten Acten des Don Carlos in der Thalia, mit der Freigeisterei aus Leidenschaft, der Resignation, dem Verbrecher aus verlorener Ehre, den philosophischen Briefen und dem Geisterseher in einer Reihe, und schließt die durch jene Schriften hindurchgeführte Ideenbewegung ab. Hatte er

---

[1]) Dieses Gedicht erschien zuerst im Märzhefte des Merkur vom Jahre 1788.

dort im Namen der Geistesfreiheit und der Wissenschaft Opposition gegen kirchliche Formen und Lehren gemacht, welche den Geist niederzudrücken, gefangenzunehmen oder einzuschläfern schienen, so mußte er jetzt manchen religiösen Dogmen und kirchlichen Gebräuchen im Namen der Schönheit entgegentreten. Denn in unsrer Religion schienen ihm die ewigen Rechte der Schönheit gar nicht oder nur kümmerlich berücksichtigt. Als Anwalt dieser Rechte tritt Schiller in den Göttern Griechenlands auf. Er spricht seine heißeste Sehnsucht nach einer poetischen Betrachtung der Dinge aus, welche aus der Religion seiner Zeit verschwunden sey, bei den Hellenen aber einst auf eine herrliche Weise sich ins Leben gebildet habe. Das Gedicht ist nicht eigentlich gegen jeden Monotheismus gerichtet, sondern tadelt nur den abstracten Verstandesmonotheismus, welcher, im einseitigen Interesse der Wahrheit, alle Anforderungen des Gefühls und der Einbildungskraft unberücksichtigt läßt, die sich nur an einer lebendigen Mannichfaltigkeit einzelner, naher, anschaulicher, göttlicher Gestalten erquicken können. Außerdem, und in noch höherm Grade, rügt der Dichter die finsteren, öden und Entsagung auflegenden Religionsgebräuche seiner Zeit, die ganz verstandesmäßige, gemüthlose und mechanische Auffassung der Natur, die trübe Ansicht des Lebens, die grausenhafte Vorstellung vom Tode und die unerquickliche von unserm künftigen Daseyn — Alles in der Absicht, um durch den Gegensatz seine heitere, rein menschliche ästhetische Weltanschauung in ein helleres

Licht zu setzen. Diese ganze Polemik tritt in der ältesten Gestalt des Gedichtes [1]) weit greller und stärker hervor. Bei der spätern Ueberarbeitung ließ der Dichter ganze Stellen und Strophen weg, die ihm zu verletzend schienen; aber mit dem Anstößigen und Heftigen verschwand nun auch aus dem Gedichte ein guter Theil des Charakteristischen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß wir die Götter Griechenlands für etwas mehr anzusehen haben, als für den Ausfluß einer nur „poetischen Ansicht und momentanen Dichterlaune," wofür sie Caroline von Wolzogen hielt, oder als „eine poetische Grille," wie sie Götzinger nennt. Es fehlte auch bald nach dem Erscheinen des Gedichtes nicht an Solchen, die darin mehr als das Erzeugniß einer vorübergehenden Anregung und Stimmung sahen, und daher als Vertheidiger des Christenthums gegen diese Apologie des griechischen Heidenthums auftreten zu müssen glaubten. Einige unter diesen waren thöricht genug zu glauben, Schiller habe im Ernste gewünscht, die Religion der Hellenen zurückrufen zu können; Andere, welche wohl erkannten, daß er dadurch nur seinen Widerwillen gegen die einseitige, rein begriffsmäßige Religionsbetrachtung einer kalten Vernunft und gegen die dürren, geschmacklosen Formen des kirchlichen Cultus habe aussprechen wollen, machten ohnmächtige Versuche, dagegen mit gleichem Glanze die poetischen Seiten des Christenthums hervorzustellen. Zu

---

[1]) S. meine Supplem. zu Schiller's W. II. 267 ff.

solchen Gegenstücken gehört „Das Lob des einzigen Gottes“ von Fr. von Kleist, im Deutschen Merkur (1789), ferner ein „Gegenstück zu Schiller's Göttern Griechenlands“ von Benkowitz, in von Archenholz's Literatur und Völkerkunde (1789). Auch prosaische Entgegnungen rief das Gedicht hervor, unter andern einen Aufsatz „Ueber Polytheismus, veranlaßt durch die Götter Griechenlands“ im Deutschen Merkur (1788) und die „Gedanken über Schiller's Gedicht, die Götter Griechenlands, von Fr. L. Gr. zu Stolberg“ im Deutschen Museum (1788). Stolberg's Fehdebrief scheint unsern Dichter am empfindlichsten bewegt zu haben; doch gab er seinen ersten Vorsatz, darauf zu antworten, bei ruhiger gewordenem Blute wieder auf, obgleich Wieland ihn ermunterte, „den platten Grafen Leopold für seine, selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen ein wenig heimzuschicken.“

Mit den Göttern Griechenlands steht das herrliche Lehrgedicht „Die Künstler“ in der innigsten Verbindung. Es wurde zu Rudolstadt im Herbste 1788 begonnen und zu Weimar im Februar 1789 vollendet.[1]) Der Dichter führt hier das Resultat der Götter Griechenlands, über alle Polemik erhaben, mit friedlichem, heiterm Geiste weiter aus. Wie im Don Carlos aus Schiller's politischem

---

[1]) Eine ausführliche Detailerklärung dieser im Einzelnen stellenweise sehr schwierigen Dichtung gibt Viehoff in seinem Commentar zu Schiller's Gedichten, Th. 1 S. 315—372.

Unmuthe eine reine Idee emporstieg, so konnte erst in den Künstlern die ungetrübte Begeisterung der Liebe glühen, nachdem sich Schiller seines durch so viele Darstellungen hindurch getragenen ethisch-religiösen Mißbehagens zuletzt in seinen Göttern Griechenlands vollends entledigt hatte. Wenn daher dieses letztere Gedicht noch rückwärts schaut, indem es eine polemische Ideenrichtung abschließt, so haben die Künstler das Gesicht wieder vorwärts gewandt, indem sie die Keime beinahe aller Grundansichten enthalten, welche Schiller später in seinen ästhetischen Abhandlungen auseinandersetzte. Poetisch prägte er hier zuerst seine Gefühle und Ideen aus, dann begründete und erweiterte er sie wissenschaftlich, und zuletzt, in seiner dritten Lebensperiode, setzt er wohl von dem, was ihm die Forschung Neues eingebracht hatte, Manches wieder in Poesie um.

Auch noch in einer andern Beziehung schließen sich die Künstler an die Götter Griechenlands an. Diese letzteren spielten von allen bisherigen Gedichten, in denen uns Schiller eigene Ideen vorträgt, zuerst in die Geschichte ein; die Künstler aber haben ganz und gar einen culturhistorischen Charakter. Sie veranschaulichen den Werth des Schönen dadurch, daß uns die Erziehung des Menschengeschlechts durch die Kunst vor Augen geführt wird. In einer Zeit, wo die Kunst gewöhnlich nur als ein Unterhaltungsmittel und als ein Schmuck der feinern Gesellschaft betrachtet wurde, verkündete Schiller ein neues Evangelium

der Schönheit und Kunst und vindicirte beiden die erhabenste Stellung, indem er sie als die mächtigsten Hebel in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, ja als das Ziel ihrer Ausbildung darstellte. Er lehrte, daß alle intellectuelle, moralische, politische und religiöse Bildung von je her von dem Schönen ausgegangen sey; er wies es in der Culturgeschichte nach, daß alle Humanität immer sich mit der Kunst gehoben habe, und ohne sie gesunken oder verschwunden sey, und schloß damit, daß die menschliche Cultur erst in der Rückkehr zu eben dieser schönen Kunst ihr Ende finde.

Daß die in diesem Gedichte niedergelegten Ideen und Empfindungen aus dem Innersten seines Wesens gegriffen seyen, äußerte Schiller damals selbst in Briefen an seine Geliebte und ihre Schwester; auch gestand er, daß er noch nichts so Vollendetes gedichtet zu haben glaube, sich aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen habe. Einen bedeutenden Einfluß auf die Dichtung hatte Moritzen's Schrift: „Ueber die Nachahmung des Schönen" und die mit Moritz, der damals in Weimar war, und mit Wieland über dieses Buch gepflogenen Gespräche. [1])

Je höher aber die Stufe ästhetischer Bildung ist, auf welcher uns Schiller in den Künstlern erscheint, um so weniger ist zu glauben, daß er in demselben Jahre 1789,

---

[1]) Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 304, 373, 383 u. ff.

wo er dieses Gedicht vollendete, eine so alltägliche, ideenarme Paramythie, wie der „Trost am Grabe" [1]) gedichtet haben könne. Dieses Gedicht wurde zuerst im „Ergänzungsbande zu Schiller's Werken", Gratz 1829, abgedruckt. Der Herausgeber, Greiner, gibt die Notiz, das Gedicht sey ihm von Prag aus durch eine hohe Person zugesandt worden mit der Versicherung, daß diese Dichtung von Schiller zum Troste für eine junge Dame verfaßt worden sey, die ihren Gemahl im ersten Jahre ihrer glücklichen Ehe verloren habe und dadurch in eine solche Trostlosigkeit verfallen sey, daß man für ihr Leben fürchtete. Wer die Dame und wer die hohe Person war, die das Gedicht dem Herausgeber schickte, wissen wir nicht. Noch mehr ist aber das Stück durch seinen Inhalt verdächtig. Die Auferstehungsscene in der drittletzten und vorletzten Strophe ist unschillerisch, und die gewöhnlichen Unsterblichkeitsvorstellungen, wie wir sie hier finden, sind unserm Dichter fremd. Ob Schiller sich hier vielleicht einmal accommodirt hat? Sonst wenigstens hat er es nie gethan.

Eher könnte noch dieser Zeit ein „Hochzeitgedicht" [2]) angehören, welches Boas in seinen Nachträgen mitgetheilt hat. Er setzt es in das Jahr 1801 und bemerkt, daß es zuerst im Taschenbuche für Damen auf das Jahr 1807 erschienen und im Jahre 1810 in Hamburg zum Besten

---

1) S. meine Supplemente zu Schiller's W. II, 277 ff.

2) Ebendas. III, 265 ff.

der reformirten Armencasse wieder abgedruckt worden sey. Ein kurzes Vorwort sage darüber: „Schiller dichtete dies, in fremdem Namen, zur Vermählung eines seiner würdigsten Freunde. Er schrieb es, umgeben von mehreren Menschen, aus der Fülle seiner schönen Seele. Ohne es wieder durchzusehen, gab er es zum Drucke hin. Die ersten Verse beziehen sich auf die Schwierigkeiten, die sich der so schönen Wahl des Liebenden Anfangs entgegenstellten." Das Authentische dieser Nachricht, der manches Unwahrscheinliche anhaftet, muß erst ermittelt und festgestellt werden. Wenigstens scheint das Gedicht nicht Schiller's drittem Lebensabschnitte anzugehören; denn es enthält keine Spur jener auf philosophischer Reflexion beruhenden sittlich-ästhetischen Weltansicht und der kunstvollen Behandlung der Sprache und des Versmaßes, welche damals Schiller's Eigenthum geworden waren.

Dann erwähnen wir noch eines zweifelhaften Gedichtes, „die Priesterinnen der Sonne, zum 30. Jänner 1788, von einer Gesellschaft Priesterinnen überreicht [1]", das vielleicht eine Festgabe für den Geburtstag der Herzogin Luise von Weimar war. Mehrere sprachliche Gründe, die Viehoff in seinem Commentar zu Schiller's Gedichten erörtert hat [2]), sprechen für die Authenticität dieses Gedichtes.

---

1) Ebendas. III, 372. ff.
2) Th. 5, S. 283 f.

Wie in den Künstlern, so spricht sich auch in den gleichzeitig verfaßten *Briefen über Don Carlos*, über deren Hauptpuncte wir uns schon früher erklärt haben, ein friedlich gestimmtes, durch Liebe verklärtes Gemüth aus. Man sieht es diesen Briefen recht an, wie sie aus dem schönsten Seelenfrieden hervorgewachsen sind, so harmonisch, ebenmäßig und schön ist Alles an ihnen. Kein harter, eckiger Ausdruck, geschweige denn ein roher, heftiger Gedanke ist in ihnen zu finden. Kein Satz, kein Wort ist, welches man verändern oder wegnehmen möchte. Eine Prosa, welche reiner, klarer, schöner wäre, als diese, ist noch nie geschrieben worden. Selbst die von uns früher nachgewiesenen Fehler in der Apologie des Don Carlos wurzeln in Schiller's idyllischer Liebesschwärmerei in Volkstädt. Wir würden ihm Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, er habe einige Theile seines Dramas, um dasselbe von Mängeln zu reinigen, *absichtlich* unter einen falschen Gesichtspunct gestellt. Vielmehr veranlaßte ihn sein damaliger *Gemüthszustand*, jene Theile anders zu betrachten, und sein Scharfsinn führte nur den Ton weiter aus, den sein Herz angab. Alles Verfehlte in jenen Briefen läuft nämlich darauf hinaus, daß Schiller das Verhältniß Posa's zu Don Carlos falsch darstellte. Sein Herz war damals in Volkstädt so einzig voll von Liebe, daß ihm auch die ihr verwandte Freundschaft ganz in Liebe aufging. Indem er nun an die Freundschaft der beiden Helden des Dramas den Maßstab einer Alles ausschließenden, allein

in dem Gegenstande lebenden Neigung legte, konnte ihn jene Freundschaft, eben weil sie sich einem andern Zwecke unterordnete, unmöglich befriedigen, und so verführte die Sentimentalität seines Herzens seinen Kopf zur Sophistik. Wie Schiller früher seinem Freiheitstriebe nicht selten zu viel einräumte, so gestattete er jetzt bisweilen einen zu großen Spielraum seinem Herzen, seinem zweiten sittlichen Lebenselemente, das während seines friedlichen und genußreichen Aufenthaltes in Volkstädt und Rudolstadt unter dem milden Lichte einer glücklichen Liebe und beim Genuße der unsterblichen Werke der Griechen alle seine Blüthen zu entfalten begann.

Und so mögen denn noch kurz die Uebertragungen in's Deutsche erwähnt werden, durch welche Schiller den antiken Geist mit dem seinigen zu verschmelzen suchte, während er sich hierdurch zugleich Masse für seine Thalia schuf.

In das sechste und siebente Heft dieser Zeitschrift (1789) ließ er seine Uebersetzung der Iphigenia in Aulis von Euripides einrücken. In Rudolstadt hatte er mit seinen Freundinnen in der französischen Uebersetzung von Brumoy unter andern griechischen Schauspielen auch Stücke von Euripides gelesen, von denen sie sich ganz besonders angezogen fühlten. Sie baten ihren Freund, ihnen ihre Lieblingsstücke zu übersetzen; in seiner edeln und klaren Sprache würden sie dieselben erst recht genießen können. Wie hätte Schiller den Geliebten das verweigern mögen, wozu schon das eigene Herz ihn drängen mußte? Den

Euripides stellt er selbst auf die Scheidelinie zwischen die alten und neuen Dichter,[1] und er hatte damals wohl mit keinem Schriftsteller des Alterthums eine so innige Verwandtschaft, als mit diesem sententiösen und empfindungsvollen Tragiker. Daß aber nun gerade Iphigenia in Aulis beliebt wurde, mochte durch Goethe's Iphigenie veranlaßt seyn, die vor Kurzem erschienen war. Das deutsche Schauspiel schien einer Bearbeitung der griechischen Tragödie eine gute Aufnahme zu versprechen.

Da Schiller nicht so viel Griechisch verstand, um den Tragiker in der Ursprache lesen zu können, so übersetzte er das Stück aus einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung, wobei er sich noch der französischen Uebersetzungen von Brumoy und von Prevot bediente. Es versteht sich von selbst, daß er seine Uebertragung der modernen Auffassung und Empfindungsweise möglichst annäherte, da er ja zunächst für seine Freundinnen arbeitete. Hiezu trieb ihn aber auch schon die Beschaffenheit seines Geistes, dessen Eigenthümlichkeit jeder Gegenstand annehmen mußte, der in seine Nähe trat. Er drückte überall den Dingen mehr den Stempel seines Geistes auf, als er, sich selbst vergessend, in ihr Wesen einzugehen vermochte. Daher wirkt diese Bearbeitung der Iphigenia in Aulis ganz verschieden von dem Originale auf den Leser; sie bringt durch eine veränderte Anschauung eine andere Stimmung der Phantasie

---

[1]) Schiller's W. (Octavausg.) B. 12, S. 225.

und des Gefühls hervor; bleibt auch im Wesentlichen der Ideengehalt, so haucht uns doch ein anderer Geist an. Der antike Geist blickt, nach Humboldt's Ausspruche, [1]) wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand; aber dennoch finden sich überall Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man vom Anfange bis zum Ende beim Antiken festgehalten wird.

Ein Fortschritt in der Uebersetzungskunst zeigt sich in dem Bruchstücke: „Die Phönizierinnen, aus dem Euripides übersetzt. Einige Scenen," welches Schiller im achten Hefte der Thalia erscheinen ließ. Ohne dem Inhalte etwas zu vergeben und im Ganzen seine Methode zu verlassen, hält er sich hier mehr am Worte und ist weniger gedehnt. Alles ist in Jamben übersetzt, welche freilich verständlicher zu unserm Herzen sprechen, als die nachgekünstelten antiken Versmaße.

Indem wir nun von diesen Schriften zu unsers Dichters Leben zurückzukehren im Begriffe stehen, fassen wir einen Augenblick seine Gemüths- und Gefühlsbildung in's Auge, deren Einfluß auf Form und Gehalt seiner Dichtung wir im Vorhergehenden schon nachzuweisen suchten, und welche durch die Einwirkung des Lengefeld'schen Familienkreises ihren vollen Blüthenschmuck entfaltete.

In Schiller's Seele bemerkten wir schon von Anbeginn neben einer energischen und erhabenen Gemüthsstimmung

---

[1]) Briefwechsel mit Schiller, S. 19.

für die Freiheit und die anderen höchsten Güter des Lebens, eine sanfte und schöne Herzensneigung für Liebe und Freundschaft und alles Andere, was das Leben schmückt und veredelt. Jenen heroischen Charakterzug hatte er bisher im Kampfe mit den ungünstigsten Verhältnissen vorzüglich ausgebildet und in seinen bisherigen Schriften dargestellt. Dieser humane Trieb, aus dem alle Liebenswürdigkeit im Leben und alle Harmonie in der Dichtung fließt, hatte sich bisher in ihm nicht ebenmäßig entwickeln können. Nur günstige Verhältnisse rufen diese schön menschliche Neigung an das Tageslicht, nicht im Widerstreben kann diese Uebereinstimmung der Seele mit sich selbst gedeihen. Von der Dichtung des Don Carlos an hatte diese harmonische Gemüthsbildung begonnen; aber sie hatte bisher ihre ganze Blüthenpracht noch nicht erschlossen. Mißmuth, Ungestüm und Leidenschaft hatten nur allzuschnell Schiller's Verhältnisse in Dresden getrübt, und es fehlte noch immer an der rechten Wärme, deren er bedurfte, daß seine ganze Menschheit in ihm zur Reife kam. Noch schwebte der Fluch des Ungemachs über seinem Haupte, und der Unfriede wohnte in seinem Herzen. Erst in der Lengefeld'schen Familie, erst während seines Aufenthalts in Rudolstadt begrüßte ihn der versöhnende Genius; und es ging an ihm in Erfüllung, was er an seine Freundinnen geschrieben hatte: „Rudolstadt, und diese Gegend überhaupt soll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn seit geraumer Zeit geht's mir, wie dem Orest in

Goethe's Iphigenia, den die Eumeniden umhertrieben, den Muttermord freilich abgerechnet, und statt der Eumeniden etwas Anderes gesetzt, was am Ende nicht viel besser ist. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen an mir vertreten und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen."

Schiller blieb in der Nähe des Familienkreises, wo ihm ein so unschätzbares Gut zu Theil wurde, bis in die Mitte des Novembers 1788. In den letzten Wochen zog er von seinem Landsitze nach Rudolstadt, da der Winter einen längern Landaufenthalt nicht mehr wünschenswerth machte. Literarische Arbeiten und eine zarte Rücksicht gegen Charlotte von Lengefeld, da das Publicum sich schon mit einem Heirathsgerüchte trug, ließen ihn an baldige Rückkehr nach Weimar denken. Dieselbe Zartheit beobachtete er auch darin, daß er ihr keinen bestimmten Antrag machte. Er konnte sich über die Unsicherheit seiner äußern Lage nicht täuschen, und er war viel zu besonnen, als daß er dem Gedanken Raum gegeben hätte, ohne eine feste bürgerliche Existenz sich ein Familienleben gründen zu wollen. Er sprach gegen die Schwestern den Plan aus, sich als Professor der Geschichte eine gesicherte Stellung im Leben zu verschaffen. Der Gedanke wurde freudig aufgenommen, und man konnte nun, bei dieser beglückenden Aussicht im Hintergrunde der Seele, die Hoffnung und den Wunsch einer Vereinigung für die Zukunft schon muthiger aussprechen. Die Herzen verstanden sich auch ohne bestimmte Erklärung. Mit beseligendem Vertrauen kehrte Schiller nach Weimar

zurück, und an demselben Tage reis'te seine Freundin mit ihrem Oheime nach Erfurt. Ohne diese, vielleicht absichtlich veranstaltete Reise, würde er seinen eigenen Aufbruch vielleicht noch weiter hinausgeschoben haben. Er nahm einen schriftlichen Abschied. Manches Andenken, das Bild seiner Lotte, geschenkte Blumenstöcke, empfangene Billets nahm er mit; „denn alles Gute und Schöne hat, wie die Sacramente, eine unsichtbare Wirkung und ein sichtbares Zeichen."

Aber welche Lücke in seinem Leben fühlte nun Schiller in Weimar! Es schien ihm Alles zu fehlen, da ihm der Umgang mit der Freundin mangelte, auf die er Alles bezog. Er war jetzt wieder ganz auf sich zurückgewiesen, aber nicht mehr so glücklich, als damals, wo er Alles aus sich schöpfte und so wenig vom Leben forderte. An sie war ihm Alles gebunden, von ihr ihm Alles abhängig. Alles war ihm fremd und gleichgültig geworden, er schien einen Verlust an seiner Seele erlitten zu haben. Er sonderte sich noch mehr, als ehedem, von den Menschen ab, und hielt sich auch von dem Kränzchen fern, an dem er früher Theil genommen hatte. Nur seltene, nur die nothwendigsten Besuche machte er, und lustwandelte oft, von Vergangenem und Zukünftigem träumend, nach Belvedere hin auf dem Wege, der zum Wohnsitze seiner Freundin führte. Die Weimaraner klagten sehr über ihn, er verderbe seine Gesundheit durch vieles Arbeiten und Sitzen. „So sind die Leute!" schrieb er an Lotte, „sie können

es einem nicht vergeben, daß man sie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen sie einem die kleinen Freuden, die sie zu geben wissen! Wenn die völligste Indifferenz gegen Clubbs und Cirkel und Kaffeegesellschaften den Menschenfeind ausmacht, so bin ich's wirklich in Rudolstadt geworden." — „Es sieht vielleicht misanthropisch aus," heißt es in einem andern Briefe, „aber ich kann mir nicht helfen, ich bin Kleist's Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn."

Der 22. November war der Geburtstag seiner Charlotte. Den Abend dieses Tages brachte er in einer stillen und glücklichen Herzensfeier zu. Seit er wieder in Weimar war, hatte er sich von Arbeiten, die ihm nicht recht an's Herz wollten, gespannt und zusammengedrückt gefühlt. An diesem Abend empfand er zuerst wieder eine wohlthätige, lebendige Bewegung in seinem Wesen; er wiegte sich in süßen, dichterischen Träumen, alte erwärmende Ideen tauchten wieder auf; er war

— in der schönen Welt,
Wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluthen der Dürstende trinkt,
Und gereinigt von sterblichen Schwächen
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt. [1])

---

[1]) Wir sind verwundert, vom Dichter selbst zu hören, daß diese Verse, womit er Charlotten „als der Heiligen des Tages" dankt, sich damals in den „Künstlern" befunden haben. Das

Durch den Briefwechsel mit Charlotte, von dem wir so eben ein paar Bruchstücke mitgetheilt haben, wurde der fehlende Umgang mit ihr einigermaßen ersetzt. Regelmäßig jede Woche wurden Briefe geschrieben und beantwortet, an eine oder die andere Schwester. Der Donnerstag war für den Liebenden der glückliche Tag, der periodisch in seinem Leben einen Pulsschlag machte — wo er durch die Botenfrau einen Brief erhielt. „Ihre Briefe", schreibt er am 4. December, „vertreten jetzt bei mir die Stelle des ganzen Menschengeschlechts, von dem ich diese Woche über getrennt gewesen bin." Bisweilen wurde auch ein gutes, erweckendes Buch beigelegt, oder auch eine eigene Geistesarbeit mitgeschickt, z. B. von Lotte einmal ein von ihr übersetztes Lied Ossian's. Diese Briefe, welche uns die ältere Schwester aufbewahrt hat, sind ein köstliches Document. Sie führen uns Schiller als Menschen vor, wie ihn uns die später geschriebenen, an Goethe besonders, als Denker und Kunstkenner zeigen; sie geben uns ein Bild von der Gefühlsausbildung des trefflichsten Menschen, und decken uns die Quelle des sittlichen, humanen Geistes auf, der bezaubernd durch seine Dichtungen fluthet. Gleichzeitig ging der Briefwechsel mit Körner auf's lebhafteste fort. Schiller ließ es sich angelegen seyn, die neuen Freundinnen

---

Metrum weicht ganz von dem der Künstler ab, und auch der Inhalt will sich nirgendwo dem Gedankengange derselben recht anfügen.

mit dem alten Freunde bekannt zu machen, und so die Geliebten seines Herzens auch unter einander, wenigstens geistig, zusammenzubringen.

Uebrigens mußten auch die schon durch seine ökonomische Lage gebotenen vielfachen literarischen Beschäftigungen ihn diesen Winter 178⁸/₉ über zu Hause zurückhalten. Zwei Zeitschriften, der Merkur und die Thalia, erforderten angestrengte Thätigkeit. Von der letztern war 1788 nur ein Heft erschienen, das Eingehen derselben war zu befürchten, wenn sie nicht kräftiger hervortrat. Und doch war auf dieses Blatt und den Merkur seine Subsistenz und die Hoffnung der Wiedervereinigung mit seinen Freundinnen gegründet. Denn eine baldige feste Anstellung stand nicht zu erwarten, und reizte auch unsern Freund täglich weniger, je mehr er sich nach dem Glücke sehnte, den nächsten Sommer wieder in Unabhängigkeit im Rudolstädter Thale zu verleben. Aber was er für jene Blätter arbeitete, berührte ihn meist nur oberflächlich: nur die Vollendung der Künstler machte ihm Freude. Und das Schlimmste war, daß die Arbeiten auch in dem Grade langsam fortrückten, als sie ihm wenig Genuß brachten. Auch seine Beschäftigung mußte seine Wünsche nach dem Sommer hinziehen, wo er in Rudolstadt auf eine genußreichere Thätigkeit rechnen konnte. Abspannung von seiner angestrengten, mannichfachen Arbeit fand er bisweilen in der Lectüre guter Bücher oder in der Unterhaltung mit gebildeten Männern. So las er einige historische Werke von

Friedrich II., Voltaire, Montesquieu, und machte sich auch zum ersten Male, durch ein übersetztes Bruchstück, mit Gibbon bekannt. Von Ossian wird in seiner damaligen Correspondenz die feine Bescheidenheit und das leichte Hinschweben über die Thaten gerühmt, die er uns nur in den Folgen merken läßt. Unter den Alten fühlte er sich durch Horazen's Satyren in der Wieland'schen Uebersetzung lebhaft angesprochen. Besonders angenehm und fördernd war ihm die öftere Gesellschaft des genialen Moritz, den er schon von Leipzig her kannte, und der jetzt nach seiner italienischen Reise eine Zeitlang in Weimar lebte. Im December ging an Schiller auch ein Landsmann, der ihn interessirte, Schubart der Sohn, vorüber, welcher von Berlin nach Mainz reis'te, wo er bei der preußischen Gesandtschaft angestellt war. Schiller nennt ihn einen Dichter, aber keinen geborenen, sonst einen guten, redlichen Charakter, der besonders viel vom schwäbischen Provincialcharakter an sich habe. Er erfuhr von ihm, daß sein Don Carlos in Berlin auf Befehl des Königs aufgeführt worden, und die Scene des Marquis mit Philipp dem Könige, wie es hieß, sehr ans Herz gegangen sey. „Ich erwarte nun", fügt Schiller dieser Nachricht scherzend bei, „alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren."

Nebenbei klagt er in seinen Briefen häufig über die entsetzliche Winterkälte jenes Jahres. Am 11. December schreibt er an Charlotte: „In diesem grimmkalten Winter

habe ich Sie schon öfters bedauert. Ich weiß, wie ungern Sie sich in Ihr Zimmer einsperren lassen, und daß freie Luft und heiterer Himmel gewissermaßen zu Ihrem Leben gehören. Die schönen Berge werden jetzt traurig um Rudolstadt liegen, aber auch in dieser traurigen Einförmigkeit immer groß — und daß ich sie nur vor meinem Fenster hätte! Mir macht dieses winterliche Wetter mein Zimmer und meinen stillen Fleiß desto lieber und leichter, und läßt mich die Entbehrungen, die ich mir auflegen muß, desto weniger empfinden."

Ein anderes Mittel, wodurch er sich bei diesen Entbehrungen zu trösten suchte, war die eifrig genährte Hoffnung eines abermaligen schönen Sommeraufenthalts bei Rudolstadt. Aber diese Aussicht sollte ihm bald geraubt werden, denn er erhielt einen Ruf als Professor der Geschichte nach Jena.

Der Abgang Eichhorn's nach Göttingen machte die Wiederbesetzung seiner Stelle in Jena nothwendig. Schiller hatte durch die eben erschienene Geschichte des Abfalls der Niederlande seinen Beruf fur die Geschichte glänzend beurkundet. Er war auch sonst den Regierungen der herzoglich sächsischen Länder, welche die akademischen Lehrstellen in Jena gemeinschaftlich besetzten, vortheilhaft bekannt. Goethe bewies sich bei dieser Gelegenheit sehr theilnehmend; er und der Geheimerath von Voigt verwandten sich für Schiller, und der Herzog war, wie wir wissen, ihm persönlich gewogen. Ohne Zweifel war auch die Lengefeld'sche

Familie in dieser Angelegenheit von Gewicht, indem ihre Freunde die Sache in ihrem Sinne betrieben. So konnte denn Schiller schon am 28. December 1788 die Nachricht geben, es sey beinahe schon richtig, daß er künftiges Frühjahr als Professor der Geschichte nach Jena gehe.

Diese Aussicht freute ihn weniger, als man hätte erwarten sollen. „So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt", sagt er, „so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen, und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich zurücktreten. Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort, und dieß alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen. Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte, als der Herr Professor. Indessen denke ich wie Sancho über die Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren, wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Professoren, zurecht komme, ist eine andere Frage." In einem andern Briefe beklagt er es, daß man ihm in Jena keine Vortheile werde anbieten können, ihn für seine Opfer schadlos zu halten, und ihm eine angenehme

Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Umstand könne ihn in der Folge zwingen, Jena mit einem andern Platze zu vertauschen. Es war nämlich mit der Professur kein Gehalt verbunden. „In der That", fährt er fort, „ist es von meiner Seite nichts Anderes, als eine heroische Resignation auf alle Freuden in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine leichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu seyn, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstande leben, und dieser muß nicht von den Producten meines Geistes abhängig seyn. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen, und darum habe ich ihn gethan." Man sieht daraus, daß er die Stellung in Jena nur als eine Stufe zu einem einträglichern und mußereichern Posten betrachtete.

Wie wehe es ihm aber that, für eine noch ungewisse Aussicht in den nächsten Jahren der Dichtkunst ganz entsagen zu müssen, sprechen andere Stellen seiner damaligen Briefe lebhaft genug aus. „Der Abschied von den schönen, freundlichen Musen", schreibt er, „ist immer hart und schwer, und die Musen — ob sie schon Frauenzimmer sind — haben ein rachsüchtiges Gemüth. Sie wollen nicht verlassen werden, und wenn man ihnen einmal den Rücken gekehrt hat, so kommen sie auf kein Rufen zurück. Wenn dieß aber auch nicht wäre, so rächen sie sich schon durch ihre Abwesenheit genug." So empfand er denn auch, schon als er sich in den folgenden Monaten für

seine Vorlesungen vorbereitete, das Drückende seiner Arbeit und das Widerstreben seines Genius gegen dieselbe. „Ich bin dazu verdammt", klagt er, „mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse. Ich habe nie eine so große Lust gefühlt, ein neues Schauspiel anzufangen, als diesen Winter — gerade weil die Umstände es verbieten.

Das Schwesternpaar that, nach Frauenart, alles Mögliche, um ihn zu trösten und mit der Zukunft auszusöhnen, und es gelang ihm auch so gut damit, daß Schiller zuletzt selbst meinte, „der Himmel habe es am Ende doch gut mit ihm vor." Als eine besonders tröstliche Lichterscheinung für die freudenlose Zeit hielt er den Besuch der Schwestern in Jena im Auge, den diese ihm für die schöne Jahreszeit zugesagt hatten; und da er in Jena dem Wohnorte seiner Freundin nicht näher kam, so erheiterte er sich durch die Vorstellung, daß er dort wenigstens die Saale mit ihr gemein habe, die ihn immer erinnern werde, daß sie von Rudolstadt komme. Ja, er freute sich sogar auf die große Geistesleere, die in Jena durch die gesellschaftlichen Cirkel in ihm entstehen werde, denn durch sie müsse das Andenken an seine Lotte ihm nur noch mehr zum Bedürfnisse werden.

Unter solchen Hoffnungen und Sorgen und unter eifriger Arbeit flossen die paar Monate dahin, die er noch in Weimar zuzubringen hatte. Bisweilen kam er mit

Knebel zusammen, wo dann das Gespräch meist metaphysische Gegenstände betraf. Im April erschien Bürger auf einige Tage in Weimar, und Schiller war viel in seiner Gesellschaft. Sein Urtheil über Bürger stellte sich gleich Anfangs nicht besonders günstig, und ohne Zweifel hat der Eindruck, den Bürger's Persönlichkeit auf ihn machte, auf die spätere Recension seiner Gedichte eingewirkt. Zwar nennt er ihn einen geraden, guten Menschen, konnte aber in seinem Aeußern und seinem Umgange nichts Anziehendes finden. In dem letztern schien ihm, wie in seinen Gedichten, der Charakter der Popularität sich zuweilen ins Platte zu verlieren. „Der Frühling seines Geistes", schreibt er, „ist vorüber, und es ist leider bekannt, daß Dichter am frühesten verblühen." — „Noch ein Fremder ist hier", fügt er den Nachrichten über Bürger hinzu, „aber ein unerträglicher, der Capellmeister Reichardt aus Berlin. Er componirte Goethe's Claudine von Villabella, und wohnt auch bei ihm. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen."

Unterdessen hatte sich Schiller ein Logis in Jena gemiethet und sich das Diplom als Doctor philosophiae verschafft, wovon er den Rudolstädter Freundinnen eine Abschrift zuschickte, damit sie doch auch etwas zu lachen hätten, wenn sie ihn in dem lateinischen Rocke sähen. „Uebrigens", schreibt er, „ist es ein theurer Spaß, denn er kostet mir fünfzig Thaler." Sein „verwünschter" Geisterseher

machte ihm noch so viel zu schaffen, daß er vor Mitte Aprils 1789 nicht an die Vorarbeitung für seine ersten Collegien kommen, und daher nicht mehr nach Rudolstadt reisen konnte. Zuweilen fühlte er sich durch Uebelbefinden, namentlich durch ein drückendes Kopfweh in seiner Thätigkeit gehemmt, was er sich durch zu vieles Sitzen und angestrengtes Arbeiten den Winter über zugezogen hatte. Anfangs Mai reis'te er zu seiner neuen Bestimmung nach Jena ab.

Drittes Capitel.

Professur und Lebensverhältnisse in Jena. — Liebe und Verlobung. — Besuch in Rudolstadt. — Leiden der Liebe. — Der Coadjutor von Dalberg. — Wilhelm von Humboldt. — Verheirathung.

Schiller war noch nicht dreißig Jahre alt, als er, nach zweijährigem Aufenthalte in Weimar und Rudolstadt, sein akademisches Lehramt in Jena antrat.

Hatte Jena schon früher zu den berühmtesten Universitäten Deutschlands gehört, so war es besonders nicht lange vor Schiller's Ankunft eine lockende Stätte für wissenschaftliche Wallfahrten geworden. Seitdem der Schwiegersohn Wieland's, der junge Reinhold, hier als Prophet des neuen philosophischen Evangeliums seinen Sitz aufgeschlagen hatte (1787), durfte es mit jedem Jahre kühner

gegen Göttingen in die Schranken treten; die anderen deutschen Universitäten wichen in den Hintergrund zurück. Die Anzahl tüchtiger, strebsamer, meist jüngerer Professoren mehrten sich fortwährend, der Geist zog den Geist an.[1]) Und neben den Männern fehlte es nicht an schönen, kunstliebenden und gern poetisch schwärmenden Frauen. In dem geselligen Leben zeigte sich eine große Mannichfaltigkeit von Sitten und Persönlichkeiten. Man konnte kaum eine größere Verschiedenheit in Manier, Kleidung, wissenschaftlicher und sittlicher Cultur antreffen, als in Jena. Die grellsten Contraste bestanden neben einander, und es war einem Jeden freigestellt, zu erscheinen und zu handeln, wie er es für gut fand, so lange er nur nicht die Gesetze der Gesellschaft muthwillig mit Füßen trat. Von den gemeinsten und rohsten Manieren bis zur großstädtischen Ueberverfeinerung in Sitte und Kleidung, von der beschränktesten Betrachtung der Wissenschaft eines Privatdocenten bis zum freisten Ueberblick und zur heitersten Lebensansicht des Weltmannes — für diese ganze Reihe von Lebensformen konnte man in Jena Repräsentanten finden. „Die akademische Jugend war froh bis zur Ausgelassenheit und ohne Ahnung außer dem Gebiete ihrer Studien und ihres Humors liegender Aufgaben; eben diese Negation des Politischen kam der Laune zu Statten; es war harmlose Heiterkeit,

---

[1]) Vergl. Weimar's Musenhof, von Wachsmuth (1844) S. 95 u. f.

es war Poesie darin. In der Unbekümmertheit um äußerliche Eleganz aber blieben die akademischen Lehrer hinter den Zuhörern wenig zurück, man lebte dem Geiste ohne alle Normalformen der Convenienz. Eben so unbefangen war man in kirchlichen Angelegenheiten. Hier galt in Jena, gleichwie in Weimar, eine nur wenig beschränkte Toleranz. Im Gegensatz gegen den preußischen Obscurantismus der Wöllner'schen Zeit war man mit Herz und Zunge froh, im Lichte der Freiheit des Gedankens zu verkehren." [1]) So war die geistige Atmosphäre, in die jetzt unser Schiller trat.

Bei Reinhold, Paulus, Griesbach, Schütz und anderen Männern konnte er auf einen freundschaftlichen Empfang hoffen. Bei der akademischen Jugend aber durfte er beinahe auf so viele Verehrer rechnen, als die Universität lebenskräftige Jünglinge zählte. Er, der jetzt noch der Liebling der gesammten Jugend ist, war damals ihr Abgott. Alle Verhältnisse schienen sich ihm günstig zu stellen — wenn er nur selbst ein besseres Herz zu seinem Berufe hätte fassen können. Er erkannte in seinem Innersten eine ganz andere Bestimmung, so daß es ihm bei Uebernahme seines Lehramtes unmöglich wohl zu Muthe seyn konnte. Daher auch die Worte: „Nun muß ich mich Hals über Kopf beeilen, daß ich mich für meinen Beruf (Gott verzeih' mir's!) auch tüchtig mache."

---

[1]) Wachsmuth a. d. a. O.

Indeß überraschte ihn der Anfang der Vorlesungen, die er gegen Ende Mai's eröffnete,[1]) beinahe unvorbereitet, denn die ersten Wochen gingen mit Besuchen und Einrichtungen hin. Er las im ersten Semester wöchentlich zweimal, Dienstags und Mittwochs, Abends von sechs bis sieben Uhr, und zwar über alte Geschichte bis zu Alexander dem Großen. So blieben ihm fünf volle Tage zur Vorbereitung und zu schriftstellerischen Arbeiten. Später hielt er auch Vorlesungen über die Geschichte der europäischen Staaten und der Kreuzzüge.

Ein so rauschender Beifall, wie vielleicht keinem zweiten akademischen Lehrer seiner Zeit, ward unserm neuen Docenten zu Theil. Gegen vierhundert Studirende strömten in das Griesbach'sche Auditorium, wo er las. Und hier zeigte sich sogleich, was für eine Gewalt die bloße Gegenwart einer hohen Persönlichkeit auf jugendliche Gemüther übt. Es war nämlich damals die rohe Gewohnheit, daß der Professor beim Anfange des Lehrcursus mit allgemeinem Stampfen empfangen wurde, was für ein Zeichen des Beifalls galt, wogegen sich das Mißfallen durch Scharren mit den Füßen kund gab. Aber für Schiller's hohen

---

[1]) Die Angabe der Frau von Wolzogen, welche die erste Vorlesung auf den 4. Mai setzt, ist wohl eine irrige, da Schiller noch unter dem 30. April aus Weimar nach Rudolstadt schrieb, und erst „in der andern Woche," wie auch Schwab erzählt, nach Jena abreis'te.

Werth war das Gefühl der Achtung so tief, daß ihn das überfüllte Auditorium ohne jene pöbelhafte Beifallsbezeugung mit der größten Stille empfing. Eine Auszeichnung, welche später auch anderen hochgeachteten Professoren widerfuhr, die sich dadurch nicht wenig geschmeichelt fühlten.

Ueber die Antrittsrede, womit Schiller seine Vorlesungen auf die würdigste Weise eröffnete, wird später die Rede seyn. Von diesen Vorlesungen überhaupt aber wird uns berichtet, sie hätten sich durch Kraft, Feuer und lichtvolle Ideen ausgezeichnet, aber sie seyen zu pathetisch und rhetorisch gewesen, wodurch die lückenhaften Kenntnisse des Redners nicht hätten verhüllt werden können. Man habe überall gesehen, daß selbst das Beste, was er vorzutragen hatte, vielleicht erst seit gestern erworben war. Alles sey noch zu frisch gewesen, und es habe überall die Sicherheit eines festen, positiven Wissens gefehlt.[1]) Doch junge Leute fühlen sich schon befriedigt, wenn sie nur angeregt und ergriffen werden, wobei es ihnen auf eine ängstliche Genauigkeit des Wissens nicht so viel ankömmt. Am anregendsten aber unterrichtet häufig der Lehrer, dem die Sache selbst noch neu und frisch ist. Sein Ringen mit dem Gegenstande entzündet ein ähnliches Ringen in den Zuhörern. Besonders aber war damals die Richtung der Geister, zumal unter der Jugend, durch die große Aufregung, welche die kritische Philosophie und bald auch die

---

[1]) Dichtercharaktere, von Franz Horn, S. 15 f.

unerhörten Zeitereignisse zu äußern begannen, überwiegend philosophisch und reflectirend geworden. Die nackte historische Wahrheit galt wenig im Gedankensysteme der Menschen. Wie mußten bei einem solchen Zeitgeschmacke Schiller's historische Vorlesungen entzücken! Mochten auch Ungewohnheit im öffentlichen Sprechen, eine etwas unangenehme Stimme und der schwäbische Dialect einige Hindernisse in den Weg legen, so mußten doch seine belebten, ideenreichen Vorträge in hohem Grade anziehend seyn, und waren vielleicht damals in ihrer Gattung etwas ganz Neues. Nach den drei aus diesen Vorlesungen gedruckten Aufsätzen zu urtheilen, von denen wir später noch sprechen werden, möchten seine Zuhörer auch wenig Recht gehabt haben, sich über zu viel Rhetorik zu beschweren; denn sie sind viel einfacher und schmuckloser abgefaßt, als seine übrigen, ursprünglich für den Druck bestimmten historischen Schriften. Im Ganzen aber hat er ohne Zweifel die Gabe des Kathedervortrags wenigstens nie in dem Grade erlangt, als er das Talent des freien wissenschaftlichen Gesprächs mit Freunden besaß.

Zu dem ungewöhnlichen Beifall, den er als Docent genoß, kamen angenehme gesellige Verhältnisse, die ihm seine Existenz verschönerten. „Mit dem Griesbach'schen Hause," schreibt er, „bin ich jetzt sehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er scheint es mit mir wohl zu meinen, und über wissenschaftliche Dinge spreche ich gern

mit ihm. Sonst habe ich mich hier noch ziemlich gut, und mit dem Schütz'schen und Reinhold'schen Hause lebe ich noch in den Flitterwochen, und lasse mir schöne Dinge sagen. Einige unter den Professoren interessiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben."

So fühlte er sich in Jena bald über Erwarten behaglich, glücklicher, als an irgend einem Orte, wo er bisher gelebt hatte. Dazu kam das bisher unbekannte, beruhigende Gefühl, endlich eine bleibende Stätte und in einem größern Vereine eine gedeihliche Wirksamkeit gefunden zu haben. „Ich schöpfe Vergnügen aus dem Gedanken," schreibt er in diesem Sinne, „daß ich hier zu Hause bin; und ich hänge auch mehr mit der Welt zusammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Besuch von jungen Leuten oder Professoren, jede andere Gelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt diesen Gedanken zurück und erneuert dieses für mich neue Vergnügen."

Mit seinen Rudolstädter Freundinnen stand er unterdessen in einem fortwährenden Briefwechsel, und nur das schmerzte ihn in seiner neuen Lage, daß er verhindert war, so viele und lange Briefe zu schreiben, wie in Weimar, daß seine Gedanken nicht mehr so ungestört bei der Geliebten weilen konnten. Er fühlte das Einengende einer bestimmten Lebensthätigkeit, welchem Zwange sich sein Genius mit Widerstreben unterwarf, wie Pegasus dem Joche. Da erheiterte er sich denn an der Ausſicht,

seine Freundinnen bald wieder zu sehen. Die Schwestern wollten den Badeort Lauchstädt bei Halle besuchen; dahin sollte auch Schiller auf einige Tage kommen, und ihren Weg wollten sie über Jena selbst nehmen, um ihre Freundin Caroline von Dacheröden von dem Gute ihres Vaters zur Badecur abzuholen. Dieser Plan kam im Juli zur Ausführung. Beide Schwestern brachten einen Tag bei ihrer Freundin, der Kirchenräthin Griesbach, in deren anmuthigem Garten nahe bei Jena zu. Hier verlebte Schiller einen Abend in ihrer Gesellschaft; aber die Umstände gestatteten ihm nicht, sein Herz zu erleichtern, oder die Ruhe Charlotten's, die er oft für Kälte hielt und einem abgemessenen Betragen zuschrieb, das ihn zu entfernen angenommen wäre, scheuchte seine glühenden Geständnisse in seinen Busen zurück.

Er fühlte sich nach ihrer Abreise doppelt gedrückt. „Ihr letzter Aufenthalt in Jena," schreibt er an sie nach Lauchstädt, „war für mich ein Traum — und kein fröhlicher Traum. Denn nie hatte ich Ihnen so viel zu sagen, als damals, und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir halten mußte, drückte mich nieder; ich wurde Ihres Anblickes nicht froh. So oft ist mir dieses schon begegnet, und nicht immer konnte ich äußere Hindernisse anklagen. Kaum sollte man es denken, daß auch oft die übereinstimmendsten Menschen — die einander so schnell auffassen und in einander leben — wieder einen so weiten Weg zu einander haben. So nahe und doch so fern!"

Der Sache nach lag in diesen und ähnlichen früheren Aeußerungen schon eine hinreichende Erklärung, und die Fortsetzung eines so innigen Briefwechsels erhielt auch die Zustimmung von Seiten Lotten's. Aber welche Kluft ist nicht zwischen dem stillen Einverständnisse und dem ausdrücklichen Worte!

Endlich war die Zeit gekommen, wo Schiller sich von seinem Geschäfte in Jena losmachen und nach Lauchstädt eilen konnte. Der Plan, mit seinem Freunde Körner in Leipzig zusammenzutreffen, mußte zum Vorwande dienen. Und hier war es, wo er in einer glücklichen Stunde sich den Muth nahm, seine Liebe zu bekennen. Die Schwester Caroline scheint die Erklärung herbeigeführt zu haben. Wenigstens schreibt Schiller: „Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtsamen Geheimnisse so schön entgegenkam.“ Charlotte hatte sich so sehr in Schiller eingelebt, er hatte so viel zu ihrer Bildung und ihrem Glücke beigetragen, daß es ihr unmöglich schien, ihr Loos von dem seinigen zu trennen. Sie versprach ihm ihre Hand.

Welche Tage des Glückes brachte nun der Verlobte in Lauchstädt zu! Die dunkele Wolke des Ungemachs, die bisher über seinem Haupte geschwebt, war verscheucht, und er wandelte seit Jahren zum ersten Male im reinen Lichte der Freude und der sichersten Hoffnung. Alles Edle und Schöne, was sein Herz umschloß, kam in dieser Zeit zur Reife; seine Gemüthsbildung erreichte jetzt ihr Ziel. Auch durch die Freundschaft sollte ihm seine Liebe verklärt werden. Er

erwarb sich damals in Caroline von Dacheröden eine neue, werthe Freundin, die ihn mit der großen Achtung und Neigung bekannt machte, welche ihr Anverwandter, der Coadjutor des Kurfürsten von Mainz, Freiherr von Dalberg[1]) für seine Schriften gefaßt hatte. Sie begleitete auch die Verlobten auf einem Ausfluge nach Leipzig, wo Schiller sein Glück in der Theilnahme Körner's, des trefflichsten, treuesten Freundes, verdoppelt genoß.

Diese Tage fielen in die Weltepoche des Ausbruchs der französischen Revolution. Ein Bekannter las damals mit Enthusiasmus dem kleinen Vereine der Freunde die Erstürmung der Bastille vor. Den Frauen erschien „diese Zertrümmerung eines Monuments finstrer Despotie als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei," und sie freuten sich, daß ein solches Ereigniß gerade mit dem Beginne schönerer Lebensverhältnisse zusammenfiel. Schiller selbst bewährte bei dieser Gelegenheit den scharfen Blick des Historikers und die Divinationskraft des Genius. Zu gleicher Zeit schienen die Träume seines Herzens in der nächsten Gegenwart, und seine prophetischen Freiheitsdichtungen in einem fernen Lande zur Wahrheit werden zu wollen; aber seine Ansicht von den Begebenheiten in Frankreich war freudlos und ahnungsvoll. Er hielt die Franzosen keiner ächt republicanischen Gesinnungen für fähig, und

---

[1]) Carl Theodor, der ältere Bruder des uns schon bekannten Wolfgang Heribert von Dalberg.

auch später, wenn seine Freundinnen den Geist und die Reden der Nationalversammlung priesen, meinte er, von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen könne unmöglich etwas Vernünftiges beschlossen werden.

Mit dem Versprechen, die nächsten Ferien in Rudolstadt zuzubringen, trennte sich Schiller von der Geliebten und kehrte nach Jena zurück. Seine verklärte, gehobene Stimmung spricht sich in seinen damaligen Briefen an Lotte aus. Sie sind so innig, edel und zart, und zugleich mit allem Reichthume und Schwunge seines Geistes ausgestattet. „Wie eine Glorie," heißt es in einer Stelle, „schwebt Deine Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergange zurück. In dem großen, freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. — Die Erinnerung an Dich führt mich auf Alles zurück, weil Alles wieder mich an Dich erinnert. Auch habe ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat, und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich wieder finde."

Doch auch die erwiederte Liebe bringt neue Unruhe, neue Wünsche. Sein Verlangen eilte der Zukunft zuvor, und er erschrack über den langen Zeitraum, der ihn noch von seiner Lotte trennen sollte. Nur in einer Vereinigung

mit ihr — ach! nur „in ungebornen Fernen" sah er seine Freuden blühen. Dieser Zukunft drängte sich ungestüm seine Seele zu; die Gegenwart lag traurig und leer um ihn. „Ungeduldig, ungenügsam," ruft er aus, „strebe ich Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist. Du siehst ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht."

Endlich kamen die erwünschten Ferien, wo Schiller nach Rudolstadt eilte. Er bezog dasselbe Zimmer in Volkstädt, wie im vorigen Sommer, und genoß nun die ganze Fülle des Glückes. Da man es für nothwendig erachtet hatte, der Frau von Lengefeld das Verhältniß noch nicht zu entdecken, so wurde dies Glück auch noch durch den Reiz des Geheimnisses gewürzt. Zum Ideal des Liebesglückes gehört ja auch, wie man aus den Gedichten „das Geheimniß" und „die Erwartung" weiß, daß die Liebe vor der Welt verborgen sey. Schiller brachte daher nur die Morgen- und Nachmittagsstunden bei der Geliebten zu, da an den Abenden die Gegenwart der Mutter störend und einengend gewesen wäre.

In seinem einsamen Zimmer bereitete er sich auf seine Vorlesungen vor oder beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten. An den schönen Herbsttagen schweifte er oft allein, das Bild der Geliebten im Herzen, in der Gegend umher; bisweilen begleiteten ihn auf seinen Wanderungen auch seine Freundinnen. Manche poetische Plane entsprangen auf diesen Spaziergängen, die aber der Ernst der Arbeit

nicht zur Ausführung kommen ließ. So vereinigten sich Liebe, Natur, Einsamkeit und Freiheit zu seinem Glücke.

Doch die Zeit der Abreise nahte heran. Ihm graute vor der Rückkehr in sein trostloses Jenaer Leben. Zu einer baldigen Verbindung mit der Geliebten zeigte sich keine Aussicht. Er lebte noch wie früher, von seinen schriftstellerischen Arbeiten, die jetzt aber durch Amtsgeschäfte sehr beschränkt wurden. Ein Gehalt bezog er nicht, und auch seine Vorlesungen waren ihm im ersten Semester nicht honorirt worden. Der Herzog von Weimar durfte noch um kein fixes Gehalt angegangen werden, oder er konnte die so frühzeitige Bitte ablehnen. Dies Alles erzeugte Sorge und Unruhe, und da das Glück der Liebenden ganz von einer festen Anstellung abhing, so erbauten die drei Freunde, wenn sie beisammen waren, ein Luftschloß nach dem andern, ließen ihre Gedanken in alle Länder ausschweifen und fragten bei allen wohlgesinnten Menschen in der Runde herum nach einer festen Stelle für den, um dessen gemeine Existenz sich Niemand zu bekümmern schien, während Alle für seine Geisteswerke glühten. Aber trotz aller Erkundigungen mußte Schiller nach fünf Wochen doch wieder nach seinem verhaßten Jena zurückkehren.

Jetzt erst, nach einem längern Zusammenleben, glaubte Schiller seine Lotte zu kennen, zu lieben. „Ach, ich fühle,“ schrieb er ihr sogleich nach seiner Ankunft in Jena, „ich bin noch immer bei Dir. Dein Bild in meinem Herzen hat ein Leben und eine Wirklichkeit, wie keines

von all' den Dingen, die mich so nah umgeben. Ich bin nicht von Dir getrennt.“ Diese glückliche Stimmung theilte sich auch seinen Arbeiten mit. Er verfaßte damals als Einleitung zu der Sammlung von Memoiren, welche er herausgeben wollte, den vortrefflichen Aufsatz „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter,“ von welchem er selbst in hohem Grade befriedigt war. Auch dieses innige Geistesvergnügen, fährt er in seinem Briefe fort, habe sich wieder an sein Liebstes, sein Alles angeschlossen, und sey von dem Gedanken an seine Lotte nur schöner und süßer zu ihm zurückgekehrt. Seine höchste Begeisterung werde ihm zur Liebe, und selbst seine Geistesarbeiten wollten ihn ohne den Gedanken an seine Geliebte nicht erfreuen. Nur das entzücke ihn, so oft er sich bei etwas Großem begegne, so oft er sich seine eigene Achtung abgewinne — daß er der Liebe seiner Lotte würdig werde, daß er ihrem hohen Bilde vor ihm sich annähere.

Indessen empfand er von Tag zu Tage mehr das Drückende der Trennung und die Sehnsucht nach einer Vereinigung lebendiger. Er machte in dieser Mißstimmung sogar den Vorschlag zu einer Heirath auch ohne feste Einnahme. Als die Schwestern hierauf erwiederten, daß es ihm mit einem solchen chimärischen Plane nicht Ernst seyn könne, erwachte seine ganze Leidenschaft. „Was ich durch den Boten schrieb,“ versicherte er, „ist mir sehr Ernst. Ich wünsche sehnlichst, daß wir überhoben seyn könnten, bloß von Briefen zu leben, und ich würde es

mir nicht und niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieser Zwang, diese Resignation wirklich nicht nöthig gewesen wäre. Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren.“ Ueber einem und demselben Briefe jagen sich allerlei Plane in seinem Kopfe. Er will im Preußischen „etwas anzuspinnen suchen,“ auch meint er es durchsetzen zu können, daß er innerhalb eines Jahres ein Unterkommen finde; dann setzt er wieder seine einzige Hoffnung auf den Coadjutor von Dalberg, der ihm ein Etablissement in der Pfalz, entweder in Mannheim bei der dortigen Akademie oder in Heidelberg, verschaffen könne. Ein ander Mal hörte er auch den weit aussehenden Plan eines durch Jena reisenden Professors der Mathematik nicht gleichgiltig an. Dieser wollte in Frankfurt am Main durch Actien eine Art von Akademie für das gebildete Publicum stiften, an welcher drei Professoren angestellt werden sollten — die philosophischen und schönen Wissenschaften sollte Schiller vortragen. Ungeachtet er zu diesem Plane kein Vertrauen fassen konnte, versäumte er doch nicht, seiner Lotte Nachricht davon zu geben. So quälte die Liebe den Mann, dem, so lange er allein stand, seine äußere Lage bisher selten Sorge verursacht hatte.

Dazu kam, daß ihm sein Lehrstuhl in Jena durch Verdrießlichkeiten noch mehr verleidet wurde. Weil er sich auf dem Titel seiner gedruckten Vorlesung einen Professor

der Geschichte genannt hatte, beklagte sich Professor H., daß er ihm zu nahe getreten, da ihm die Professur der Geschichte namentlich übertragen sey; Schiller sey nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen. Die Sache kam so weit, daß sich der Akademiediener den Titel jener Vorlesungen von einem Buchladen wegzureißen erlaubte. Bei dieser Jämmerlichkeit verlor Schiller vollends alle Geduld. „O meine Lieben, Theuerste meiner Seele!" wandte er sich an das Schwesternpaar, „prüfen Sie alle Möglichkeiten — untersuchen Sie alle Fälle — und denken Sie ein Mittel aus, wie wir die Zeit unsrer Trennung abkürzen können. Von Neuem bin ich schmerzlich daran erinnert worden, daß ich ohne allen Zweck und Nutzen hier bin." Die Freundinnen riethen zur Geduld und beruhigten einigermaßen seine leidenschaftliche Aufgeregtheit. Besonders wohlthätig wirkte ihr Aufenthalt zu Weimar vom December 1789 durch einen Theil des Winters, wo Schiller sie fast jede Woche besuchte.

Bisher hatten die Liebenden ihr Verhältniß der Frau von Lengefeld geheim gehalten, und zwar aus guten Gründen. Schiller war nicht bloß ohne Vermögen und ohne eine mit Gehalt verbundene Anstellung, sondern auch von bürgerlicher Abkunft. Frau von Lengefeld hing aber an den Vorurtheilen ihres Standes, über die man sich damals in Sachsen noch nicht so leicht erheben mochte. Sie gefiel sich am Hofe, für den sie ganz gemacht war und sich gebildet hatte. Daher nahm sie auch um jene Zeit eine

Stelle als Erzieherin der Töchter des Fürsten von Rudolstadt an, weßwegen sie sich von ihrer Familie trennte und in das Schloß auf den Berg zog. Schiller machte sich über diesen herkulischen Muth, diese sauere Arbeit der chère mère recht lustig, meinte aber doch, es sey gut, daß die Töchter ihre Mutter nun oben auf dem Schlosse suchen müßten, wohin sie bisher so schwer zu bringen waren; „denn am Ende hätten sie ihm noch alle Toleranz für das alltägliche Volk der Menschen verlernt.“ Frau von Lengefeld war nicht vermögend genug, aus eigenen Mitteln die Existenz ihrer verheiratheten Töchter zu sichern. Deßhalb mußte, um ihr unnöthige Sorgen zu ersparen, Charlotten's Verhältniß vor der Hand ihr noch ein Geheimniß bleiben. Um seine Geliebte und sich selbst aus dieser peinlichen Lage zu reißen, wandte sich Schiller endlich an den Herzog von Weimar und erhielt von ihm die Zusicherung eines Gehalts von 200 Thalern als außerordentlicher Professor — denn ordentlicher Professor wurde er erst im März 1798, aber ohne Erhöhung seiner Besoldung. Jetzt schrieb er im December 1789 an Frau von Lengefeld und bat um Charlotten's Hand. Die Familienfreundin in Weimar, Frau von Stein, deren Achtung Schiller durch seinen Charakter und sein Talent längst gewonnen hatte, half die Mutter zu seinen Gunsten stimmen. Ein entscheidendes Gewicht aber legte der Coadjutor, Freiherr von Dalberg, in die Wagschale. Er ließ ihr sagen, sobald er Kurfürst seyn werde, was bei dem hohen Alter des damaligen Kurfürsten

nicht mehr fern seyn zu können schien, gedenke er Schiller ganz nach dessen Wunsch und Sinne anzustellen. Gegen Bekannte äußerte er sich näher dahin, er habe ihm ein Gehalt von 4000 Thalern zugedacht, und wolle ihm dabei den freien Gebrauch seiner Zeit lassen. Welche glänzende, und, wie es schien, beinahe sichere Aussichten! Frau von Lengefeld beglückte die Liebenden mit ihrer Zustimmung.

Dalberg wurde im Jahre 1800 der letzte Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, mußte aber seinen Sitz in Regensburg aufschlagen, weil seine Hauptstadt Mainz, mit dem ganzen, auf dem linken Rheinufer gelegenen Bezirk des Kurstaates an Frankreich abgetreten wurde. Nur noch im Besitze einiger Theile seines Landes geblieben, war der edle Fürst nicht im Stande, sein Schiller'n gegebenes Versprechen zu erfüllen. An solche Umgestaltung der Dinge dachten aber damals die Liebenden nicht, als sie in Weimar und Erfurt, wo sie einen Besuch machten, sich ihr künftiges Leben in der Gegend von Mainz auf das reizvollste ausmalten.

Mittlerweile hatte sich der Kreis dieser glücklichen Menschen vergrößert. Schiller machte damals, während seines häufigen Aufenthalts in Weimar, eine Bekanntschaft, die bald zu der edelsten, lebenslänglichen Freundschaft erblühen sollte. Er lernte Wilhelm von Humboldt kennen zu derselben Zeit, wo dieser sich mit der oben genannten Freundin der beiden Schwestern, Caroline von Dacheröden, verlobte. Welche Tage verlebten diese mit einander ganz harmonirenden Menschen! In einem kleinen Kreise edler, geistvoller

Freunde schien alles Schöne und alles Glück eine bleibende Stätte gefunden zu haben. Das Beste wurde von Seele zu Seele getauscht, das Besondere und Geringfügige zum Allgemeinen und Idealen gesteigert, und an den glücklichen Augenblick knüpfte sich die Aussicht in eine lange, in gleicher herzinniger Vereinigung fortgesetzte Zukunft. Denn auch Wilhelm von Humboldt wollte mit seiner künftigen Gattin seinen Wohnsitz in Mainz aufschlagen, und die Frau von Beulwitz dachte ihre Freunde am Rheine oft und auf längere Zeit zu besuchen.

Ein Gegenstand häufiger Unterhaltung und ernster Theilnahme dieses glücklichen, geistreichen Cirkels waren die damaligen Pariser Ereignisse. Der Coadjutor ahnte schon jetzt den Umsturz der vaterländischen Verhältnisse, den er später, im Jahre 1797 auf dem Reichstage zu Regensburg, auf's Bestimmteste vorhersagte, wenn nicht die Deutschen in Masse und mit Energie gegen Frankreich aufständen. Zu dieser Zeit kam auch der liebenswürdige Dichter Salis von Paris zu den Freunden nach Weimar mit einem Empfehlungsschreiben Wilhelm's von Wolzogen, der sich dort noch aufhielt. Die Gräuelscenen hatten in Paris schon begonnen, und Salis' Erzählungen nebst Wolzogen's Briefen schlugen die Freude über die Erstürmung der Bastille schrecklich nieder, und bestärkten Schiller in seiner besonnenen Ansicht von den Franzosen, denen er nicht die Fähigkeit zu ächtem Republicanismus zutraute. Man war wegen

des Freundes und Vetters in Unruhe, da er in Paris wie auf einem Vulcane aller Leidenschaften zu leben schien. Doch das Schicksal vergönnte ihm, wohlbehalten nach der Heimath zurückzukehren, um mit unseren Freunden in ein noch innigeres Verhältniß zu treten. Er heirathete nach einigen Jahren Schiller's Schwägerin, Caroline von Beulwitz, nachdem diese sich von ihrem bisherigen Gatten hatte scheiden lassen. So vollendete sich diese Gruppe gleichgesinnter Menschen.

Nur noch Einen hätten die Freunde gern in ihrem Bunde gesehen: Goethe. Aber es entstand zu ihrem Verdrusse noch immer keine Annäherung an Schiller, obgleich er sich, wie auch früher, fortwährend freundschaftlich benahm, und in realen Dingen Schiller'n gute Dienste leistete. Goethe selbst erzählt, daß er Annäherungsversuche von Personen, die ihnen beiden gleich nahe standen, abgelehnt habe. „An keine Vereinigung war zu denken," sagt er. „Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in Eins nicht zusammenfallen können."

Was das Schicksal unserm Freunde von dieser Seite versagte, ersetzte ihm die hohe Gunst des Himmels vielfach

in anderer Weise. Am 20. Februar 1790 [1]) wurde er mit Charlotte von Lengefeld in Wenigenjena durch den Pfarrer Schmidt getraut. Die Mutter der Braut war von Rudolstadt gekommen, und freute sich des Glücks ihrer Kinder von ganzer Seele.

Viertes Capitel.

Historische Arbeiten: Geschichte des Abfalls der Niederlande. Antrittsrede in Jena. Drei historische Abhandlungen. Memoiren und die dafür geschriebenen historischen Darstellungen. Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens nach Vertot. Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Denkwürdigkeiten des Marschalls Vieilleville. — Schiller als Geschichtschreiber.

Nachdem wir unsern Freund an seinen neuen Wohnort, in seine Amtsthätigkeit als Professor der Geschichte und in die dortigen Lebensverhältnisse eingeführt haben, scheint hier der angemessenste Ort zu seyn, die in Jena geschriebenen, und größtentheils mit jener Amtsthätigkeit zusammenhängenden historischen Aufsätze und Werke der Reihe nach kurz zu charakterisiren und daran eine allgemeinere Charakteristik des Geschichtschreibers zu schließen. Vorher müssen wir jedoch noch das historische Werk, welches ihm den Weg zu seiner neuen Bestimmung gebahnt hatte, „die

---

1) Nach einem Briefe Schiller's an seinen Vater (dat. Jena d. 10. März 1790) am 22. Februar.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande", nebst einigen Beilagen betrachten.

Dieses Werk, für welches Schiller so große Vorbereitungen und so gründliche Studien gemacht, konnte endlich zur Michaelismesse 1788 erscheinen. Mit ihm hatte Schiller's Leben einen neuen üppigen Schößling getrieben, nach welcher Richtung jetzt eine geraume Zeit seine besten Kräfte hinflossen.

Wenn uns erzählt wird, daß der Verfasser es zum Theil in Volkstädt in der beglückenden Nähe seiner Freundinnen ausgearbeitet habe, und daß diesen die einzelnen Abschnitte frisch vorgelesen worden, so erklärt sich schon hieraus die Innigkeit und Wärme, welche uns aus manchen Partien anhaucht. Unser Herz wird beim Lesen milde und menschenfreundlich angeregt, wie sein Gemüth durch die Liebe beim Schreiben gestimmt war. Indeß zog das Werk seine Hauptnahrung aus Schiller's Freiheitsprincip, nicht aus jenen zarteren Gemüthsstimmungen. Den hochgeschwollenen Strom seiner politischen Ideen leitete er nun aus dem Drama in die Geschichte — aus der Tragödie der Bühne in die Tragödie des Lebens. Dem Riesenkampfe des Menschengeistes, welchen Kampf er bisher dichtend aus seiner eigenen Seele gesponnen, spürte er jetzt in der Geschichte nach; die hohe Gestalt der Freiheit ist es, die überall im Hintergrunde dieses historischen Gemäldes steht. Der Verfasser bezeichnet selbst in der Einleitung diesen Gesichtspunct als denjenigen, aus dem er seinen

Gegenstand bearbeitet hat und betrachtet wissen will. Und in der That ist auch das ganze Gemälde unter den Gesichtspunct der Freiheit im Kampfe mit der Tyrannei gestellt. Die Charakterschilderungen, die Erzählung der Begebenheiten, die Wahl der Behandlung des Stoffes, die vielen eingestreuten Bemerkungen — Alles blickt nach diesem Einen Ziele hin. Ueberall kommt er auf diese Grundidee seines Werkes zurück und holt auch die Erklärungsgründe der Thatsachen so viel als möglich aus demselben Princip. An hundert Stellen macht er Opposition gegen das Priesterthum, gegen die Inquisition, gegen das Mönchswesen, gegen den politischen Despotismus, gegen jegliche Willkür, und nimmt überall in Schutz die Heiligkeit der Gesetze, die unantastbaren Rechte des Menschen, die heiligen Gefühle der Natur, die freieste Beweglichkeit der Individuen im Gegensatze gegen die abstracte Einförmigkeit des Staatsmechanismus.

Aber der vorgesetzte Zweck und die beabsichtigte Wirkung wurden nicht erreicht, weil diese Revolutionsgeschichte leider ein Fragment geblieben ist. Während die „Einleitung" sich andeutend über das Ganze verbreitet, beschränkt sich die darauf folgende Erzählung selbst auf die vorbereitende Epoche der eigentlichen Geschichte. Das Fragment endigt nämlich mit der Abdankung Wilhelm's von Oranien, mit dem Verfalle des Geusenbundes und der Gründung von Alba's blutiger Herrschaft; und zwei Beilagen sind zugegeben, von denen uns die eine die Vertheidiger der

Freiheit, die Grafen Egmont und Hoorn, auf dem Schaffot zeigt, während wir in der andern die Stadt Antwerpen der Uebermacht des Prinzen von Parma erliegen sehen. Schiller führt also seine Darstellung gerade bis zum scheinbaren Untergang der guten Sache. Das Beil des Henkers über dem Haupt eines Menschen, der einige Augenblicke von bürgerlicher und religiöser Freiheit zu träumen gewagt — das ist das Bild der niederländischen Nation, mit dem uns der Geschichtschreiber entläßt. Dazu kommt, daß wir zur Sache selbst nicht einmal ein rechtes Herz fassen können, wenn wir die Wuth, den Unbestand und Kleinmuth des Volkes, wenn wir das planlose, uneinige Verfahren der Mitglieder des Geusenbundes, dieser „Vortänzer" der Freiheit, mit dem nüchternen Blicke betrachten, wie Schiller uns diese Dinge darstellt. Denn er ist weit entfernt, daß ihn seine Begeisterung für eine Sache zum parteiischen Urtheil über die Anhänger derselben verführte.

Diese Begeisterung aber, von welcher er selbst durchglüht ist, will der Schriftsteller auch im Leser entzünden. Wenn also andere Historiographen möglichst objectiv zu seyn sich bemühen, so erfüllt der unsrige seine Darstellung mit seiner eigenen Seele. Er pflanzt das Geschichtliche in die Sphäre seiner eigenen Weltanschauung und läßt es hier ein neues Leben gewinnen. Die Begebenheiten werden hierdurch im Ganzen nicht verfälscht, aber sie erscheinen doch eigen beleuchtet, veredelt, anders gestellt. Zwar kann uns eigentlich jede Geschichtsdarstellung nur ihres

Verfassers Ansicht der Geschichte vorführen; dieser gibt uns nie unmittelbar die Sache, sondern nur das Bild der Sache, welches tausendfach abhängig von der Beschaffenheit der Seele, die es aufnahm, und darnach eigenthümlich gestaltet ist. Aber unser Geschichtschreiber geht weiter. Er will, seiner eigenen Erklärung nach, die erhebenden Empfindungen, in welche er selbst durch die niederländische Geschichte versetzt worden, weiter verbreiten; auch Andere will er an denselben Antheil nehmen lassen. Hierdurch mußte sich der ursprüngliche Charakter der Geschichte selbst noch mehr verändern. Jetzt hat der Geschichtschreiber nicht mehr allein die Sache, sondern er hat fortwährend hauptsächlich den Leser im Auge. Und wird die Sache selbst nicht eigentlich als ein Mittel gebraucht für eine zu erzielende Wirkung? Die Thatsachen selbst verlieren hierdurch von ihrem heiligen Ansehen und werden willkürlicher behandelt. Diejenigen, welche dem Zwecke am besten dienen, werden in den Vordergrund gestellt; die anderen müssen sich fügen, oder, wenn sie dazu zu spröde sind, geschieht ihrer nur kurze Erwähnung oder sie werden ganz verschwiegen.

Es kann nicht fehlen, daß durch dieses Streben, für gewisse Ideen zu begeistern, die Darstellung ein rhetorisches Gepräge erhält, wie dieses besonders in der Einleitung und etwa im ersten Drittel des vorliegenden Werkes stark hervortritt. Im Verfolge der Erzählung überläßt sich Schiller dem Strome der Begebenheiten, und wie

seine Persönlichkeit und seine Ansichten sich mehr unserm Blicke entziehen, so merken wir auch weniger die Absicht des Geschichtschreibers, unsere Meinungen und unser Empfindungsvermögen zu bestimmen. Dieser rednerischen Kraft und Wärme verbindet sich dann und dient zum Theile die poetische und künstlerische Gestaltung. Konnte er sich nicht enthalten, das sittlich-politische Interesse, von dem er bewegt war, einfließen zu lassen, wie hätte er die Ansprüche, welche Einbildungskraft und Schönheitssinn an jede seiner Arbeiten machten, zurückweisen können? Er selbst setzte, wie wir aus dem Ende der Vorrede ersehen, den eigenthümlichen Vorzug dieses Werkes in seine geschmackvolle Form.

Wenn sich auf diese Weise Schiller's sittliche Kräfte und poetisches Talent in seinen historischen Darstellungen in's Spiel setzten, so betheiligte sich auch durch eine weit eingreifende pragmatische Behandlung des Stoffes sein durchdringender Verstand. Nicht leicht möchte ein anderer Historiker überall so sehr darauf ausgehen, dem ursachlichen Faden, welcher durch das Herz der Dinge geht und sie an einander bindet, auf die Spur zu kommen; keiner sucht so durch die trügerischen Erscheinungen in das dauernde Wesen der Begebenheiten einzudringen. Alle Lebenselemente Schiller's — seine sittlichen, poetischen und intellectuellen Anlagen — ergossen sich also beinahe ebenmäßig in dieses Werk. Zu läugnen ist aber nicht, daß die Fülle des Gehalts, welche Schiller durch alle

Canäle seines Geistes in sein Werk leitet, das Thatsächliche oft überwuchert und beinahe erdrückt, daß die Einbildungskraft mit den Gegenständen ein zu freies Spiel treibt und sie aus eigenem Fond zu sehr bereichert, und daß endlich viele Erklärungsgründe nicht aus den speciellen Begebenheiten, sondern aus allgemeinen Ansichten des Verfassers hergenommen sind.

Aus dem Gesagten möchte es einleuchtend geworden seyn, daß Schiller sein erstes historisches Werk nicht anders schreiben konnte, als er es wirklich schrieb. Wie er in seinen ersten Dramen übersprudelte, so legte er in sein erstes Geschichtswerk eine Ueberfülle des Gehalts aus sich selbst. Die Geschichte war ihm noch nichts Anderes, als ein Werkzeug, an dem er die Wahrheit seiner bisher bloß poetisch gestalteten Ideen nun in der Wirklichkeit prüfte; und wie sich durch seine historischen Vorstudien philosophische Gedanken ziehen, so leitete er diese jetzt auch durch sein Geschichtswerk. Die Rechte der Geschichte konnten noch nicht überall geschont werden, weil er sich gedrungen fühlte, vor Allem die jenen bisweilen widerstrebenden Rechte seiner eigenen Natur geltend zu machen. In dieser Darstellung sind alle Tugenden enthalten, die den historischen Styl Schiller's charakterisiren, aber es fehlt noch das schöne Maß der Vollendung. Wie aber die Dramen der ersten Periode an Feuer alle späteren übertreffen, so kommen die folgenden historischen Schriften dieser ersten an Lebendigkeit nicht gleich.

Von den beiden Beilagen zu dem Abfalle der vereinigten Niederlande erschien die erste im Jahre 1789 in der Thalia unter dem Titel: „Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod.“ Den Abschnitt, welcher über Egmont's Leben handelt, ließ der Verfasser später, um sich nicht zum Theile zu wiederholen, wegfallen,[1]) und veränderte darnach die Ueberschrift in folgende: „Proceß und Hinrichtung des Grafen von Egmont und von Hoorn.“ Wir können diese Verstümmelung einer selbstständigen Darstellung zu einem secundären Bruchstücke nur bedauern. Der Aufsatz ist ein höchst gelungenes und anziehendes biographisches Gemälde, eben so anspruchslos und natürlich geschrieben, wie der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Die andere Beilage: „Die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585“ ist erst im Jahre 1795 geschrieben, und aus den Horen genommen. Als Herausgeber dieser Zeitschrift kam er oft wegen Mangels an Manuscripten in Verlegenheit, und so verfaßte er damals diesen Aufsatz, um, wie er an Goethe schrieb, in der Geschwindigkeit etwas für das vierte Stück der Horen zu schaffen. Eine solche Arbeit kam ihm nach seinen damaligen philosophischen Beschäftigungen sehr leicht vor. Auch

---

[1]) Mitgetheilt in meinen Supplementen zu Schiller's Werken IV, 401 u. ff.

diese kleine abgerundete und spannende Schilderung ist nach Schiller'scher Weise unter einen allgemeinen Gesichtspunct gestellt, aber nicht mehr unter einen kosmopolitischen, denn seine Weltbetrachtung war damals weiter und freier geworden. Die Grundidee ist aus dem speciellen Ereignisse selbst geschöpft. Die Darstellung zeigt (in der Person des Prinzen von Parma), wie der menschliche Erfindungsgeist durch Klugheit, Entschlossenheit und standhaften Willen über ein mächtiges Element obsiegt, und wie im Gegentheile der Mangel dieser Eigenschaften (bei den Belagerten in Antwerpen) alle Anstrengungen des Genies (eines Gianibelli) vereitelt, alle Gunst des Zufalls fruchtlos macht und einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet.

Diesen beiden Beilagen fügen wir noch eine Erzählung bei, welche Schiller zuerst in den Deutschen Merkur einrücken ließ: „Herzog Alba bei einem Frühstücke auf dem Schlosse zu Rudolstadt, im Jahre 1547." Ohne Zweifel ward Schiller durch seinen Aufenthalt in Rudolstadt zur Bekanntmachung dieses Vorfalls veranlaßt. Er wollte vielleicht der fürstlichen Familie, die ihn hochschätzte, etwas Freundliches und Angenehmes sagen. Daher erinnert er auch gleich im Anfange an den Heldenmuth dieses Hauses, welches dem deutschen Reiche einen Kaiser (Günther von Schwarzburg) gegeben habe.

Wir wenden uns nun zu den in Jena entstandenen historischen Arbeiten, an deren Spitze wir die Vorlesung

stellen, womit er sein Lehramt eröffnete. Sie wurde im April 1789 geschrieben, und erschien, vielleicht etwas retouchirt, zuerst im November desselben Jahres in Wieland's Deutschem Merkur, unter dem Titel: *Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?* Diese Antrittsrede gehört ohne Zweifel zu dem Ausgezeichnetsten, was vom Standpuncte einer einleitenden allgemeinen Betrachtung je über Geschichte und über Universalgeschichte insbesondere geschrieben worden ist. Der Verfasser fordert von dem Jünger der Geschichte vor Allem Wahrheitsliebe, und beginnt daher mit einer vergleichenden Schilderung des Brodgelehrten und des philosophischen Kopfes oder Wahrheitsfreundes, für welchen letztern er die Zuhörer zu begeistern sucht. Dann stellt er, um den Begriff der Universalgeschichte klar zu machen, den primitiven Zustand des Menschengeschlechtes, in Contrast mit der jetzigen Cultur, und scheidet aus der ganzen Masse der Begebenheiten die geschichtlichen, und aus diesen die universalhistorischen aus. Dieß gibt ihm Gelegenheit, auf das merkwürdige Mißverhältniß zwischen dem Gange der *Welt* (der Menschheit) und dem der Menschen- oder *Weltgeschichte* aufmerksam zu machen. „Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strome vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird." Hierauf wird der Antheil des philosophischen Verstandes und der zweckdeutenden Vernunft an den historischen Thatsachen auseinandergesetzt,

und endlich der hohe intellectuelle und praktische Werth der Geschichte in großen Umrissen angedeutet. Das sind die leitenden Hauptgedanken. Aber wie vermöchte eine dürre Inhaltsangabe die Gedankenfülle dieser Vorlesung, das Treffende und Umsichtige ihrer Behauptungen, die großartige Gesinnung ihres Verfassers zur Ahnung zu bringen? Wer vermöchte den prachtvollen Strom der schönsten Prosa zu schildern, in welcher hier die erhabensten Gedanken ihren würdigen Leib erhalten?

An diese Antrittsrede schließen sich drei historische Aufsätze, die aus seinen akademischen Vorträgen entsprungen und zuerst in der Rheinischen Thalia abgedruckt worden sind. Eine derselben ist den Lesern bekannt unter dem Titel: Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde. Nach einer Anmerkung in der Thalia wurde sie durch einen Kant'schen Aufsatz [1]) von verwandtem Inhalte veranlaßt. Der Mensch, so lehrt uns Schiller's Abhandlung, folgte ursprünglich bloß seinem Instincte, und vollendete sich so als Pflanze und Thier. Die erwachende Vernunft entrückte ihn diesem behaglichen Zustande, dem Paradiese, und riß ihn auf eine neue Bahn, auf welcher er noch jetzt seiner Vollkommenheit entgegenschreitet. Dieser

---

[1]) „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte", wieder abgedruckt im dritten Bande der vermischten Schriften von Kant (Halle, 1799).

Abfall von seinem Instincte wird von der Schrift als der Fall des ersten Menschen dargestellt; gleichwohl ist er der Anfang seines ächt menschlichen Daseyns und ein Riesenschritt der Menschheit. Dann sucht der Schriftsteller den ersten Samen der Gesittung, die älterliche, die eheliche und die Geschwisterliebe im häuslichen Leben auf; zeigt hierauf, wie beim ersten Feldbauer und Hirten jener lasterhafte, aber doch die Vernunft und Sittlichkeit fördernde, noch nicht beendigte Kampf des Menschen dem Menschen entstehen konnte; und gibt uns ei[illegible] von der sanften patriarchalischen Herrschaft, wel[illegible] bald, bei eingetretener Ungleichheit unter den M[illegible] Besitz, Genuß und Recht, der Tyrannei und einem allge[illegible]nen Sittenverderbnisse weichen mußte, bis eine fürchterli[illegible] Naturbegebenheit diese regellosen Anfänge der beginnende[illegible] Cultur wieder vertilgte. Zuletzt wird nachgewiesen, wie aus dem tapfern Anführer der Jagden ein Befehlshaber und Richter, und zuletzt ein König wurde. Sehr interessant und lehrreich ist eine Vergleichung dieses Aufsatzes mit dem von Kant. Bei aller Anhänglichkeit an die Ideen des großen Vorgängers weiß Schiller seine Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit zu behaupten. In vielen Ideen, wie in der ganzen rationalistischen Betrachtungsweise, stimmen beide Denker überein; und wenn Schiller andere Gedanken Kant's zur Seite liegen läßt oder an ihnen vorüberstreift, so entschädigt er uns durch neue, eigenthümliche Ansichten, oder er führt Einiges, was

Kant bloß andeutet, nach Dichterart anschaulich und lebendig weiter aus. Schiller's Darstellung belebt, bei geringerm Ideenreichthume und weniger Tiefe, gleichmäßiger die verschiedenen Kräfte unsers Geistes und Herzens.

Die zweite Abhandlung, die Sendung Moses, ist gleichfalls nach einer Schrift ähnlichen Inhalts, von Br. Decius, bearbeitet. Es wird angenommen, daß die Vorsicht Moses zum Erretter seines Volkes bestimmt habe, „aber nicht diejenige Vorsicht, welche sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, sondern diejenige, die der Natur selbst eine solche Oekonomie vorgeschrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigsten Wege zu bewirken." Ein Hebräer wird daher, als wäre er ein Aegyptier, sorgfältig erzogen, wird in die Weisheit der ägyptischen Priester eingeweiht, wo er den einzigen Gott, die Unsterblichkeitslehre und mancherlei Symbole und Ceremonieen kennen lernt, flieht in die Wüste und brütet in der Verbannung den großen Plan aus, der Befreier seines Volks zu werden. Er offenbart den Hebräern den einzigen, wahren Gott, aber „er verkündigt ihn auf eine fabelhafte Art, um ihn den schwachen Köpfen faßlich zu machen, und muß zufrieden seyn, wenn sie an seinem wahren Gotte nur dies Heidnische schätzen, und auch das Wahre bloß auf eine heidnische Art aufnehmen." Hierdurch hat er aber den unschätzbaren Gewinn, daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, und also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht umzustürzen braucht,

wenn er die religiösen Begriffe verbessern will. Darnach bestimmt Schiller nun auch die Bedeutung des hebräischen Volkes. Er nennt es ein wichtiges, universalhistorisches Volk, weil sich das Christenthum und der Islamismus auf die Religion der Hebräer stützen, und ohne dasselbe „die sich selbst überlassene" Vernunft erst nach einer langsamen Entwickelung die Wahrheit von dem einigen Gotte gefunden haben würde. Einen andern Werth aber, als einen unmittelbaren und temporären, erkennt er diesem Volke nicht zu. Wenn auch dergleichen rationalistische Interpretationen, wie neuere Untersuchungen es bewiesen haben, das reine Gold der Wahrheit nicht an den Tag zu heben vermögen, so behält der Versuch doch immer für die Vernunft etwas Anziehendes, das Entlegenste in Uebereinstimmung mit dem Bekannten zu bringen, und das früheste Geschlecht mit dem jetzigen unter den Einfluß derselben Naturgesetze und Leidenschaften zu stellen.

Der dritte jener Aufsätze, die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon, ist das Seitenstück des vorhergehenden. Dort hatte er nur den Ursprung der mosaischen Gesetzgebung zu ermitteln gesucht, und deren Grundidee näher charakterisirt; hier setzt er die Verfassungen der zwei Hauptstaaten Griechenlands selbst in einer ziemlich ausführlichen Darstellung aus einander, und läßt dann seine Beurtheilung abgesondert nachfolgen. Wer mit den neueren Forschungen über Athen's und Sparta's Verfassungen bekannt ist, wird ohne Zweifel in diesem Aufsatze, worin

Schiller besonders Plutarch und französische Alterthumsforscher zu Führern gehabt zu haben scheint, Manches vermissen, Manches verfehlt finden. Namentlich war er über Lykurg und seine Spartaner unvollkommen berichtet. Er räumt es ein, daß Lykurg die besten Mittel für seinen Zweck gewählt habe, findet aber diesen Zweck durchaus verwerflich. Indem er das Vaterland zum einzigen Beziehungspuncte, und die Vaterlandsliebe zur einzigen Tugend der Spartaner machte, habe er das Fortschreiten des Geistes zur Vollkommenheit, worin doch der einzige Zweck aller politischen Anlagen liege, gehemmt und unterdrückt, und alle anderen Tugenden, alle schöne Humanität einer einzigen Tugend zum Opfer gebracht. Indeß wird, solcher Einseitigkeit und Uebertreibungen ungeachtet, auch der Kenner diese schöne und lichtvolle Darstellung mit Vergnügen und nicht ohne Belehrung lesen. Sie zeichnet sich, wie die beiden vorhergehenden Aufsätze, durch Klarheit und Einfachheit aus. In allen dreien findet sich keine Spur von Künstelei oder Ueberladung; man sieht es ihnen an, daß sie Vorträge vor jüngeren Leuten sind, oder ihnen solche zu Grunde liegen.

Diese Vorträge konnten ihn eben so wenig als die fortgesetzte Herausgabe der Thalia abhalten, noch einen andern großartigen literarischen Plan zu entwerfen und auszuführen: die Sammlung historischer Memoiren. Eine damals in London erscheinende Sammlung auf die französische Geschichte bezüglicher Memoiren gab

ihm die Anregung, ein ähnliches Werk im Deutschen zu unternehmen, welches sich aber auf alle Schriften dieser Art ausdehnen sollte. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoiren mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitete, und, wo die Memoiren-Schriftsteller schweigen, die leere Strecke durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllte, wollte er diese Sammlung zu einem historischen Ganzen erheben und sie vorzüglich brauchbar machen, — gewiß ein verdienstliches Unternehmen, und um so mehr, da der größte Theil dieser Schriften damals entweder noch gar nicht, oder nur schlecht übersetzt war. Von diesen Memoiren sind in Jena vom Jahre 1790 bis 1806 dreiunddreißig Bände erschienen. Anfangs besorgte Schiller das Unternehmen allein, später verband er sich mit Woltmann, Paulus und Anderen, bis er sich ganz zurückzog. Aber auch nach seinem öffentlich angekündigten Rücktritte lief das Werk noch immer unter seinem Namen fort.

Von jenen Zeitgemälden, wodurch er die einzelnen Memoiren beziehungsreicher und verständlicher zu machen sucht, und welche später als besondere historische Darstellungen in seine Werke übergegangen sind, hat das erste den Titel: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Diese Abhandlung sollte nicht bloß als Einleitung zum nächstfolgenden Stücke der „Alexias" der Princessin Anna Komnena dienen, sondern zu mehreren anderen Memoiren, die sich auf das Mittelalter beziehen. Die ganze Sammlung zerfiel in zwei Abtheilungen, von

denen die erste auf die mittlere, die zweite auf die neuere Zeit sich bezog. Es schien ihm nun nöthig zu seyn, am Anfange des Werks und der ersten Abtheilung insbesondere, eine allgemeine Uebersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustande von Europa vorauszuschicken, welche durch das Lehnssystem und die Hierarchie herbeigeführt worden. Das ist der Ursprung und Zweck dieser Abhandlung, die sowohl nach ihrem gewichtigen Gehalte, wie nach der meisterhaften Darstellung, ganz aus der Seele ihres Verfassers geschöpft ist, und den Stempel seines unsterblichen Genius trägt. Wenn an ihren tief greifenden Gedanken etwas vermißt werden kann, so ist es dieses, daß hier das Mittelalter nur als Instrument zu dem modernen Glücksstande der allgemeinen Menschenfreiheit, aber nicht in seiner innern, absoluten Bedeutsamkeit erkannt und gewürdigt wird.

Mit dieser Darstellung in naher Verbindung steht die Skizze: Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges, die ein Fragment geblieben ist. In ihrer jetzigen Gestalt sollte sie überschrieben seyn: Ueber die Entstehung und früheste Ausbildung des Lehnwesens. Denn das ist ihr alleiniger Inhalt. Eine geringe Anzahl historischer Thatsachen weiß hier unser Schriftsteller so geschickt zu gebrauchen, daß wir das Feudalwesen des Mittelalters mit einer Art Nothwendigkeit sich bilden sehen; er construirt gleichsam dieses große Ereigniß aus seiner Vernunft und entwickelt dessen

Fortgang denkend und begriffsmäßig aus der allgemeinen Menschennatur. Befriedigt diese Behandlungsweise auch weniger die Phantasie, so gewährt sie doch unserm Verstande eine klare Einsicht.

Gleichfalls Fragment geblieben ist die: Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I. Woltmann hat sie später im vierten und fünften Bande der Memoiren fortgeführt und abgeschlossen. Der Titel des Schiller'schen Bruchstücks ist wieder ganz unpassend; denn dieses Gemälde erstreckt sich nur von der Thronbesteigung Lothar's des Sachsen bis zur Kaiserwahl Konrad's des Hohenstaufen und zu dessen Unternehmung eines Zugs nach Jerusalem. Die Darstellung endigt also noch nicht einmal da, wo sie, der Ueberschrift nach, zu beginnen verspricht. Wie die erste der hier aufgezählten kleinen historischen Darstellungen sich durch Originalität auszeichnet, die zweite sich durch einen scharfen Verstand empfiehlt, so fesselt uns diese durch blühenden Styl und prachtvollen Fluß der Rede. Man braucht nur in der nachgebildeten Fortsetzung von Woltmann etwas weiter zu lesen, um sich plötzlich in einer niedrigern Sphäre zu fühlen und durch Contrast an den freien, kühnen und hohen Flug der historischen Muse Schiller's recht lebhaft erinnert zu werden. Uebrigens darf man bei der Beurtheilung dieser drei allgemeinen Charakteristiken ihren oben angedeuteten ursprünglichen Zweck nicht vergessen, den sie gewiß trefflich erfüllten.

Wie die bisherigen Stücke die erste Abtheilung der Memoiren, die des Mittelalters, einführten, so diente die „Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen, bis zum Tode Karl's IX.“ der zweiten Abtheilung, den Memoiren der neuern Zeit, zur Einleitung und Ergänzung. Hier ist der Titel dem Inhalte angemessen; von jenen acht Religionskriegen unter den letzten Königen des Hauses Valois werden uns die vier ersten vorgeführt. Krankheit und Ueberdruß verhinderten den Verfasser an der Fortsetzung, welche später der Professor Paulus gab. Dieses Zeitgemälde unsers Schriftstellers muß mit seinem Abfalle der Niederlande und seinem dreißigjährigen Kriege in Verbindung gebracht werden. In allen drei Werken ist die religiöse Freiheit, für die hier in Frankreich, dort in den Niederlanden und in Deutschland gekämpft wird, die große, den Geschichtschreiber begeisternde Grundidee; und wie in den Niederlanden Wilhelm der Verschwiegene, in Deutschland Gustav Adolph, so ist hier der Admiral Coligny der Held der Handlung, welcher mit besonderer Vorliebe gut gezeichnet ist. Ueberhaupt ist das Ganze sachgemäß erzählt; manche zusammengefaßte Gemälde, welche zum Theil als philosophische Studien auf geschichtlichem Boden betrachtet werden können, z. B. die Schilderung der Wuth der Bürgerkriege, sind besonders anziehend; scharfe Zergliederungen der menschlichen Leidenschaften und Zustände sind überall eingestreut. Nur ist bisweilen zu viel außergeschichtliches

Interesse an kleine Jämmerlichkeiten verschwendet; und Manches scheint zu würdig und ernst, zu tragisch, zu bedeutend genommen zu seyn.

Vermißten wir oben bei einem Aufsatze, daß Schiller darin dem Mittelalter keine innere Bedeutsamkeit, sondern eigentlich nur einen relativen Werth zuschrieb, so finden wir dagegen in der „Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, von M. N. (Niethammer) bearbeitet" alles rechtmäßige Lob, welches dem Mittelalter neuerdings oft zu reichlich gespendet worden, in wenigen Worten gleichsam anticipirt. Unsere Zeit, sagt der Schriftsteller, hat vor der mittlern offenbar den Vorzug der größern Cultur, diese vor jener den der praktischen Tugend — der Begeisterung des Herzens, des Schwunges der Gesinnungen, der Stärke des Gemüthes, der Energie des Charakters voraus. Die bloße Verstandesaufklärung ohne sittliche Kraft ist kaum als ein sittlicher Gewinn zu betrachten; dagegen gibt die bloße sittliche Kraft, der gute Wille, das Theuerste an das Edelste zu setzen, einem Menschen und Zeitalter einen hohen Werth. Huldigte damals auch die Menschheit einem Aberglauben und Wahne, so huldigte sie ihm doch mit Aufopferung und Ueberzeugungstreue. Eben darin übertrifft uns die mittlere Zeit; jene Menschen thaten mehr für ihre Thorheit, als wir für unsere Weisheit; ihre Thorheit selbst aber hatte einen idealen Ursprung, also einen überirdischen Hintergrund. Durch die Großartigkeit und Erhabenheit

der Idee, welcher sie gehorchten, und durch die Uneigennützigkeit und Treue, womit sie ihr folgten, hatte das Mittelalter auch einen entschiedenen Vorzug vor dem Alterthume. Denn der Grieche und Römer lebte und kämpfte nur für seine Existenz, für sein beschränktes Vaterland, für zeitliche Güter, für das Phantom der Ehre und Weltherrschaft. — Hier war Schiller nun auf dem besten Wege, auch über den Katholicismus zu einer gerechtern universalhistorischen Würdigung zu gelangen. Aber in diesem Puncte überwog die Abneigung das Urtheil. Dagegen finden wir die Ritter des Maltheserordens, „die unter dem Paniere des Kreuzes der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben", von einem freien, ächt humanen Standpuncte beurtheilt.

Die letzte große Production, womit Schiller ruhmvoll die historische Laufbahn verließ, wie er sie mit der Geschichte des niederländischen Abfalls begonnen hatte, war die Darstellung des dreißigjährigen Krieges. Er schrieb sie für einen von Göschen herausgegebenen historischen Damen-Kalender. Der Jahrgang für 1791 brachte die Geschichte bis zum Ende des zweiten Buches. Eine lebensgefährliche Krankheit, von der Schiller im Jahre 1791 befallen wurde, erlaubte ihm nur ein kleines Stück in den folgenden Jahrgang einrücken zu lassen. Doch fügte er diesem Bruchstücke, gleichsam zum Ersatze für den geringen Umfang desselben, drei kurze Biographieen von Personen des dreißigjährigen Krieges unter dem Namen „Bildnisse"

bei, welche den Portraits dieser Personen zur Begleitung dienten. Das erste, das Lebensgemälde der Landgräfin von Hessen-Cassel, Amalia Elisabeth, [1]) ist lebendig, anziehend und mit Neigung geschrieben. Das Leben des Kurfürsten Maximilian von Baiern [2]) ist dann ins Allgemeine zusammengezogen, und nur dem Verstande zugänglich. Die Lebensbeschreibung des Cardinals Richelieu [3]) charakterisirt sich durch scharfe Hiebe gegen Priester und Höflinge, zum Zeichen, daß damals beide noch nicht in Schiller's Gunst gestiegen waren. Im Damen-Kalender für 1793 folgte endlich der Ueberrest der Geschichte, beinahe die Hälfte des ganzen Werkes.

Diese Geschichte ist indeß mehr zu Ende gedrängt, als geführt. Die drei Jahre, worin Gustav Adolph die Schlachten und Schicksale Deutschlands lenkt, nehmen beinahe ein Drittel des Werkes ein. Aber von dem Tode dieses Königs und der Ermordung Wallenstein's an ist plötzlich Schiller's Geduld und Interesse erschöpft, die ganze übrige Zeit wird im Fluge durcheilt. Des Verfassers Lust war mit dem Verschwinden der hervorragendsten Charaktere dahin, und auch der Almanach ließ keine größere Ausdehnung zu, wenn das Ganze dies Mal beendigt werden sollte. Wegen dieses präcipiten Ausganges kann Schiller's

---

1) S. meine Supplemente zu Schiller IV, 474 u. ff.
2) Ebendas. IV, 477 u. ff.
3) Ebendas. IV, 491 u. ff.

Geschichte des dreißigjährigen Krieges nicht auf den Namen eines in allen Theilen harmonisch gehaltenen Kunstwerkes Anspruch machen. Doch möchte darin auch der alleinige Mangel bestehen, weßwegen ihr dieser Ruhm nicht unbedingt gebührt.

Wie bei der Erzählung des Niederländischen Abfalls, so wird auch hier die Darstellung durch eine das ganze Feld umspannende Einleitung eröffnet. Ein vortreffliches, mit kühner und sicherer Hand entworfenes Gemälde des ganzen Zeitalters bildet den Anfang. Dann führt uns der Geschichtschreiber erzählend, schildernd, betrachtend durch die Regierungsjahre Ferdinand's I. und seiner Nachfolger, und entwickelt uns die ferneren und näheren Veranlassungen des Religionskrieges, bis er uns unvermerkt in die erste Scene seines Drama's versetzt hat. Aber kaum hat er uns den Ausgang des böhmischen Aufruhrs vor Augen gestellt, so erhebt er sich im zweiten Buche schon wieder zu einer allgemeinen Schilderung, indem er den damaligen Zustand der europäischen Staaten charakterisirt, und uns dadurch das Terrain kennen lehrt, auf welchem dieser bald europäische Krieg spielen, und von woher er Brennstoff erhalten sollte. Unaufhaltsam eilt nun die Handlung dahin, so lange noch Männer vom zweiten Range, wie Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, Georg Friedrich von Baden, Christian IV. von Dänemark ihre Träger sind. Erst mit Wallenstein und Gustav Adolph gewinnt die Erzählung einen langsamen Schritt, mehr Ausführlichkeit

und ihr volles Interesse, und von diesen beiden beleuchtet treten jetzt auch Tilly und Ferdinand II. in hellem Lichte hervor. Die acht Jahre von 1626, wo Wallenstein auf dem Schauplatze erscheint, bis 1634, wo er, nach Schiller's Darstellung, als ein Opfer seiner Ehrsucht fällt, machen den gelungensten Theil des Werkes aus, und nehmen darin auch mehr Raum ein, als die ganze übrige Geschichte. Man sieht hieran schon, welchen Einfluß des Verfassers Urtheil und Neigung auf seine Arbeit ausübten. Die Geschichte nahm unter seinen Händen die Gestalt seines Geistes an.

Der dreißigjährige Krieg ist mit dem Abfalle der Niederlande unter denselben kosmopolitischen Gesichtspunct gestellt, nur daß Schiller's Freiheitsideen hier weniger treiben und blühen konnten, als in jenem Werke. Es galt nämlich hier nicht die Befreiung von einem Despoten und die Wiederherstellung oder Gründung einer Republik, sondern es war nur ein Kampf für religiöse Wahrheit oder für das, „was mit Wahrheit verwechselt wurde" — für „Meinungen", wie es anderswo heißt, darzustellen. Diese positiven Religionsdogmen waren es nicht, was einen Schiller begeistern konnte, und er sagt es ausdrücklich: das Augsburgische Religionsbekenntniß habe dem protestantischen Glauben eine positive Gränze gesetzt, ehe noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Gränze habe gefallen lassen, und die Protestanten hätten dadurch unwissend einen Theil ihres errungenen Gewinnes verscherzt. Schiller theilte die

Lehrmeinungen der Protestanten nicht, und konnte in so weit ein theilnahmloser Zuschauer ihrer „schwärmerischen Anhänglichkeit an ihren Glauben“ und ein unbestochener Beurtheiler ihrer Handlungen seyn. Nur von seiner negativen Seite als Befreiungskrieg konnte ihn dieser Kampf ansprechen. Aber er gewann ihm dadurch auch ein politisches Interesse ab, daß sich ihm die Unterdrücker der Gewissensfreiheit zugleich als Despoten darstellen. Die Kirchentrennung in Deutschland gewinnt ihm eine höhere Wichtigkeit, weil sie „gegen politische Unterdrückung einen hohen Damm aufthürmte.“ Die Prinzen des spanisch-östreichischen Regentenhauses, „diese Säulen des Papstthums“ werden auch als die Unterdrücker der europäischen Freiheit bezeichnet. Doch auch bei dieser Auffassung des Religionskrieges konnte der ganze Gegenstand den Schriftsteller noch nicht recht begeistern. Ist denn jene Freiheit, auf welche Schiller so oft zurückkommt, dieselbe mit der bürgerlichen, persönlichen Menschenfreiheit, für welche er glüht? oder ist es nicht vielmehr die sogenannte Reichsfreiheit, die Eigenmacht der Stände, welche in Folge dieses Krieges bis zur völligen Untergrabung der Macht des Staatsoberhauptes und zur Zersplitterung Deutschlands gesteigert wurde, so daß nun der Eigenwille der einzelnen Herrscher bald kein Gegengewicht und keine Begränzung mehr hatte, und mit dieser sogenannten Freiheit also die Willkür erst recht beginnen konnte?

Hieraus erklärt sich demnach die eigenthümliche Beschaffenheit dieses Werkes. Es hat eine geringere Temperatur, als die Geschichte des niederländischen Abfalles. Die Fülle des warmen Gefühles und die poetische Rhetorik mußten zurücktreten; sie waren mit der Sache nicht verträglich. Es blieb dagegen ein großes Feld für objective reine Schilderungen übrig, und das zurückgedrängte Gemüth ließ dem Verstande freieres Spiel. Der ideale Pragmatismus, möchte man sagen, ging in den ächt historischen (causalen) Pragmatismus über, und an die Stelle der lebendigen poetisch-rhetorischen Methode trat mehr eine künstlerische Behandlung des Verstandes.

Der Form des Werkes müssen wir, unter der Einschränkung, daß der Oekonomie des Ganzen die Gleichmäßigkeit fehlt, das größte Lob ertheilen. Der Gang der Handlung strebt hier immer ungehemmt, oft rasch dem Ziele zu. In den Charakterschilderungen zeigt sich darin ein Fortschritt, daß sie nicht sogleich im Anfange, ehe wir den Helden noch handeln sehen, gegeben werden, sondern daß sich die Charaktere im Laufe der Geschichte selbst entfalten. Die edle, klare Rede bewegt sich in ruhiger Gleichmäßigkeit fort, und greift nur bisweilen zu kühneren Bildern, oder erhebt sich zum vollern Ausdrucke der bewegten Empfindung. Nirgends findet sich etwas Hartes, Unebnes, Anstößiges. Besonders aber ist als musterhaft hervorzuheben, daß die Darstellung, einem Flusse gleich, ein ununterbrochenes Ganzes ist, so daß jeder Theil sich mit dem folgenden

verbindet, wie die Begebenheiten selbst unter einander vermittelt sind. Schiller erstieg hier wohl den Gipfel der historischen Kunstdarstellung, welche ihm auf dieser Culturstufe möglich war.

Es ist indessen nicht zu läugnen, daß die Geschichte des dreißigjährigen Krieges auf einem weniger gründlichen Quellenstudium beruht, als die der niederländischen Empörung. Dieser Mangel erklärt sich aus der häufigen Unterbrechung der Arbeit durch Krankheit und andere Hindernisse, und durch Schiller's Gewohnheit, das eben erst Gelesene sogleich zu verarbeiten. Mit Recht mögen daher manche Beurtheiler diesem Werke eine stellenweise zu flüchtige Bearbeitung vorgeworfen haben, obgleich Johannes Müller von ihm das Zeugniß ablegt, daß er bis auf zwei Stellen selbst die kleinsten Züge mit den von ihm gelesenen besten Quellen übereinstimmend gefunden habe.[1])

Im Vorbeigehen erwähnen wir noch Schiller's letzte historische Schrift: „Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville," die einer spätern Zeit (1797) angehört und ursprünglich nur ein Lückenbüßer für die Horen seyn sollte. In keiner einzigen seiner historischen Darstellungen tritt Schiller mit seiner Person so ganz zurück, als in dieser; in keiner läßt er so ganz die Sache reden, ohne sich selbst hineinzumischen. Der Umgang mit Goethe hatte ihn damals ganz von seiner

---

[1]) Joh. v. Müller's Werke, Thl. 26, S. 173.

rhetorischen Manier geheilt, und sowohl der Gegenstand selbst, als das auszugsweise zu bearbeitende Original (von Carloix) ließen sie nicht wohl zu. Hieraus erklärt es sich, wie Schiller meinen konnte, daß sein Vieilleville zu einem „Nachfolger und Gegenstück des Cellini" von Goethe, den er vorher durch eine Reihe von Stücken seiner Horen vertheilt hatte, sehr brauchbar seyn werde.

Nachdem wir nun alle historischen Werke Schiller's durchlaufen haben, bleibt uns in diesem Gebiete nur noch übrig, ihn selbst als Geschichtschreiber kurz zu charakterisiren.

Am schwersten mußte unserm Freunde die Aneignung des historischen Materials werden. Die Selbstthätigkeit überwog bei ihm die Empfänglichkeit bei weitem, und sein immer auf das Ganze gerichteter Geist mußte ihm das Eingehen in unzählige Einzelnheiten, worin die historische Untersuchung vorzüglich besteht, sehr erschweren. Freiheit des Geistes galt ihm als das höchste Gut, dem er so viele andere Güter geopfert hatte — und hier war er genöthigt, sich einen widernatürlichen Zwang gefallen zu lassen! Dieser Zwang konnte ihn bisweilen in die höchste Mißstimmung versetzen. Dessen ungeachtet unterwarf er sich der Nothwendigkeit mit einem wahren Heroismus, und ging bei seinen meisten historischen Vorarbeiten mit gewissenhafter Gründlichkeit zu Werke. Die Voltaire'sche Manier, „durch eine geistreiche Behandlung die Geschichte zu verfälschen und durch witzige Einfälle

über erhebliche Details wegzueilen," war ihm zuwider.[1]) Er sah jedoch jenes Mißverhältniß seiner genialen Natur zur Geschichtsforschung ein und bekannte es offenherzig. „Ich werde immer," sagte er im Jahre 1788, „eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher seyn, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden."

Hierbei darf indessen nicht außer Acht gelassen werden, daß Schiller nur eine kurze Zeit seines Lebens, gleichsam im Vorübergehen und eigentlich, um sich selbst zu bilden und die mangelnde unmittelbare Erfahrung durch eine mittelbare zu ersetzen, mit der Geschichte verkehrte. Hätte er sich längere Zeit ungestört und ausschließend mit ihr beschäftigt, so würde er seinen weitgreifenden Geist zu der Genügsamkeit herabgestimmt haben, die erforderlich ist, um an einzelnen empirischen Dingen Freude zu haben; und sein großer Wahrheitssinn würde mehr und mehr auch in der Erforschung der historischen Wahrheit Befriedigung gefunden haben. Fortgesetzte Beschäftigung mit der Geschichte hätte ihm ihr mühevolles Quellenstudium leichter und lieber gemacht.

Aber auch so würde er seine wahre Größe als Geschichtschreiber doch nicht in einer materiellen Erweiterung sondern in einer eigenthümlichen Bearbeitung des historischen Stoffes gesucht und gefunden haben. Die Erörterung dieser eigenthümlichen Bearbeitung wird uns näher mit

---

[1]) Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Thl. 2, S. 368.

dem besondern Geiste und der Kunstform seiner Historiographie bekannt machen.

Schiller war der Meinung, der Geschichtschreiber müsse den aus den Quellen sorgfältig gesammelten und kritisch geläuterten Stoff wieder aus sich heraus construiren oder „neu erschaffen!“ [1]) Worauf gründete er diese Ansicht? Eine Wahrheit, bei welcher seine Betrachtung gern verweilte, ist die Einheit des menschlichen Geistes zu allen Zeiten und an allen Orten. „Bei einer unendlichen Mannichfaltigkeit der Menschen,“ ruft er bewundernd aus, „immer doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform!“ [2]) Da nun der Geschichtschreiber auch in sich selbst diese Gleichförmigkeit und unabänderliche Einheit des Geistes trägt, wie sie ihm in jedem Exemplare der Menschheit entgegentritt, so darf sein philosophischer Verstand den geschichtlichen Erscheinungen aus sich selbst heraus ihre Ursachen wiedergeben und ihren ursprünglichen innern Zusammenhang, welcher durch unsere sinnliche Auffassung derselben nothwendig zerrissen wurde, wiederherstellen; und er braucht bei diesem Verfahren nicht zu befürchten, sie zu verfälschen, wenn er nur die besonderen Umstände, unter denen sie entstanden, mit berücksichtigt.

Hierdurch ist aber eigentlich nur die innere, ursächliche Verknüpfung der historischen Thatsachen oder die prag-

---

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 57.
[2]) Frau von Wolzogen a. a. O., Thl. 1, S. 337.

matische Methode gerechtfertigt, worauf sich die Historiographie nicht beschränken darf. Die Thatsachen müssen nicht allein auf ihre Ursachen zurückgeführt und dadurch zu einem dichten Stoffe gleichsam in einander verwebt werden, sondern sie müssen auch unter einem allgemeinen Gesichtspuncte stehen. Ein Grundgedanke muß sie tragen und umgränzen; sonst hat ein historisches Werk keine innere Einheit. Welches ist nun dieser Grundgedanke in Schiller's historischen Kunstwerken?

Schiller schrieb vom allgemein menschlichen Standpuncte, frei von allen untergeordneten Meinungen und particulären Rücksichten. Von keiner Kirche, keiner Schule, keinem Volksglauben, selbst von keiner Nation wollte er sich umgränzt wissen, sondern nur die allgemeinen Schranken unseres Geschlechtes erkannte er als die seinigen an. Er wollte nur für den Menschen im Menschen schreiben. „Der Geschlechtscharakter des Menschen aber ist der freie Wille."[1]) In dem freien Handeln nach der ewigen Regel der Vernunft liegt die Würde des Menschen, und er hat ein unveräußerliches Recht zu fordern, daß seine Würde von Jedem als etwas Heiliges geachtet werde. So sind also, näher bezeichnet, Menschenfreiheit, Menschenwürde und Menschenrecht die herrschenden Ideen seiner Geschichtsdarstellung, und während er hiermit das eine Princip seines sittlichen Lebens aussprach, gab

---

1) Schiller's W., Octavausg. B. 12, S. 346.

er auch dem zweiten dadurch eine Stimme, daß er die freie Entwickelung aller geistig-sinnlichen Kräfte des Menschen zur Humanität der Freiheit zur Seite stellte. In beiden zusammen lag ihm die volle Bestimmung des Menschen. Unter diesen Gesichtspunct, besonders aber unter die Idee der Freiheit und Menschenwürde, stellt er die ganze Geschichte; denn die Humanität erscheint ihm nur als die Blüthe dieser. „Die ganze Weltgeschichte," sagt er, „ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und der Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anders ist, als ein Kampf der Elemente um ihren Raum."[1]) Und hier ist die Stelle, wo der Historiker Schiller und der Dramatiker eins sind. Dasselbe Princip, welches ihm während seiner ersten Periode im Drama leuchtete, führte ihn auch in der Geschichte. Durch dieses sittlich-tragische Interesse geleitet, hat er aus der Weltgeschichte immer solche Partieen zur Bearbeitung herausgenommen, wo die bürgerliche oder religiöse Freiheit, mit dem Despotismus im Kampfe, dem Betrachtenden selbst noch in ihrem Untergange ein erhabenes Schauspiel gewährt. Alles aber, was zu jener Idee in keiner oder nur in einer entfernten Beziehung steht, hat für ihn keinen oder nur einen secundären Werth, gerade so wie Tacitus ausdrücklich das nur seiner Geschichtsdarstellung für würdig erklärt, was mit der Römerwürde zusammenhängt. Denn

---

[1]) Schiller's W., Octavausg. B. 8, S. 57.

wie die Römerwürde das Princip des nationalen Tacitus ist, so ist die Menschenwürde die Grundidee des ächt humanen Schiller.

Wie nun Schiller diese Idee der Menschenwürde und jene der Humanität, die zusammen ein ganzes Universum umschließen, zugleich in Kopf und Herzen trug und nährte, so ließ er sie auch theils in Betrachtungen und Reflexionen, theils in Gefühlen und Gemüthsbewegungen in seine historischen Gemälde treten. Seine Historiographie zeigt sich nicht allein pragmatisch in der Zurückführung der Begebenheiten auf ihre Ursachen, sondern auch in den eingestreuten Reflexionen. Erörterungen und Betrachtungen gehen häufig in einander über. Durch das Hervorstellen eingelernter Schulweisheit bei eigenem Unvermögen sind uns bei manchen anderen Schriftstellern solche Betrachtungen höchst zuwider; bei Schiller sind sie eigenthümliche Gewächse seines vom Gegenstande befruchteten Genius. Bei Anderen müssen wir solche allgemeine Gedanken wegen ihrer Weitschweifigkeit, ihrer Uebermenge, ihrer Befangenheit allzu theuer bezahlen; Schiller's Urtheile sind gedrängt, mäßig, besonnen, und gehören einer über alle Particularitäten erhabenen Weltansicht an. Dabei sind sie von um so stärkerer Wirkung, da sie in den Fluß einer herrlichen Prosa eingestreut sind, und mit prachtvollen, lebendigen Schilderungen wechseln, so daß Ohr, Einbildungskraft und Ideenvermögen gleichmäßig befriedigt werden. Doch sehen wir da die Reflexionen

zurücktreten, wo die Wärme seines Gemüthes sich vordrängt. Schiller's Darstellung ist, wie die des Tacitus, von den Affecten seines Gemüthes erfüllt. Er verdeckt weder seine Liebe, noch seinen Haß. Da aber beide die Abdrücke eines so freien und vollkommenen Geistes sind, so sind dieselben für den Leser nicht individuelle Empfindungen, sondern eine Stimme der Menschheit. Einem so hochstehenden Menschen dürfen wir das Recht einräumen, zu loben und zu tadeln; denn Lob und Tadel haben bei ihm den Charakter des allgemein Gültigen und Nothwendigen.

Bei dieser warmen Theilnahme ist aber Schiller in seinem Darstellen und Urtheilen nie partheiisch. Unpartheilichkeit nennt er selbst die heiligste Pflicht des Geschichtschreibers.[1]) Wahrheitsliebe, Besonnenheit und Gerechtigkeitsgefühl lehrten ihn diese Pflicht. Während er der Sache selbst die wärmste Theilnahme zuträgt, ist er ein kalter Beurtheiler derer, die für eine ähnliche Sache handeln, und ein humaner Richter ihrer Gegner. Die Sache nämlich, für welche er glüht, ist nie ganz die Sache, für welche die eine Parthei handelt, und welche die andere bekämpft. Den Gegenstand seiner Begeisterung hält er ungemischt und vorurtheilsfrei im reinen Aether des Gedankens, und derselbe erscheint ihm im wirklichen Leben, besonders in einer vergangenen Zeit, nur in beschränkter

---

1) Schiller's Werke, Octavausg. Bd. 9, S. 439.

Gestaltung. Daher kann er denen, welche für eine solche durch Zufälligkeiten verunstaltete Idee thätig sind, seinen vollen Beifall nicht schenken, zumal da er auch ihre Motive selten loben darf, und die Gegenparthei findet schon in dieser Entstellung des Guten und dem unreinen Streben seiner Anhänger eine Entschuldigung ihres Hasses. Schiller steht über den Kämpfen, welche er uns darstellt; denn während es sich in bestimmten Lebensverhältnissen nur um besondere Formen und Bestandtheile des Guten handelt, hat er immer der Menschheit allgemeines und höchstes Gut selbst im Auge. Seine kosmopolitischen Ideen und Gefühle erleuchten und erwärmen sein historisches Gemälde; aber die aus ihnen entsprungenen Affecte der Liebe und Abneigung sind zu rein und frei, als daß sie seinen Blick trüben und sein Urtheil bestechen könnten.

Eine pragmatische Behandlung, ein gemeinschaftlicher idealer Gesichtspunct, und Licht und Wärme aus demselben durch Reflexionen und Gefühle, ohne partheiisch zu seyn — wovon wir bisher handelten — waren nur einzelne Mittel der künstlerischen Form, welche über das Ganze seiner Darstellung ausgebreitet ist, in welcher sich alle Theile vereinen. Wie alle Geistesvermögen Schiller's unter dem Einflusse seiner Einbildungskraft stehen, so beherrscht sein Schönheitssinn seine ganze historische Darstellung. Er nannte es schon sogleich bei seinem ersten Auftreten auf dieser Bühne als einen seiner Hauptgesichtspuncte, mit Geschmack zu schreiben, ohne der Wahrheit

etwas zu vergeben. Glänzend erfüllte er jetzt seine eigene Vorschrift, „daß die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen müsse, wenn sie einen Weg zu dem Herzen finden und den Namen einer Menschenbildnerin sich verdienen wolle.“ Er hätte seine Natur vernichten müssen, wenn er von dieser Regel abgefallen wäre. So finden wir denn in Schiller's historischen Werken nicht einzelne zerstreute Vorzüge, sondern alle sind künstlerisch zu einer Einheit verknüpft. Der Geist, die Idee haben in der schönsten Form einen würdigen Ausdruck gefunden. Nicht allein Einzelnes gefällt, auch das Ganze befriedigt. Selbst der, welcher weniger mit Schiller's historischen Schriften zufrieden ist, lies't sie doch lieber, als die ungestalten Geburten der bloßen Gelehrsamkeit. Sie triumphiren sogar, wie alles Schöne, über ihre Gegner. Die Schilderungen, Charakterbilder, die allgemeinen Gemälde sind zum Theil unnachahmlich, und auch die Reflexionen sind belebt und anziehend vorgetragen. Die Anlage, die Uebergänge, die Abrundung der Perioden, der Wohlklang der Sätze, Alles beweis't die sorgfältige, geübte Hand des Meisters. Diese Kunstgestaltung ist gewiß die Krone seiner Historiographie.

In Betreff dieser Kunstgestaltung möge nur noch von seinen Charakterschilderungen die Rede seyn, worauf er sein vorzügliches Augenmerk gerichtet hatte. Wenn man nicht läugnen kann, daß in den Dramen der ersten Periode nur wenige, sich wiederholende, unbestimmt gezeichnete,

subjective Charaktere vorgeführt werden, so verhält es sich auf einmal ganz anders, sobald Schiller das Feld der Geschichte betritt. Hier enthüllt er uns eine große Menge scharf geschiedener, wenigstens begriffsmäßig bestimmter, objectiv gehaltener Personen und geistiger Zustände. In der Geschichte fühlte er seine Einbildungskraft beschränkt und gebunden; er sah sich aus seiner eigenen Betrachtungs- und Gefühlsweise hinausgetrieben, — zum großen Heile für sein poetisches Talent, welchem durch die Geschichte die Mannichfaltigkeit der Anschauungen zu Theil wurde, die Goethe unmittelbar aus dem Leben schöpfte. Die Menschen, welche uns sein geschichtlicher Griffel zeichnet, sind nicht mehr Ausgeburten einer lyrischen Stimmung und eines sittlichen Bedürfnisses, und es fehlt ihnen zu leibhaftigen Gestalten nur Zweierlei. Schiller hat seine Charaktere dadurch veredelt, daß er nur menschlich bedeutsame Züge in seine Gemälde aufnimmt, und die zufälligen Eigenheiten meist wegläßt; und andrerseits verarbeitet er die Menschen, welche er uns schildern will, betrachtend und erörternd zu sehr in allgemeine physiologische und moralische Wahrheiten hinein. Hier ist Schiller's Schranke. Er stellt uns mehr A r t e n von Menschen, als Individuen dar: er ist ein i d e a l i s i r e n d e r Portraitmaler. Seine menschlichen Gemälde sind mehr Bilder für den Gedanken, als für das Auge. Und hier ist es noch besonders charakteristisch, daß diese Genrebilder immer mit Hinblick auf einander, also vergleichend oder unterscheidend, dargestellt

sind. Sind aber Vergleichen und Unterscheiden Verstandesthätigkeiten, so sehen wir, daß Schiller auch hierdurch sein vorherrschendes intellectuelles Vermögen in Ausübung brachte. Wie er ja zwei Begriffe tausendmal hin- und herwirft, und alle ihre Bezüge aufspürt, so macht er sich auch von zwei Charakteren den einen durch den andern deutlich.

Wenn wir bisher Schiller's positive Vorzüge in der organischen Kunstgestaltung seiner Geschichtswerke kennen lernten, so werden wir endlich, was sein Verhältniß zur teleologischen Behandlung der Geschichte betrifft, vielleicht seine weise Enthaltsamkeit bewundern. Wir wissen es schon aus dem philosophischen Gespräche im Geisterseher,[1] daß Schiller die Begriffe Mittel und Zweck in der Behandlung der historischen Thatsachen nicht gebrauchen konnte. Er erkennt diese ganze Zweckmäßigkeit und planmäßige Uebereinstimmung, die wir in der Geschichte zu finden glauben, nur als etwas in unserer Vorstellung Vorhandenes an, er sieht in derselben nur eine aus unserer Vernunft in die äußere Ordnung der Dinge verpflanzte Harmonie. Das teleologische Princip, sagt er, biete zwar dem Verstande die höhere Befriedigung und unserm Herzen die größere Glückseligkeit, aber es werde durch eben so viele Facta widerlegt, als bestätigt. Daher spricht er in seinen

1) S. Th. 2, S. 23.

geschichtlichen Werken nur selten, und nur zweifelnd und ohne theoretische Ansprüche von einer höhern Leitung der Dinge. Im Allgemeinen geht in seiner historischen Welt Alles natürlich und begreiflich zu, gerade so wie auch seine dramatische Welt der ersten Periode dem religiösen Geiste ganz entzogen ist. Das Menschenleben ist auf der kurzen Strecke zwischen Geburt und Grab sich ganz selbst überlassen, und entwickelt sich unter dem Spiele des Zufalls und dem Gesetze der äußern Nothwendigkeit durch seine eigene freie Willenskraft nach selbstgesetzten Zwecken. Was aber vom Individuum gilt, das gilt auch von der Gattung. Daher führt Schiller auch das Außerordentliche in der Geschichte überall auf das Natürliche zurück, indem er alle wunderbare, unmittelbare göttliche Einwirkung ablehnt. Doch läßt er nicht selten einzelne himmlische Sonnenblicke in das irdische Leben brechen, und enthält sich der Anwendung des teleologischen Princips nur ungern und nur durch seine Ueberzeugung gezwungen.

Hiermit glauben wir Schiller's Historiographie, nach ihren Hauptumrissen, in ihrer Eigenthümlichkeit dargestellt zu haben, und nehmen nun von dem Historiker Schiller für immer Abschied, so wie er selbst in den Jahren, denen sich unsere Lebensbeschreibung nähert, von der Geschichte schied, nicht ahnend, daß ihm die Parze die Rückkehr zu derselben abschneiden werde.

Fünftes Capitel.

Häusliches und gesellschaftliches Leben. Charakterzüge. Neue Thalia. Metrische Uebersetzung aus Virgil's Aeneide. Poetische Plane. Schwanken und Mißtrauen. Idee des Wallenstein. Der Tod des Themistokles, ein dramatischer Entwurf.

Wir verließen oben unsern Freund am Tage seiner Vermählung, und hätten ihn nun durch die erste Zeit seiner Ehe zu begleiten. Das erste dieser Jahre war das glücklichste seines Lebens. An seinen Freund Körner schrieb der Neuvermählte: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz, und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt; aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. . . . Ja, ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück."

Seine ökonomischen Verhältnisse gestalteten sich befriedigend. Die Fortsetzung der Thalia und die Herausgabe der Memoiren, gewährten ihm bei seiner, wenn auch geringen Besoldung eine hinreichende Einnahme, zumal da die ersten Jahre seiner Ehe kinderlos blieben. „Unsere ökonomische Einrichtung", schreibt er an seinen Vater (10. März 1790), „ist über alle meine Wünsche gut

ausgefallen, und die Ordnung, der Anstand, den ich um mich herum erblicke, dient sehr dazu, meinen Geist aufzuheitern .... Meine Frau ist ganz eingerichtet zu mir gekommen, und Alles, was zur Haushaltung gehört, hat meine Schwiegermutter gegeben."

Der Mann, den wir in Weimar als Einsiedler kennen lernten, war zu heiterer Geselligkeit zurückgekehrt. Er führte eine geraume Zeit keine eigene Haushaltung, sondern speis'te mit seiner Frau in einer geistreichen, angenehmen Gesellschaft näherer Freunde in dem Hause am Markte, worin er wohnte; die Eigenthümerin des Hauses besorgte den Tisch für diesen geschlossenen Cirkel. Der Privatdocent Niethammer, nachher durch seine amtliche Wirksamkeit eben so ausgezeichnet, als durch seine literarische Bedeutung, Göritz, der Erzieher eines jungen Adeligen, den er auf die Universität begleitete, nachher Decan, beide Landsleute Schiller's, der Professor Fischenich, und von Stein, der Sohn seiner Freundin in Weimar, bildeten die tägliche Tischgesellschaft. Das frugale Mahl ward durch Heiterkeit, Offenheit und bedeutendes Gespräch gewürzt. Mit Niethammer und Fischenich knüpfte er hier ein Band für das ganze Leben. Er sprach nicht viel, aber was er sagte, war gewichtig. Zwischen Ernst und Scherz wiegte sich sein Geist hin und her, und der eine war durch den andern gemäßigt. Er war ganz Humanität. Bei seiner gleichförmigen Stimmung hörte man nur noch selten Worte von ihm, die an den frühern glühenden

und brausenden Schiller erinnerten, wenn solche Ausdrücke auch nicht ganz ausblieben. Als z. B. einer der Tischgenossen eine niederträchtige Handlung eines damals in Jena angesehenen Mannes erzählte, rief er entrüstet aus: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühle ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verwesen."

Mit den meisten akademischen Lehrern stand Schiller in gutem Vernehmen, mit mehreren in einem nähern Verhältnisse. Seiner Gattin suchte er eine angenehme Geselligkeit zu verschaffen. Das Griesbach'sche und das Paulus'sche Haus gewährten eine erwünschte Unterhaltung, deren Reiz die Frauen durch ihre musicalischen Talente erhöhten. Schiller liebte die Musik, durch welche seine poetische Stimmung genährt wurde, was seine Gattin bewog, im Clavierspielen noch weitern Unterricht zu nehmen. Wanderungen in die freundliche Umgegend und bisweilen eine Reise nach Rudolstadt zur Mutter und Schwester brachten größere Mannichfaltigkeit in das Leben. Auch an Ergötzlichkeiten und Spielen mancher Art nahm er Antheil, am Billard, am Tarok, selbst am Kegelschieben.

Einen Mann, dessen Arbeiten und Leistungen uns Hochachtung und Bewunderung eingeflößt haben, beobachten wir gern in seinen Spielen und Erholungen, und so müssen uns einige Nachrichten, welche uns Schiller's Tischgenosse Göritz aus jener Zeit aufbewahrt hat,[1]) sehr willkommen seyn.

---

[1]) Morgenblatt, 1837, Nr. 84 ff.

Einst gab Göritz der vertrauten Gesellschaft in dem Hause, welches er mit seinem Eleven bewohnte, ein Abendessen. Sie hatten ein schönes Besuchzimmer, und Alles gerieth so gut, daß die Gesellschaft sehr heiter wurde. Die Anwesenden sangen, und tranken alle Brüderschaft mit einander. Sie redeten sich den ganzen Abend Du an, Frau von Wolzogen, Frau Schiller, Fischreich,[1]) der junge von Stein, Schiller, Göritz und sein Eleve. Am andern Morgen aber zeigte sich bei den Freunden eine natürliche Verlegenheit; denn wie innig befreundet man auch mit einander war, so fühlten die Jüngeren doch die Unschicklichkeit, Damen dieser Art und auch Schiller'n mit Du anzureden. Den andern Morgen machte sich von Stein bei Göritz etwas zu thun, und vermied, in der zweiten Person zu reden. Göritz lächelte, und da er merkte, daß der junge Mann mit ihm gleich fühlte, sprach er sich gegen ihn aus, und sie verabredeten, wenn sie zu Tische kämen, die getrunkene Brüderschaft zu ignoriren, und in dem alten Tone zu reden. Man schien es ihnen Dank zu wissen, und sie verloren hierdurch in der Meinung der interessanten Menschen nichts.[2])

---

1) Ohne Zweifel soll es Fischenich heißen.

2) In einer brieflichen Mittheilung der Frau von Wolzogen an G. Schwab, vom 5. Januar 1840, wird „die Studentenbrüderschaft von Göritz" als „ganz unwahr" bezeichnet.

Schiller's Einfachheit im Essen und Trinken, und seine Unbefangenheit dabei gingen oft sehr weit. Einst war der damalige Hauptmann unter der Garde, nachher Adjutant des Königs von Sachsen und General, Funk, zum Besuche in Jena. Schiller sprach ihn in einem Garten beim Kegelspiele, und lud ihn zum Abendessen ein; Göritz und sein Eleve wurden auch mitgenommen. Zu Hause angekommen, stellte man ein paar alte, ungleiche Tische zusammen, warf ein Tischtuch darüber, und nun erschien ein Stück Fleisch und ein wenig Salat als die ganze Abendmahlzeit. Dabei waren alle ganz unbefangen, obwohl es sogar an hinlänglichem Geschirre und Servietten fehlte.

Man sieht schon aus diesem Beispiele, daß Schiller den Sinn der Unabhängigkeit von conventionellen Formen, den er früher in der Dichtung kund gegeben, jetzt im wirklichen Leben bethätigte. Wie wenig Hindernisse aber damals in Jena diesem Freiheitstriebe in den Weg gelegt wurden, geht auch aus einer andern Notiz hervor, die uns Göritz über Schiller gibt. „Er konnte überhaupt", erzählt er, „jede Idee mit Lebhaftigkeit ergreifen und reizend darstellen. So fiel er einst darauf, wir sollten uns eine Uniform machen lassen, die wir immer tragen wollten. Er machte diesen Vorschlag dem Professor Fischreich, dem Herrn von Stein und mir, und bestimmte blauen Frack mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das Dunkelblaue hervorsah, und silberne Knöpfe. Lange trugen

Schiller, Fischreich und ich diese Uniform, die eben nicht geschmackvoll war, und ich brachte sie noch mit in meine Heimath. Stein hatte sich entschuldigt, weil er Hofuniform tragen müsse."

Veranschaulichen uns solche Züge, wie Schiller das gesellige Leben nach Laune heiter und frei behandelte, so sind uns einige Nachrichten höchst werthvoll, die ihn uns von Seiten einer Eigenschaft, die wir an keinem Manne vermissen wollen, von Seiten seines festen Sinnes und seiner Unerschrockenheit, vorführen.

Ein Student von guter Aufführung hatte sich in einem Wirthshause der Vorstadt von Jena mit einigen Landsleuten lustig geschwatzt und getrunken, und beim Herauskommen aus dem Hause, von einem Kameraden verleitet, eine durchreisende junge und liebenswürdige Gräfin, die eben vor der Thüre im Wagen auf ihren in die Stadt gegangenen Gemahl wartete, mit großer Naivität um einen Kuß gebeten. Der Vorfall wurde dem Prorector Ulrich angezeigt, und der arme Student, der ein sächsisches Stipendium genoß, mußte nach einer weitläufigen Untersuchung der Sache, ungeachtet der Graf über die Geschichte nur lachte, und auf jede Klage verzichtete, und trotz einer Deputation von Studirenden, die sich beim Prorector für ihn verwandte, seinen kühnen Scherz mit der Relegation büßen. Darüber brachen nun, bei Gelegenheit eines Festes, das man den Ungarn zu feiern erlaubt hatte, schreckliche Studentenunruhen aus. Das

Haus des Prorectors Ulrich, dem man allgemein die strenge Strafe zur Last legte, ward erstürmt, die Mobilien wurden zerschlagen, die Schränke erbrochen, die Bäume des Gartens, worin er wohnte, umgerissen und niedergehauen. Als nun am folgenden Tage Husaren und Fußjäger in Jena als Executionstruppen einrückten, verließen die Studenten die Stadt in Masse und zogen nach Erfurt aus, änderten jedoch bald ihren Sinn, und baten um Amnestie und die Erlaubniß, zurückzukehren. Da wurde nun im akademischen Senate darüber berathen, ob man den zurückkehrenden Studenten nicht entgegengehen sollte. Schiller sprach sich sehr entschieden dawider aus, und wollte durch eine feste Haltung, den Studenten gegenüber, das Ansehen und die Würde des akademischen Senats behauptet wissen. Doch der Eigennutz des einen und die Furchtsamkeit des andern Theils der Professoren behielten das Uebergewicht. Döderlein, an der Spitze mehrerer Universitätslehrer, ging den Studenten entgegen, und die Bürgerschaft holte sie zu Pferde und zu Fuße ab. Schiller aber tadelte laut das Benehmen Ulrich's, und sprach sich unverholen darüber aus, wie nöthig eine bessere Besetzung des Prorectorats sey. Obwohl er nun bei dieser Gelegenheit sich keineswegs nachgiebig gegen die Studenten gezeigt und der Würde des Professorstandes nicht das Mindeste vergeben hatte, so stand er dennoch (und vielleicht nur um so mehr) bei der akademischen Jugend nach wie vor in der größten Achtung. Bei dem eben erzählten Auflaufe hatte

er, als es plötzlich auf den Straßen „Licht aus!“ erscholl, diesen Ruf, in seine Arbeiten vertieft, überhört, oder vielleicht mit Fleiß nicht beachtet, und so waren ihm die Fenster eingeworfen worden. Aber sogleich den andern Morgen erschien eine Deputation der Studirenden, die im Namen der Landsmannschaften ihn wegen dieses Versehens um Verzeihung bat.

Eine andere Geschichte, die uns Göritz aufbewahrt hat, gibt einen Beweis von Schiller's persönlicher Unerschrockenheit: „Professor Fischreich“, erzählt er, „Herr von Stein, und ich ritten einst mit Schiller spazieren. Letzterer ritt auf einem Fußpfade, und wir erreichten eine Gesellschaft von Landleuten, die dieses Wegs nach Hause gingen. Es mochte ihnen unangenehm seyn, von uns aus dem Wege getrieben zu werden, oder mochte einer und der andere zu viel Bier getrunken haben, kurz einer der Bauern fiel plötzlich Schiller'n, der etwas vorausgeritten war, in den Zügel. Wir kamen schnell herbei, Schiller wehrte sich wie ein Löwe, es gelang ihm, den Zügel seines Pferdes loszumachen, und er ritt nun, hinter dem Angreifer, auf den er mit der Peitsche losschlug, einen Rain hinauf und verfolgte ihn lebhaft. Die anderen Bauern sahen ruhig zu, und ich fing an, den Angreifer zu examiniren, aus welcher Machtvollkommenheit er Schiller'n in den Zügel gefallen sey. Er aber gab keine Antwort, sondern retirirte sich schnell. Ich mußte mich nachher oft von Schiller darüber necken lassen, daß ich, statt zuzuschlagen, immer

zu dem Kerl gesagt hatte: „Wer iß er?“ Indessen war durch unsere Dazwischenkunft der Streit bald entschieden gewesen, und keine Gelegenheit mehr vorhanden, Muth zu zeigen. Schiller hatte seinen Hut, der ihm entfallen war, wieder erhalten, der Angriff war zurückgeschlagen, die Uebermacht war auf unserer Seite, um so mehr als die übrigen Landleute keinen Theil an der Sache nahmen. Wäre der Kampf fortgesetzt worden, so würden wir, sobald sich die Gegenparthei verstärkt und Steine oder Erdschollen gegen uns gebraucht hätte, nicht zu unserm Vortheile aus der Sache gekommen seyn. Aber alle diese Vorstellungen halfen nicht. Schiller empfing mich oft mit der Anrede: „Wer iß er?“ Wir hatten nun Streit über den Muth, und ich bestand auf meiner Behauptung, daß es studentenhafte Renommisterei gewesen wäre, wenn ich oder ein Anderer aus der Gesellschaft die Sache aufgenommen und weiter getrieben hätte. Auch Wilhelm von Humboldt mischte sich in den Streit und behauptete, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern ein Werk der Nerven sey, also nichts Willkürliches, sondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht geben könne. Schiller dagegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung gestärkt, und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne.“

Begleiten wir nun wieder unsern Freund in den engern Bezirk seines häuslichen Lebens zurück, so finden wir dort,

zum Theil wenigstens, die Hoffnungen sich verwirklichen, die er früher in seinen Briefen an Lotte ausgesprochen. „Ach, was für himmlisch süße Stunden werden uns bevorstehen", rief er in einem jener Briefe aus, „wenn wir zusammen wohnen werden, theure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen, und Deine Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird!" Und an einer andern Stelle hieß es: „Ich kann gar nicht beschreiben, wie mich die Aussicht freut, mich an Deiner Seite mit einer dichterischen Arbeit zu beschäftigen. Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigen Genusse des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jenen zu seiner höchsten Fülle zu bringen." Daß aber jetzt solche Träume alle in Erfüllung gingen, ist natürlich nicht anzunehmen. Wir glauben es seiner Schwägerin gern, daß unter manchen Leiden und Sorgen diese Ehe durch dauernde Eintracht der Herzen, Harmonie des Geschmacks und gleiche Stimmung für gesellige Freuden beglückt worden sey. Empfänglichkeit, Frohsinn und Hingebung scheinen ihm seine Lotte besonders werth gemacht zu haben. Ihr sicherer Geschmack und ihr feines Gefühl waren nicht selten ein bestimmendes Urtheil für ihn, wie denn auch Goethe sagt, er habe sehr von dem Einflusse der Weiber abgehangen, oft zum

Nachtheile seiner Producte. Ein solches Wesen um sich zu haben, dem er seine Ideen mittheilen konnte, war für ihn Bedürfniß. Aber den speculativsten aller Dichter konnten Unterhaltungen mit einer Frau auf die Dauer nicht befriedigen. Spricht er doch im Briefwechsel mit Goethe selbst der Frau von Wolzogen die ästhetische Cultur ab, ungeachtet Goethe ihr Naturell staunenerregend nennt. Auch paßte ein Geist, wie der seinige, nicht in die engen Schranken des häuslichen Lebens, und er war gewiß, auch schon wegen seiner Kränklichkeit, ein nicht ganz bequemer Ehemann. In Schiller's Briefwechsel mit Goethe steht seine Gattin sehr im Hintergrunde, und in dem Gedichte die Ideale harren nur die Freundschaft und Beschäftigung beim Dichter aus, während die Liebe nach kurzem Lenze flieht.

Wir entlehnen noch einige Einzelnheiten über Schiller's Gattin und sein häusliches Leben von dem, wie es nach Allem scheint, zuverlässigen Augenzeugen Göritz. — Frau Schiller verläugnete in mancher Beziehung nicht, daß sie von Adel war. So gehörte in ihrem Hause lautes Reden zu den Zeichen einer schlechten Erziehung, weil es damals am Weimar'schen Hofe und demzufolge unter dem Adel überhaupt Ton war, so leise zu sprechen, daß der Ungeübte den Redenden nicht verstehen konnte. Dies veranlaßte manchmal einen lächerlichen Auftritt. „Der Professor Ilgen", berichtet Göritz, „der ohnehin gewohnt war, sehr laut zu reden, erzählte einst der Frau Schiller die

Geschichte zweier Holzbauern, die sich auf dem Markte zankten, ganz in dem Tone und mit der Stimme, welche bei solchen Gelegenheiten vorkommen. Frau Schiller wußte sich des Geschreies wegen fast nicht zu fassen, und wir lachten über sie, und nicht über die uninteressante Geschichte, die Niemand hören wollte. Ilgen nahm das für Beifall, und gefiel sich immer mehr in der Nachahmung der Bauernstimmen, so daß es am Ende auch uns unausstehlich wurde. Als er fort war, sagte sie mit einem tiefen Seufzer: Das ist ein garstiger Mensch, der Professor Ilgen! und erzählte mit allen Zeichen des Abscheus vor einem solchen Geschrei ihren Bekannten die Geschichte." Eben so verrieth Frau Schiller ihren Stand durch einen gewissen spöttischen, herabsetzenden Ton, womit sie ihre Kammerjungfer behandelte. Um so sanfter aber zeigte sie sich stets ihrem Gatten gegenüber, selbst wenn dieser ausnahmsweise einmal sich unbillig gegen sie erwies. „Sie tanzte nicht", erzählt Göritz, „war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademischen Hause in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe sie etwas der Art wiederholte. Gros und ich hatten uns Abends nach Tische mit Schiller in seinem Hause zum Spiele gesetzt, und spielten fort, bis sie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: Und Du, dessen Gesundheit so sehr

geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends? Sie nahm den Verweis über ihr spätes Nachhausekommen sehr sanft auf, und als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, schwieg sie ganz."

Wenden wir uns nun von diesen Scenen des geselligen und häuslichen Lebens zu Schiller's schriftstellerischer Thätigkeit zurück, so können wir die schon früher durchlaufenen historischen Werke als Zeugen seines Fleißes aufrufen. Aber er beschränkte sich nicht auf geschichtliche Arbeiten. Denn als er sich in der Weltgeschichte orientirt hatte, trat das philosophische Bedürfniß hervor, den Menschengeist auch in der eigenen Brust wissenschaftlich zu erfassen. Das war die zweite Aufgabe, welche zu lösen war, und auf welche die historischen Studien alle bezogen wurden. Aber auch die Poesie, Schiller's innerstes Lebenselement, konnte nicht ganz zurückbleiben. Wie sie sich in seine historischen und philosophischen Darstellungen verzweigte, sie belebend durchdrang, so that sie sich in dieser wissenschaftlichen Periode auch abgesondert in einzelnen Lehrgedichten, in Uebertragungen und in poetischen Planen kund. Von den Lehrgedichten, die wir meinen, den Göttern Griechenlands und den Künstlern, ist schon oben die Rede gewesen, und auch von den Uebertragungen wäre nur noch die metrische Uebersetzung des zweiten und vierten Buchs der Virgil'schen Aeneide zu erwähnen.

Mit dieser Arbeit wurde die Neue Thalia eröffnet, welche der ältern im Jahre 1792 nachfolgte, nachdem diese

sich beinahe durch fünf Jahre gezogen und mit dem zwölften Hefte, schon 1790, aufgehört hatte. Die Neue Thalia, welche man die philosophische im Gegensatze gegen die ältere nennen könnte, die meistens poetische Arbeiten enthält, sollte jedes Jahr in zwei Bänden sechs Hefte umfassen; sie hörte aber schon mit dem zweiten Jahrgange auf. In ihr ist die genannte Uebersetzung der beiden Bücher der Aeneide die einzige poetische Arbeit Schiller's geblieben.

Schon auf der Militairakademie hatte Schiller eine metrische Uebersetzung des ersten Buchs der Aeneide von V. 34 bis 157 in Hexametern versucht und diese Probe in Haug's Schwäbischem Magazin mitgetheilt.[1]) Der Herausgeber der Zeitschrift fügte in einer Anmerkung die Worte bei: „Probe von einem Jünglinge, die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer!" Wichtig ist dieser rohe, aber originelle Versuch, weil Schiller mit ihm jenen, später nicht wieder verlassenen Weg einschlug, mehr nach dem Geiste, als nach dem Worte zu übersetzen.

Als er später Bürger's persönliche Bekanntschaft machte,[2]) kam er wieder auf die Aeneide zurück. Die beiden Dichter nahmen sich vor, einen kleinen Wettkampf, der Kunst zu Gefallen, mit einander einzugehen, der darin bestehen sollte, daß sie das nämliche Stück aus der Aeneide, Jeder in einer andern Versart, übersetzten. Schiller wählte sich

---

1) S. meine Supplemente zu Schiller's W., I, 21 ff.

2) S. Th. 2, S. 72.

Stanzen, wofür er, wahrscheinlich durch den Umgang mit Wieland, eine große Vorliebe gefaßt hatte. Allein andere Arbeiten verhinderten die Ausführung seines Vorhabens. Erst in Jena, im Spätherbste 1791, nach einem unten zu erzählenden Krankheitsanfalle, der ihm angestrengtere Arbeiten verbot, holte er jene Idee wieder hervor und entschloß sich, den Virgil in einer freiern, dem Ohre zusagenden Weise zu bearbeiten. So entstanden die in Octaven übertragenen zwei Bücher der Aeneide. Wie uns Reinhold berichtet,[1]) wurde diese Arbeit vorzüglich für Frauen, und zwar zunächst für seine eigene Frau und Schwägerin, ganz so wie die Uebersetzungen aus dem Euripides, unternommen. Es ist übrigens charakteristisch, daß Schiller sich in der zweiten Lebensperiode mit diesen beiden sentimental-rhetorischen Dichtern, Euripides und Virgil, vorzugsweise gern beschäftigte, wogegen er in der dritten Periode unbedingt dem Sophokles und Homer den Vorzug gab.

Welchen Werth der Dichter selbst auf diese jetzt zu wenig gelesene und geschätzte Uebertragung legte, zeigt schon die sorgfältige Umarbeitung, die er in späterer Zeit mit derselben vornahm.[2]) Anerkannter Weise hatten diese Uebungen auch einen großen Einfluß auf seine poetische

---

[1]) Reinhold's Briefwechsel mit Baggesen, I, 109.

[2]) Die Varianten, die Körner nicht schon unter dem Texte beigegeben hat, sind mitgetheilt in meinen Supplementen, II, 295 bis 312.

Ausbildung. Schiller gab dadurch seinem eigenen erhabenen, heroischen Geiste die Richtung zum Leichten, Gelenkigen und Anmuthigen hin, im richtigen Gefühle dessen, was ihm noch fehlte. Außerdem hielten sie nicht allein während dieser unglücklichen analytischen Periode, wie sie Goethe nennt, den poetischen Sinn in ihm rege, sondern vervollkommneten ihn auch in den Kunstgriffen des Technischen. Während er durch seine ästhetischen Untersuchungen denkend seine innere Ausbildung zum Dichter vollendete, eignete er sich durch solche Studien Alles in hohem Grade an, was die äußere Form vom Poeten fordert. Als ihn sein Genius zum zweiten Male in die lyrische und dramatische Laufbahn führte, stand er gerüstet da.

Neben diesen Uebersetzungen wurden manche poetische Entwürfe gefaßt, welche die durch wissenschaftliche Bestrebungen zurückgedrängte poetische Kraft verkündigten und die Vorläufer einer fruchtbaren Periode seyn sollten. Eine Zeit lang beschäftigten ihn lyrische Plane. Eine Hymne an das Licht, wahrscheinlich symbolischer Art, war in Aussicht gestellt, so wie eine Theodicee nach den Grundsätzen der Kantischen Philosophie, also ein didaktisches Gedicht. Länger verweilte er bei einigen epischen Ideen. Friedrich's des Großen Histoire de mon temps, die er noch in Weimar las, brachte ihn wahrscheinlich auf den Gedanken, diesen großen König zum Träger eines Epos zu machen. „Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhunderte," schrieb er darüber an Körner, „muß ein ganz

anderes Ding seyn, als eins in der Kindheit der Welt. Und eben das ist's, was mich an dieser Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophieen, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Weise darin niedergelegt werden und in einer schönen harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. w. anschaulich leben." Als Versmaß wollte er die ottave rime wählen, und er dachte es sich schon mit Freude, wie schön der Ernst, das Erhabene in so leichten, anmuthigen Formen spielen müsse. Singen müsse man es können, wie die griechischen Bauern die Ilias, die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Auch eine dem modernen Geiste angepaßte „Maschinerie" wollte er erfinden, um alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf zu erfüllen. Aber etwa zwei Jahre später, zur Zeit, als er an seinem dreißigjährigen Kriege arbeitete, wurde Fiedrich II. durch Gustav Adolph verdrängt, der ihm nun der Held eines ähnlichen epischen Gedichtes werden sollte. Es war eigentlich wieder dieselbe Idee, nur in verschiedener Anwendung. Der Held sollte auch hier wieder unserm philosophischen, universalhistorischen Dichter blos der Träger des Werkes seyn. Hauptzweck war ein Bild der modernen Cultur, ein Gemälde der Geschichte der neuen Menschheit.

Aber auch dieser Plan blieb unausgeführt; dramatische Entwürfe zogen ihn wieder von den epischen ab. „Ich

traue mir im Drama am meisten zu," schrieb er an Körner, „und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall finden ließ, aufs Aeußerste embarassirt, weil die Composition zu weitläufig und kühn war. Laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten!"

Häufig verlor er jedoch selbst das Zutrauen zu seinem dramatischen Talente. Alle seine früheren Stücke, etwa Don Carlos ausgenommen, konnten ihn nicht befriedigen; er sprach nicht gern von diesen Arbeiten, ja, es schien, als wünsche er sie ungedruckt. Es war eine für die Poesie unglückliche Periode. Aus langem Schwanken blieb ihm zuletzt nur das Mißtrauen in sich selbst zurück; und er konnte der Poesie überhaupt eben so wenig entsagen, als er den Muth hatte, irgend einen poetischen Plan auszuführen. Zuerst störten und hinderten ihn seine Amtsgeschäfte und historischen Arbeiten am Dichten; dann löschte, wie wir bald näher zeigen werden, die überwiegende Reflexion die dichterische Begeisterung. Die wissenschaftliche Periode mußte ganz durchlaufen seyn, ehe er wieder bei der Poesie anlangte, ehe er in sich den Dichter und in dem Dichter sich selbst wiederfand. Eine andere Ursache jenes Schwankens lag auch in der reichen Fülle seiner Talente. Wer nur für Einen Gegenstand Geschick hat, verfolgt die einmal glücklich eingeschlagene Richtung so lange, als ihn äußere Umstände nicht stören. Nur der reichen Natur ist eine Wahl gestattet.

So an sich selbst irre geworden, wandte sich Schiller um Rath an Freunde, denen er in dieser Sache ein Urtheil zutraute. Auf eine solche Anfrage antwortete der Coadjutor von Dalberg am 12. September 1790: „Ich wage es nicht zu bestimmen, was Schiller's allumfassender, allbelebender Genius unternehmen soll. Nur sey mir erlaubt der stille Wunsch, daß Geister, mit Riesenkräften ausgerüstet, sich selbst fragen möchten: Wie kann ich der Menschheit am nützlichsten werden?" Durch diese ehrenvolle, aber ausweichende Antwort ließ sich der Fragende nicht beruhigen, und Dalberg erklärte sich endlich „schüchtern und ungern" dahin: es sey wünschenswerth, daß Schiller in ganzer Fülle Dasjenige leiste, was er leisten könne, und das sey das Drama. Mit dieser Stimme vereinigte auch Wieland die seinige in seiner Vorrede zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges im Damen-Kalender für 1792, und Johannes Müller äußerte sich zu derselben Zeit, wenn irgend Einer, sey Schiller berufen, Deutschlands Shakspeare zu werden.

Das Drama Don Carlos hatte ihn zu seiner Geschichte des Abfalles der Niederlande geführt; jetzt brachte ihn auf entgegengesetztem Wege das Lesen der Quellen des dreißigjährigen Krieges auf die Idee, den Wallenstein dramatisch zu behandeln. Von dem Jahre 1790 an trug er sich fortwährend mit diesem Gedanken, und 1792 wollte er Hand ans Werk legen. Er schrieb einige Scenen, und zwar in Prosa, vielleicht weil ihm durch seine gleichzeitigen

Arbeiten diese Darstellung am geläufigsten war, oder weil er durch sie sein neues Drama am meisten der Natur anzunähern hoffte. Aber die Fortsetzung dieses Anfangs sollte sich noch manches Jahr verziehen.

In diese Zeit des Schwankens und der Unschlüssigkeit gehört wahrscheinlich auch ein dramatischer Entwurf: „Der Tod des Themistokles, als Tragödie,"[1]) der sich in Schiller's Nachlasse, von seiner eigenen Hand geschrieben, vorgefunden hat. „Der gediegene menschliche Inhalt der Tragödie," so lautet der Entwurf, „ist die Darstellung der verderblichen Folgen verletzter Pietät gegen das Vaterland. Dieses kann nur bei einer Republik stattfinden, in welcher die Bürger frei und glücklich sind, und nur an einem Bürger recht gefühlt werden, dem das Verhältniß zum Vaterlande das höchste Gut war. Themistokles ist in Persien heimathlos; heiß und schmerzlich und hoffnungslos ist sein Sehnen nach Griechenland; es ist ihm nie so theuer gewesen, als seitdem er es auf ewig verloren. Ewig strebt er, sich in dieses geliebte Element zurückzubegeben. Hier gilt es also die möglichst innige Schilderung des Bürgergefühles vis à vis eines ruhmvollen, wachsenden Staats und im Contrast mit dem sklavischen Zustande eines barbarischen, erniedrigten Volkes. Die Begeisterung muß für das öffentliche Leben, für Bürgerruhm u. s. w. erweckt werden, und Allem muß eine hohe, edle, energische

[1]) S. meine Supplem. zu Schiller's W., III, 233 f.

Menschheit zu Grunde liegen. — Themistokles stirbt, wie er gelebt hat, nämlich mit einem gleichen Antheile reiner und unreiner Antriebe. Er hatte eine hohe Gesinnung, eine Begeisterung für die wahre Tugend und den wahren Ruhm; aber ihn nagte die Ehrsucht, und diese Leidenschaft war Ursache, daß er die Probe der wahren Tugend nicht aushielt. Und so mischt sich auch in seine heroische Selbstaufopferung der Schmerz der gekränkten Ruhmsucht. Doch wird er gewissermaßen Herr über diese unreine Empfindung, oder sie läutert sich wenigstens zu einer schön menschlichen Regung, und er scheidet zuletzt als ein edler Mensch, von der Idee seines unsterblichen Nachruhms über die gekränkte Hoffnung getröstet. Mit dem Giftbecher am Munde wird er wieder zum Bürger Athens."

Auf diesen Plan scheint Schiller in späterer Zeit nicht wieder zurückgekommen zu seyn. Daß er in der Epoche, in welcher er wahrscheinlich gefaßt worden, nicht zur Ausführung gediehen ist, darf uns nicht befremden. Begann auch damals Schiller's Neigung für die Geschichte zu schwinden, so war doch für die Poesie noch kein freier Raum in seinem Gemüthe; denn nun drängte sich sein philosophisches Interesse mächtig hervor. Der zweite Stern dieses Zeitraums ging auf, als der erste sich dem Untergange zuneigte.

Sechstes Capitel.

Uebergang von der Geschichte zur Philosophie. Philosophische Freunde. Reinhold. Vorträge über Aesthetik. Krankheit. Studium Kant's. Körperliches Leiden. Besuch des Carlsbades. Baggesen. Todesfeier zu Hellebeck. Jahrgehalt. Französisches Bürgerdiplom.

Schiller's Neigung zur Geschichte war durch sein poetisches, sein sittliches und sein philosophisches Interesse vermittelt gewesen; zur nackten historischen Wahrheit um ihrer selbst willen fühlte er sich nicht hingezogen. Er konnte daher dieser Disciplin unmöglich auf die Dauer treu bleiben, indem sie ihn in keiner jener drei Beziehungen vollkommen befriedigte. Als Dichter vermißte er an der Geschichte die innere oder Kunstwahrheit, die uns den Menschen im Allgemeinen, die Gattung, und nicht das so leicht sich verlierende Individuum, kennen lehre. Diese wichtigere Art der Wahrheit, die in jeder ächten poetischen Darstellung herrsche, müsse der Geschichtschreiber oft der historischen Richtigkeit nachsetzen, oder, was noch schlimmer sey, sie ihr mit einer gewissen Unbehilflichkeit anpassen. [1]) Seinem sittlich gestimmten Geiste gewährte die Geschichte auch nur eine dürftige Nahrung. Gern kehrte sein idealisirender Hang von diesem endlosen Spiele der Leidenschaften und der Zufälle zur Innigkeit der eigenen Gefühle und zur

[1]) Leben Schiller's, von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 339 f.

stillen Betrachtung zurück. Endlich konnte auch sein philosophischer, immer auf allgemeine Begriffe gerichteter Sinn auf das Individuelle, worin alles Historische einheimisch ist, nicht den gebührenden Werth legen. Die Geschichte war ihm daher ein zwar nothwendiges, aber vorübergehendes Moment in seiner Selbstbildung, und nachdem er durch sie einmal sich erfahrungsmäßig über die äußere Menschenwelt belehrt hatte, mußte er nun denkend sich über den innern Menschen aufklären, so weit es in seiner Richtung lag.

Diese innere Krisis wurde durch die eben jetzt in Jena entflammte Begeisterung für die Kant'sche Philosophie beschleunigt und gefördert. Aus ganz Deutschland strömten hier junge Männer zusammen, um sich durch Reinhold in die neue Weisheit einführen zu lassen. Ein Baron von Herbert aus Kärnthen hatte Weib und Kinder und ein großes Fabrikgeschäft verlassen und war Reinhold's Schüler, Haus- und Tischgenosse geworden. Unzähligen war damals die Philosophie eine Lebensangelegenheit, und Jena, wo dieses rege Leben zuerst erwachte, wurde für einige Zeit der Mittelpunct der deutschen Cultur. Wie in Frankreich vom Leben aus eine Gedankenumwälzung hervorging, die sich auf politische Verhältnisse erstreckte, so bewirkte der Königsberger Denker gleichzeitig in Deutschland eine eben so mächtige Ideenrevolution in wissenschaftlichen Ansichten. Zu dieser großen Zeiterscheinung stand Schiller in günstigem Verhältniß. Sein Geistesgang

hatte ihn unvermerkt dahin geführt, wo es ihm Bedürfniß war, sich über seine theuersten Interessen durch die Kant'sche Lehre zu verständigen, und er war um so geneigter, sich in die Philosophie zurückzuziehen, je mehr ihn der Gang der großen politischen Begebenheit, auf welche die Augen der Welt gerichtet waren, abstieß und bekümmerte. Längst hatte er Kant's Ansichten auf sich wirken lassen, jetzt nahm er ihre Einflüsse noch begieriger auf. Kam er gleich über seinen Geschäften eine Zeit lang noch nicht dazu, die neue Philosophie eigens zu studiren, so war sie doch häufig zwischen ihm und den Männern seines nähern Umgangs ein Gegenstand der lebhaftesten Unterhaltung. Unter seinen Tischgenossen interessirten sich besonders Niethammer und Fischenich dafür; außerdem aber hatte sich in Jena ein philosophischer Klubb gebildet, der aus Schiller, Reinhold, dem Kantianer Schmid, Hufeland, Paulus, Batsch (Botaniker) und Göttling (Chemiker) bestand, und regelmäßig Mittwochs, abwechselnd in dem Hause eines der Theilnehmer, sich versammelte.

Bei dem regen Interesse für die kritische Philosophie, das jetzt in Schiller erwachte, hätte man erwarten sollen, daß sich zwischen ihm und dem trefflichen Reinhold, dem Hauptapostel des neuen philosophischen Evangeliums, ein inniges und dauerndes Verhältniß bilden würde. In der ersten Zeit seines Aufenthalts in Jena stand Schiller auch in regem Geistesverkehre mit Reinhold. Aber schon im Anfange des Jahres 1791 klagte dieser in seinen Briefen

an Baggesen, Schiller sey für ihn jetzt so gut als abwesend, nur noch von vorigen Zeiten her wisse er es, daß er sein Freund sey. Im Januar 1792 äußerte er sich, er, Reinhold, kenne Schiller'n besser, als er von ihm gekannt sey, und seine Schriften müßten ihm, wenn er sie anders lese, wegen ihrer Trockenheit ungenießbar seyn. „Ich weiß zwar," heißt es an einer andern Stelle, „daß mir Schiller gut ist, aber ich kann mich mit der Art und dem Maße der Mittheilung, womit sich vielleicht seine eigentlichen Freunde begnügen, nicht befriedigen. Ich finde in seinem Umgange eben so viel Steifheit, Kälte, Trockenheit, als das Gegentheil von diesem allem in seinen Schriften. Aber wie leicht vergesse ich das, was Schiller mir nicht ist, über dem, was er der Welt, und folglich auch mir, wirklich wird." Excursionen in der anmuthigen Gegend Jena's wurden mit den Frauen gemacht; aber sie brachten keine Annäherung zu Stande. Ich weiß nun," klagt Reinhold am 28. März 1792, „daß Schiller mich zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann, zwar nicht verachtet, aber auch nicht schätzt. Seine Einsylbigkeit und Kälte hat mir zu wehe gethan, als daß ich mich derselben länger freiwillig hätte aussetzen können, und ich komme nun seit einigen Monaten nicht mehr zu ihm." Und so scheint das Verhältniß fortwährend, bis zu Reinhold's Anstellung in Kiel im Jahre 1794, geblieben zu seyn. Ohne Zweifel war es Reinhold's Mangel an ästhetischer Durchbildung, was Schiller von ihm entfernt hielt; nur

aus einem sittlich-ästhetischen Interesse hatte dieser seine Zuflucht zu der Philosophie genommen. Uebrigens machen es diese Herzensergießungen Reinhold's recht anschaulich, welchen hohen Werth gerade die trefflichsten Menschen schon damals auf Schiller's Freundschaft legten. Man bewarb sich um seine Liebe, man war stolz auf seinen nähern Umgang. Schiller aber erschloß sich nur den Menschen, von welchen er sich angesprochen fühlte; allen übrigen, mochten sie auch sonst achtungswerthe Männer seyn, kehrte er die kalte, verständige Seite seines Wesens entgegen.

Bald fühlte sich Schiller gedrungen, die Ausbeute seiner philosophischen Studien auch der akademischen Jugend mitzutheilen. Schon im Sommer 1790 hielt er wöchentlich einmal Vorlesungen über die Tragödie, denen er Sophokles' Oedipus zu Grunde legte. „Ich finde viel Vergnügen an dieser Arbeit", schreibt er. „Ich entdecke viele Erfahrungen, welche die Ausübung der tragischen Kunst mir verschafft hat, von denen ich selbst nicht wußte, daß ich sie hatte. Zu diesen suche ich den philosophischen Grund, und so ordnen sie sich unvermerkt in ein lichtvolles, zusammenhängendes Ganze, das mir viele Freude verspricht. Ich habe doch so jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo sonst nicht sehr viel zu erwarten ist." Aus diesem letzten Zusatze sieht man, daß er schon sehr frühe anfing, den Geschmack an seinen geschichtlichen Vorlesungen zu verlieren, von denen er, trotz des Beifalls, den sie gewannen, in seinem Innern selten befriedigt

seyn mochte. Er war eigentlich für eine erörternde, nicht für eine erzählende Mittheilung geschaffen. Zur Vorbereitung auf jene Vorlesungen über die Tragödie[1]) las er die Poetik des Aristoteles. Wie er gern an seinen Beschäftigungen Andere Theil nehmen ließ, übersetzte er seiner Frau und Schwägerin oft Stellen aus dieser Schrift. Er fühlte sich durch die liberalen Kunstansichten des griechischen Denkers bestärkt und gehoben.

Mitten in dieser vielfachen Thätigkeit für Philosophie und Geschichte, und in der glücklichern Lebenslage, deren er sich seit Kurzem erfreute, traf den herrlichen Mann ein schwerer Schlag. Die Natur hatte ihn nicht mit einer starken Körperconstitution ausgerüstet, und in der Carlsschule war seine Gesundheit keineswegs befestigt worden. Unregelmäßigkeiten im Lebenswandel, drückende Sorgen, Sitzen, Geistesanstrengung, Nachtwachen, und selbst die Abhärtungsversuche, die er bisweilen machte, hatten seinen Körper noch mehr geschwächt. Der Erkältung war er wegen seiner eingezogenen Lebensweise sehr ausgesetzt. Besonders aber mochte sein übermäßiges und zum Theil genußleeres Arbeiten für Geschichte in Weimar und Jena, und namentlich, wie uns Wieland bezeugt,[2]) der angestrengte

[1]) Eine Frucht derselben sind die beiden Aufsätze „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" und „Ueber die tragische Kunst", die wir später im Zusammenhange mit anderen näher betrachten werden.

[2]) Histor. Kalender für Damen für 1792, Vorrede, S. 5.

Eifer, womit er im letzten Winter die Geschichte des dreißigjährigen Krieges fortgesetzt hatte, seine Gesundheit tief erschüttert baben.

Im Anfange des Jahres 1791 war er mit seiner Frau und Schwägerin auf Besuch bei dem Coadjutor Dalberg in Erfurt. Nach einem Concert im Stadthause, welchem er beigewohnt, ward er beim Abendessen von einem starken Fieber angefallen. Erst nach einigen Tagen war er so weit hergestellt, daß er nach Jena zurückreisen konnte. Kaum aber war er hier angelangt, so ergriff ihn eine heftige, lebensgefährliche Brustkrankheit. Jetzt zeigte sich die Liebe, die Verehrung recht, die er in Jena genoß. Viele seiner Zuhörer boten sich wetteifernd zur Pflege und Nachtwache bei dem Kranken an. Der junge Hardenberg (Novalis) trat damals zuerst in ein vertrauliches Verhältniß zu Schiller. Ein anderer Studirender, Gustav von Adlerskron, aus Liefland, machte sich der Schiller'schen Familie durch die Umsicht und Zartheit, womit er Schiller's Wartung sich angelegen seyn ließ, so werth, daß er ihr Hausfreund wurde. Schiller genas von der augenblicklichen Gefahr durch seinen trefflichen Arzt Starke, aber beängstigende Brustkrämpfe blieben zurück. Sein körperlicher Zustand war für seine ganze Lebenszeit zerrüttet; er wurde nie mehr vollkommen gesund. Bisher war Schiller's Leben eine Unterdrückungs- und Armuthsgeschichte, von jetzt an wird es eine Krankheitsgeschichte.

Die öffentlichen Vorlesungen mußten unterbleiben. Zu

Privatvorträgen über Aesthetik sammelte er so viele Zuhörer, als sein Zimmer fassen konnte. An der Geschichte des dreißigjährigen Krieges vermochte er nicht weiter zu arbeiten; vermuthlich strengten ihn historische Studien am meisten an, weil hier sein Fleiß nicht durch Neigung unterstützt wurde. In guten Stunden beschäftigte ihn die Uebersetzung der Aeneide. Die Kraft seines Geistes erhielt sich auf wunderbare Weise. Alle leidensfreie Tage waren heiter, alle heitere führten ihn zur Thätigkeit zurück. Die Gefahr, in welcher er schwebte, und die er wohl erkannte, suchte er den Seinigen zu verbergen.

Kaum war ihm wieder ein ernstes Arbeiten gestattet oder möglich, so wandte er sich, und zwar jetzt zuerst, Anfangs März 1791, zum Studium Kant's. Welches vollgültigere Zeugniß kann einer Philosophie gegeben werden, als wenn ein helldenkender Geist in den Tagen der körperlichen Leiden, am Rande des Grabes, sich zu ihr wendet, und in ihr eine dauernde Erhebung und Beruhigung findet? Mit diesem sittlichen Interesse verschlang sich bei ihm noch ein ästhetisches Bedürfniß. „Die Kritik", schreibt er an Körner, „muß mir jetzt den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und in der That hat sie mir geschadet; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, und ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit,

seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und setzt sich keine andere, als freiwillige Schranken." Er fühlte seinen poetischen Trieb durch die Reflexion gehemmt und in seinen Wirkungen gebrochen. Dieses Hinderniß konnte nicht anders als durch Cultur beseitigt werden. Es stand zu erwarten, daß wenn dem reflectirenden Verstande sein volles Recht zu Theil geworden, sich das Gleichgewicht der inneren Kräfte wieder herstellen werde. Philosophische Durchbildung war die letzte Aufgabe, die er noch zu lösen hatte, ehe er wieder Dichter wurde.

Mit entschiedenem Ernste fing er das Studium der Kritik der Urtheilskraft an. Bei seiner geringen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen, äußerte er sich gegen Körner, würden ihm die Kritik der reinen Vernunft und selbst einige Reinhold'sche Schriften jetzt noch zu schwer seyn und zu viel Zeit wegnehmen. Weil er aber über Aesthetik selbst schon Vieles gedacht habe und empirisch noch mehr darin bewandert sey, so komme er in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort. Bald wurde er aber durch den neuen, lichtvollen und geistreichen Inhalt des unsterblichen Werkes so hingerissen, daß er den Entschluß aussprach, nicht eher abzulassen, als bis er die Kant'sche Philosophie ergründet hätte, wenn ihn dieß auch drei Jahre kosten sollte. Er dehnte in der Folge auch wirklich

sein Studium auf Kant's Kritik der praktischen Vernunft aus. Aber das theoretische Fundamentalwerk dieses Denkers durchzuarbeiten fehlte es ihm an Zeit und auch an Sinn. Als er sich ästhetisch und sittlich orientirt hatte, kehrte er zur Darstellung und Ausübung zurück.

Die Kant'schen Ideen suchte er sich sogleich selbstständig anzueignen. Ihm konnte jedes philosophische Buch nur ein Anlaß seyn, selbst die Wahrheit aus sich zu entwickeln. Ein bloßes Notiznehmen kam ihm geringfügig vor; ein bloßes Lernen war ihm eine geistige Marter. Das überwiegende Aufnehmen positiver Kenntnisse hatte ihm ja eben die Geschichte verleidet. Um das Gelesene in sein Eigenthum zu verwandeln, entwarf er sich für den Winter 1791—92 den Plan zu einem Collegium über Aesthetik, in welchem er seine neue Ideen vortragen wollte. Ein so praktischer Geist, wie Schiller war, denkt bei allen seinen Studien sogleich an die Anwendung, an das Lehren und Schreiben. „Auch ist es nöthig," schreibt er, „daß ich auf alle Fälle ein Collegium ganz durchdenke und erschöpfe, damit ich in diesem Sattel gerecht bin, und auch, um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand, etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit schreiben zu können."

Diese Absicht ward auch verwirklicht. Die neue Thalia, zu welcher der Unermüdliche selbst in diesen Tagen der Krankheit die Idee entwarf, enthielt in dem Jahre 1793 die Erstlinge seiner Kant'schen Studien. Die erste Abhandlung war: Anmuth und Würde, worauf noch zwei andere:

Vom Erhabenen, und: Zerstreute Beobachtungen über ästhetische Gegenstände folgten, die unten im Zusammenhange mit anderen erörtert werden sollen.

Aber er wollte seine jetzigen Studien noch zu einem andern Zwecke benutzen. Im Frühjahre 1792 verabredete er mit Körner den Plan zu Briefen über den Werth des Schönen für die Ausbildung des Menschen, aus welcher Idee zwei Jahre später die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen hervorgingen. Sie sollten zwischen Schiller und Körner wirklich gewechselt werden. Man verständigte sich daher im Voraus über das Ziel, in dem man endlich zusammentreffen müßte, und sprach auch schon davon, daß es wünschenswerth sey, wenn die Correspondirenden eine gleichmäßige Sprache führten. Es war also von vorn herein auf den Druck abgesehen, und diese ästhetischen Briefe sollten ein Gegenstück der philosophischen Briefe zwischen Raphael und Julius geben. So machte Schiller jedes wissenschaftliche Bemühen, wie jedes literarische Erzeugniß zu einem Werke des Lebens.

Aber dem muthigen Geiste, der mit so unermüdlichem Eifer immer weiter schwebte, war jetzt ein zerrütteter Körperzustand wie ein schweres Bleigewicht aufgeladen. Wie Schiller als Jüngling in der Carlsschule seine Lieblingsneigung nur spärlich im Kampfe mit hartem Zwange befriedigt hatte, so konnte er jetzt jede frohe Stunde, jeden schönen Tag nur als eine Pause seiner Krankheit ansehen, und er war nie sicher, daß nicht schwere Brustkrämpfe seine

Thätigkeit aufhoben. Die Menschen ließen ihn in Ruhe, aber die Hand des Schicksals lag schwer auf ihm. Er glich dem schwedischen Helden seines dreißigjährigen Krieges, der von der Sänfte aus Heere befehligte und glänzende Siege erfocht.

Bei einem Besuche in Rudolstadt, im Juni 1791, erlitt er einen harten Anfall, worin er sich dem Tode nahe glaubte. Mit männlicher Fassung suchte er die Seinigen zu beruhigen. Seine Schwägerin las ihm aus Kant's Kritik der Urtheilskraft bedeutende Stellen vor, die auf Unsterblichkeit hinweisen. „Den Lichtstrahl aus der Seele des ruhigen Weisen", schreibt sie, „und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden und uns nicht für immer entzogen werden könne — nahm er ruhig auf." „Dem allwaltenden Geiste der Natur", sagte er, „müssen wir uns ergeben, und wirken, so lange wir es vermögen." Als ihm die Sprache schwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeuge und schrieb: „Sorget für Eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut seyn."

Die Krämpfe ließen durch die Mittel des geschickten Arztes nach. Sein Zustand besserte sich, er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Pläne, und las viel in den schlaflosen Nächten, unter Anderm den Tasso in Heinse's Uebersetzung. Besonders richtete er damals zuerst sein Augenmerk auf einen Zweig der Literatur, der dem philosophischen Betrachter der menschlichen Natur die

interessantesten Aufschlüsse gibt, auf Reisebeschreibungen. Die Einheit des Menschen und die Mannichfaltigkeit seiner Aeußerungen und Zustände zu beobachten, hatte für ihn einen unendlichen Reiz. Nachdem er diesem Probleme in der Geschichte nachgespürt hatte, verfolgte er es jetzt unter verschiedenen Himmelsstrichen. Auch später noch kehrte er bisweilen zu Reisebeschreibungen wie zur Geschichte zurück.

In dieser Zeit fing, als Folge seiner Krankheit, bei ihm die Unordnung im Wachen und Schlafen an. Zur gehörigen Zeit sich niederzulegen und früh aufzustehen, war nie bei ihm Gewohnheit geworden. Jetzt aber mußte er, weil er häufig die ganze Nacht nicht einschlafen konnte, die Ordnung der Natur umkehren, und einen guten Theil des Tages zum Schlafe nehmen. Vor zehn, eilf Uhr konnte er selten das Bett verlassen. Er fand, daß ihn oft eher bei einem leichten Geschäfte der Schlaf überfiel, als wenn er ihn müßig erwartete, und spielte deßwegen gern Karten.

Gegen Ende Juni ging er mit seiner Gattin nach Carlsbad, „um seine geschwächten Verdauungswerkzeuge zu stärken", wie Reinhold an Baggesen schreibt, indem er hinzusetzt: „Jetzt ist er so schwach, daß er nicht einmal eine Lectüre wie Peregrinus Proteus, den er sich vorlesen lassen wollte, aushalten kann." Er lebte in Carlsbad sehr eingezogen. Fortwährend brütete er über der Idee seines Wallenstein. Dieses Dramas wegen war es ihm wichtig, durch die Bekanntschaft mit einigen ausgezeichneten

östreichischen Officieren der militairischen Welt wieder näher zu treten. Auch besuchte er in Eger das Rathhaus, wo er das Bild Wallenstein's sah, und ließ sich das Haus zeigen, worin er ermordet worden. Das Bad wirkte so vortheilhaft auf sein Befinden, daß er seinem Verleger Göschen, den er hier traf, die Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges für den Damen-Kalender des nächsten Jahres versprach, was er aber nur zum Theil erfüllen konnte.

Sein Leiden und die Gefahr, worin sein Leben schwebte, diente recht dazu, die begeisterte Liebe der Menschen an den Tag zu heben. Dieß sollte er bald nach seiner Zurückkunft in Jena erfahren.

Zu Schiller's enthusiastischen Verehrern gehörte auch der Däne Jens Baggesen. Auf seiner Rückreise von der Schweiz, im Jahre 1790, hatte er in Jena mit Reinhold einen Bund für's Leben geschlossen, und auch Schiller's Bekanntschaft gemacht, [1]) dessen Persönlichkeit einen

[1]) Schiller schrieb damals folgende Zeilen in Baggesen's Stammbuch (s. meine Supplemente zu Schiller's Werken, II, 280 f.):

In frischem Duft, in ew'gem Lenze,
  Wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
Sieht man des Ruhms verdiente Kränze
  Im Lied des Sängers unvergänglich blüh'n.
An Tugenden der Vorgeschlechter
  Entzündet er die Folgezeit;
Er sitzt ein unbestoch'ner Wächter,
  Im Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter
Der Thaten — durch die Hand der Dichter.

unvertilgbaren Eindruck in ihm zurückließ. In Kopenhagen angekommen theilte er seine Begeisterung für Schiller's Werke seinen hohen Gönnern und Freunden, dem Herzoge Christian Friedrich von Augustenburg, der damals noch gegen Schiller eingenommen war, und dem Minister Grafen Ernst von Schimmelmann mit. Die Frauen der drei Männer theilten ihre Gesinnungen, und Schiller ward bald einer der Schutzheiligen des schönen Bundes. Baggesen las ihnen Don Carlos und die späteren Schriften Schiller's vor; Alle waren entzückt.

Es war im Juni 1791, wo Baggesen sich wieder nach Herzenslust in Schiller's Schriften vertiefte, und so oft er etwas vorlesen sollte, griff er nach Schiller. Eine kleine Reise nach Hellebeck war verabredet, Baggesen hatte die Schiller'schen Werke vorausgeschickt, man freute sich an diesem entzückenden Orte, fern von der Stadt, am donnernden Weltmeere, die Ode An die Freude zu singen. Alles war bereit, und Baggesen mit seiner Gattin stand eben im Begriffe, nach Seelust zu fahren, wo er die Schimmelmann'sche Familie abholen wollte, da erhielt er ein Billet von der Gräfin, die Reise müsse unterbleiben — Schiller sey gestorben. Er war wie vom Blitze getroffen, und stürzte seiner Sophie halb erstarrt in die Arme. Es schien ihm, als wäre die Menschheit um einen ihrer ersten Erzieher ärmer geworden. „O was haben wir an diesem seltenen Geiste verloren!“ schrieb er sogleich an Reinhold. „Er stieg herrlich den Dichterhimmel

hinauf, was würde er in seinem Meridiane geworden seyn! Welche schöne Hoffnungen sind mir vereitelt worden! Ich hoffte sehr viel von Schiller. Aber die Erde scheint noch nicht reif für reife Geister zu seyn — der Baum ist noch nicht stark genug, um seine Früchte zu tragen. O warum mußte dieser Raphael vor seiner Transfiguration sterben!"

Es war ihm unmöglich, in dieser Stimmung zu Hause zu bleiben. Er setzte sich mit seiner Frau in den Wagen, und fuhr in Sturm und Regen nach Seelust zum Grafen Schimmelmann. „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen", sagte der Graf, „um in Munterkeit Schiller's Ode an die Freude zu singen — jetzt wollen wir trotz dem schlechten Wetter hingehen, und sie in aller Wehmuth von Ihnen vorlesen hören." Sogleich wurde angespannt, und man fuhr fort. Der Minister Schubert im Haag nebst seiner Gemahlin, die diesem Kreise angehörten, machten die Fahrt mit.

Man kam in Hellebeck an, einem sechsthalb Meilen nördlich von Kopenhagen gelegenen Orte, am Meeresufer, dem Kullen, einem der höchsten schwedischen Felsen, gegenüber. „Es ist der romantischste, erhabenste, naturgrößeste Ort", bezeugt Baggesen, „den man diesseit der Alpen finden kann." Hier waren sechs sich liebende, für das Gute begeisterte Menschen beisammen in herzinnigem Vereine. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, und der heiterste Himmel lachte bald auf sie herab. Baggesen fing an zu lesen: „Freude, schöner Götterfunken!" — und Clarinetten,

Hörner und Flöten fielen ein, denn so war es von Schimmelmann und Baggesen ohne der Anderen Wissen veranstaltet worden. Alle wurden wie durch einen Zauber hingerissen, im Chore mitzusingen. Als man geendigt zu haben glaubte, fuhr Baggesen fort, die Verse zu lesen, die er hinzugedichtet hatte:

Unser todter Freund soll leben!
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas' Himmelhain.

Chor.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein,
Seinem Geiste treu zu seyn
Bis zum Wiedersehn dort oben!

Aller Augen schwammen in Thränen. Jetzt erschienen vier Knaben und vier Mädchen, weiß als Hirten und Hirtinnen gekleidet, mit Blumenkränzen, und führten einen Reigentanz auf. So blieb die Gesellschaft drei Tage beisammen, in ernstem, einzigem Genusse der Freundschaft und der Meisterwerke Schiller's. Die Lieblingsscenen im Don Carlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus dem Abfalle der Niederlande und die Künstler wurden gelesen. Der herbe Schmerz lös'te sich in eine sanfte Rührung auf, und die durch Wehmuth geweihte Seele war für die Worte und Gestalten des Beweinten am empfänglichsten.

So wurde bei Schiller's Leben sein Tod gefeiert, auf

eine edlere Weise, als die Exequien Carl's des Fünften, Als nun der todt Geglaubte nach Jena zurückgekehrt war, machte Reinhold es sich zum ersten Geschäfte, ihm Baggesen's Brief über die Feier mitzutheilen — „und ich zweifle", fügt Reinhold bei, „ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt habe." Den Abend war die kleine Klubbgesellschaft in Schiller's Hause. Seine Frau zog Reinhold bei Seite: „Wenn Sie Baggesen schreiben", sagte sie, „so sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm" — und ein Thränenfluß erstickte ihre Stimme. „Ich kann Baggesen nichts Rührenderes schreiben", erwiederte Reinhold, „als was ich jetzt sehe und höre." Und so ward über diesen Gegenstand kein Wort mehr gesprochen.

Es stand übrigens mit seinem Befinden so schlecht, daß er und sein Arzt schon zufrieden waren, und es als ein gutes Zeichen ansahen, daß er durch das Bad nicht schlimmer geworden sey. Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen in Jena ging er zum Besuche nach Erfurt, wo er die Abende meist bei Dalberg war, uud mit ihm Gespräche über Wallenstein pflog. Einen Theil der Ferien brachte er mit seiner Gattin in Rudolstadt zu. Die Krankheitsanfälle kehrten von Zeit zu Zeit wieder, verloren aber dabei ihre anfängliche Furchtbarkeit. Die Heiterkeit seines Geistes erhielt sich, und er blieb für einen frohen Lebensgenuß nichts weniger als unempfänglich. Von Hypochondrie war keine Spur bei ihm zu finden.

Baggesen, von des unsterblichen und ungestorbenen

Schiller's Auferstehung, wie er sich ausdrückt, unterrichtet, konnte sich doch nicht beruhigen, so lange er ihn nicht ganz hergestellt wußte. Als ihm aber Reinhold schrieb, Schiller könne sich vielleicht erholen, wenn er eine Zeit lang sich der Arbeit enthalte, dieß erlaube ihm jedoch seine Lage nicht, denn wenn einer von ihnen beiden erkranke, so wüßten sie, bei einem Fixum von zweihundert Thalern, nicht, ob sie diese Summe in die Apotheke oder in die Küche schicken sollten — da war dem trefflichen Baggesen genug gesagt. Er las dem Prinzen von Augustenburg den Brief Reinhold's vor, und bald nachher wurde folgendes Schreiben des Prinzen und Schimmelmann's an Schiller einem Briefe an Reinhold eingeschlossen.

Den 27. Nov. 1791.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken [1]) stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen

[1]) Schwab conjicirt „Werken".

Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben."

„Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entfernt jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf."

„Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen, wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu seyn, Bürger in der großen

Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen. — Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind nicht die Einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu seyn, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen."

„Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen."

Dieses Schreiben machte einen so tiefen, erschütternden Eindruck auf Schiller, daß sein Körperzustand sich verschlimmerte, und er sich nur allmälig erholen konnte. Die Art, wie ihm das Geschenk dargebracht wurde, rührte

ihn mehr, als das Anerbieten selbst. Er nahm es mit einer Gesinnung an, die ihn eben so ehrt, als die beiden Freunde die weltbürgerliche Denkart, womit sie es darreichten. Er mußte die Beantwortung auf einige Tage verschieben, so angegriffen fühlte er sich durch den Drang seiner Empfindungen. Die Antwort auf das Schreiben des Prinzen und Schimmelmann's ist leider nur ihrem wesentlichen Inhalt nach bekannt; dagegen besitzen wir zum Glücke Schiller's Brief an Baggesen, von dem wir jedoch, seines großen Umfanges wegen, nur Bruchstücke mittheilen können.[1])

Ueberrascht und betäubt, schreibt er, könne er nicht viel Zusammenhängendes sagen. Sein Herz allein könne jetzt noch reden, das von einem kranken Kopfe schlecht unterstützt werde. „Ja, mein Freund," heißt es später, „ich nehme das Anerbieten mit dankbarem Herzen an, nicht weil die schöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten, was ich nach dem mir gefallenen Maße von Kräften leisten und seyn kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten .... Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, wo ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksale gekämpft,

---

[1]) Er ist vollständig mitgetheilt in meinem größern Werke über Schiller, Th. 2, S. 279 u. ff.

und seitdem ich Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf einmal die Mittel ab, durch etwas Anderes als schriftstellerische Wirksamkeit zu existiren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinen Idealen von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Gränzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hielt; aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt Alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publicums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Product ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit

bloß allein dem Studiren, der Ausbildung meiner Begriffe der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiße auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüthen des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum andern Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksale zu erneuen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt."

„Ich erhalte endlich", fährt er später fort, „die so lange und heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommen freie Wahl meiner Wirksamkeit.... Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt, es zeigte sich auch,

daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unsers Jahrhunderts auf mich gegründet haben."

Dann spricht er von der Einladung nach Kopenhagen. Wie sehr ihn auch „das Bedürfniß seines Herzens nach einer schönen, veredelten Humanität" zu dem Kreise solcher Menschen, als ihn dort erwarteten, hinziehe, so verwehre ihm doch für den Augenblick sein Gesundheitszustand und sein Verhältniß zum Herzog von Weimar die Reise. Die Nachrichten über den Vorgang zu Hellebeck nennt er „nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum Erstandenen vorhielt."

Auf die in der ersten Freudigkeit gefaßte Hoffnung, nach Kopenhagen zu kommen, mußte er Verzicht leisten. Er durfte seiner geschwächten Gesundheit eine so weite Reise in ein nördliches Klima oder gar einen bleibenden Aufenthalt in der dortigen Gegend nicht zumuthen. Inzwischen unterhielt ein fortgesetzter Briefwechsel mit der Gräfin von Schimmelmann eine rege geistige Verbindung mit den geistesverwandten Freunden, und Schiller gab seinen Wohlthätern auch dadurch seine Liebe und Hochachtung zu erkennen, daß er die Briefe über die ästhetische Erziehung nicht nach dem ursprünglichen Plan an Körner

schrieb, sondern an den Prinzen von Augustenburg richtete [1]).

Schiller wurde, als er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, zusehends heiterer und gesünder; doch stellten sich, nach einer Erkältung bei einer Schlittenfahrt, wieder Unterleibskrämpfe ein. Die Pension sollte ein Geheimniß bleiben, aber seinem Herzoge glaubte er die Entdeckung schuldig zu seyn; und das Geschenk seinen Aeltern, seinem Körner zu verbergen, das war ihm unmöglich. So wurde das Geheimniß bald bekannt, was ihm seiner eben so bescheidenen als großmüthigen Freunde wegen sehr unlieb war. Der Herzog von Weimar nahm an seinem Glücke sehr vielen Antheil, und erlaubte ihm, nach Wunsch auf beliebige Zeit von der Universität abwesend zu seyn.

Anfangs Juni 1792 reis'te er mit seiner Frau, in Begleitung Hornemann's, eines Freundes von Baggesen, der in Jena Philosophie studirt hatte, nach Dresden zu

---

1) Der edle Prinz von Augustenburg starb im kräftigsten Mannesalter. — Ernst Heinrich Graf von Schimmelmann, der Sohn eines vom pommer'schen Krämer zum Großhändler, dann zum Diplomaten und Grafen emporgestiegenen Vaters, starb 1831 im 84sten Lebensjahre. Unter anderm Guten ist die Abschaffung des Negerhandels und der Sklaverei in den dänischen Colonieen sein Werk. — Beider Männer Name wird bleiben, denn sie haben ihr Andenken in den Ruhm Schiller's gepflanzt.

seinem Körner. Aber der Genuß des Umgangs mit seinem Busenfreunde wurde durch Krankheitsanfälle getrübt.

Als er nach Jena zurückgekehrt war, erfreute ihn aufs innigste der Besuch seiner Mutter, welche eben eine schwere Krankheit überstanden hatte. Seine jüngste Schwester Nannette war mitgekommen, ein talentvolles, naives fünfzehnjähriges Mädchen, deren größte Freude war, Stellen aus ihres Bruders Gedichten vorzutragen.

Schiller benutzte seine jetzt gesicherte, sorgenfreie Lage und Muße vortrefflich. Die Kant'sche Philosophie war sein eifrigstes Studium. Aber auch schriftstellerisch war er nicht unthätig. Der erste Theil seiner kleineren prosaischen Schriften kam in diesem Jahre heraus;[1]) die Neue Thalia wurde noch bis 1793 fortgesetzt, und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges beendigt. Im Winter 1792—93 las er auch privatissime über Aesthetik. Frei von dem Drucke äußerer Verhältnisse siegte sein kräftiger Geist über die Schwäche des Körpers. „Von seinem nunmehrigen Mangel an Nahrungssorgen und seinem Reitpferde", schrieb Reinhold, „hoffe ich nun sicher auf allmälige gänzliche Herstellung", — eine Hoffnung, die leider nicht in Erfüllung gehen sollte.

Unterdeß war seinem Genius in weiter Ferne, in der Nationalversammlung zu Paris, eine neue Anerkennung zu Theil geworden. Aus öffentlichen Blättern erfuhr Schiller,

---

[1]) Der „Vorbericht" hierzu in meinen Supplementen, IV, 442 f.

daß man ihm das französische Bürgerrecht zuerkannt habe; doch kam das Diplom erst nach fünf Jahren durch Campe in seine Hände, wahrscheinlich weil der Name Schiller in Gille verstümmelt war. Die betreffenden Documente lauten: [1])

Paris, le 10. Oct. 1792, l'an 1er de la République Française.

J'ai l'honneur de Vous adresser ci-joint, Monsieur, un imprimé revêtu du sceau de l'État, de la loi du 26. Août dernier, qui confère le titre de Citoyen français à plusieurs Étrangers. Vous y lirez que la Nation Vous a placé au nombre des amis de l'humanité et de la société, auxquels Elle a déféré ce titre.

L'Assemblée Nationale, par un Décret du 9. Septembre, a chargé le Pouvoir exécutif de Vous adresser cette Loi; j'y obéis, en Vous priant d'être convaincu de la satisfaction que j'éprouve d'être, dans cette circonstance, le Ministre de la Nation, et de pouvoir joindre mes sentiments particuliers à ceux que Vous témoigne un grand Peuple dans l'enthousiasme des premiers jours de sa liberté.

Je Vous prie de m'accuser la réception de ma lettre, afin que la Nation soit assurée que la Loi Vous

---

[1]) Schwab hat sie aus Weimar mitgetheilt erhalten.

est parvenue, et que Vous comptez également les Français parmi vos Frères.

Le Ministre de l'Intérieur
de la République Française
Roland.

A. M. Gille, Publiciste allemand.

Loi

Qui confère le titre de Citoyen Français à plusieurs Étrangers.

Du 26. Août 1792, l'an quatrième de la liberté.

L'Assemblée Nationale, considérant que les hommes qui, par leurs écrits et par leur courage, ont servi la cause de la liberté, et préparé l'affranchissement des peuples, ne peuvent être regardés comme étrangers par une Nation que ses lumières et son courage ont rendue libre;

Considérant que, si cinq ans de domicile en France suffisent pour obtenir à un étranger le titre de Citoyen Français, ce titre est bien plus justement dû à ceux qui, quelque soit le sol qu'ils habitent, ont consacré leurs bras et leurs veilles à défendre la cause des peuples contre le despotisme des rois, à bannir les préjugés de la terre, et à reculer les bornes des connaissances humaines;

Considérant que, s'il n'est pas permis d'espérer

que les hommes ne forment un jour devant la loi, comme devant la nature, qu'une seule famille, une seule association, les amis de la liberté, de la fraternité universelle, n'en doivent pas être moins chers à une Nation qui a proclamé sa renonciation à toutes conquêtes, et son désir de fraterniser avec tous les peuples;

Considérant enfin qu'au moment où une convention nationale va fixer les destinées de la France et préparer peut-être celle du genre humain, il appartient à un peuple généreux et libre, d'appeler toutes les lumières et de déférer le droit de concourir à ce grand acte de raison, à des hommes qui par leur sentimens, leurs écrits et leur courage s'en sont montrés si éminemment dignes:

Déclare déférer le titre de citoyen Français au docteur Joseph Priestly, à Thomas Payne, à Jérémie Bentham, à William Wilberforce, à Thomas Clarkson, à Jacques Mackintosh, à David Williams, à N. Gorani, à Anacharsis Cloots, à Corneille Pauw, à Joachim-Henri Campe, à N. Pestalozzi, a Georges Washington, à Jean Hamilton, à N. Madison, à Fr. Klopstock, et à Thadée Kosciusko.

Du même jour.

Un membre demande que le sieur Gille, publiciste allemand, soit compris dans la liste de ceux à qui

l'Assemblée vient d'accorder le titre de citoyen Français; cette demande est adoptée.

Au nom de la Nation, le Conseil exécutif provisoire mande et ordonne à tous les Corps administratifs et Tribunaux, que les présentes ils fassent consigner dans leurs régistres, lire, publier et afficher dans leurs départemens et ressorts respectifs, et exécuter comme loi. En foi de quoi nous avons signé ces présentes, auxquelles nous avons fait apposer le sceau de l'État. A Paris, le sixième jour du mois de septembre mil sept cent quatre-vingt-douze, l'an quatrième de la liberté.

Signé: Clavière. Contresigné: Danton. Et scellées du sceau de l'État.

Certifié conforme à l'original.

L. S. Danton.

A Paris
de l'imprimerie nationale exécutive du Louvre.
1792.

Siebentes Capitel.

Reise nach der Heimath. Erste Vaterfreuden. Schiller als Schullehrer. Bekanntschaft mit Cotta. Rückkehr nach Jena. Humboldt. Schiller's Gesprächstalent. Gründung der Horen. Verbindung mit Goethe. Ruf nach Tübingen. Recensionen.

Der Besuch der Mutter und Schwester hatte in Schiller den Wunsch rege gemacht, sein geliebtes Schwabenland

wiederzusehen. Im August 1793 trat er mit seiner Gattin die Reise in einem eigends zu diesem Zwecke gemietheten Wagen an. Der Weg ging über Heidelberg, wo Schiller seine frühere Geliebte Margaretha Schwan nicht ohne tiefe Gemüthsbewegung wiedersah, nach der damaligen freien Reichsstadt Heilbronn. Er mußte im Gasthofe zur Sonne, wo er Quartier nahm, die ersten Tage das Bett hüten. In einem unter dem 20. August an den regierenden Bürgermeister der Stadt gerichteten Schreiben benachrichtigt er diesen, daß er Willens sey, seinen Aufenthalt in Heilbronn bis über den Winter zu verlängern und empfiehlt sich „dem landesherrlichen Schutze eines hochachtbaren Magistrats.“ Bürgermeister und Rathsherren von Heilbronn wußten die Ankunft eines solchen Gastes zu schätzen; im Rathsprotokolle, vom 20. August 1793, heißt es in Bezug auf Schiller's Gesuch: „Wird willfahrt, und soll dem Herrn Hofrath durch eine Canzleiperson vergnügter Aufenthalt gewünscht werden.“

Des unruhigen Quartiers im Gasthof müde, verlegte Schiller bald seine Wohnung in das Haus des Assessors und Kaufmanns Rueff am Sulmerthore. Mit seiner Gesundheit ging es zusehends besser, er bestieg wiederholt den schönen Wartberg und freute sich der herrlichen Aussicht auf sein Heimathland. In Heilbronn versammelten sich seine Aeltern, Schwestern, Jugendfreunde um ihn, und labten seine Seele. Auch seine Schwägerin Caroline, die nach Auflösung ihrer Ehe mit dem Herrn von Beulwitz

seit dem Frühjahre 1793 in Württemberg lebte, kam herüber. Geistreiche Männer suchten den hochgefeierten Landsmann auf, bewarben sich um seinen Umgang und verschönerten ihm den Aufenthalt. Die vaterländische Luft, Jugenderinnerungen, und die Liebe, deren er sich erfreute, stimmten ihn sehr milde. Mit dem berühmten Arzte Gmelin hielt er interessante Gespräche über den thierischen Magnetismus, welche Zeiterscheinung ihn sehr anzog.

Von Heilbronn aus wandte sich Schiller an den Herzog Carl, dessen Land er jetzt wieder zum ersten Male seit seiner Flucht zu betreten im Begriffe stand. Er schrieb im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt hätten. Er erhielt zwar von dem gichtkranken Herzoge keine Antwort, aber durch Freunde die Nachricht, er habe geäußert: „Wenn Schiller ins Württembergische komme, werde er von ihm ignorirt werden.“

Er ging daher nach Ludwigsburg, wo er seiner Familie auf der Solitude näher war, und wohin er sich besonders durch seinen Jugendfreund von Hoven, jetzt Hofmedicus, gezogen fühlte. Durch ihn hoffte er Genesung zu finden und von seinem geistreichen Umgange durfte er sich die angenehmste Unterhaltung versprechen.

Aber das Schönste, was ihm unter vaterländischem Himmel zu Theil ward, war das Glück der ersten Vaterfreude, das ihm bisher allein zum vollen Genusse seines Herzens und seiner Menschheit noch gefehlt hatte. Hülfreich

stand von Hoven seiner Gattin in den ängstlichen Tagen der schweren und lange dauernden Niederkunft zur Seite. Schiller's Angst blickte, wie sehr er sie auch zu verbergen suchte, sichtbar aus seinem Betragen hervor. Aber wie groß war auch, nach endlich glücklich erfolgter Entbindung (14. Sept.), seine Freude! Es war ein erhebender Anblick, erzählt sein Jugendfreund Conz, den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgeborenen, seinem Goldsohn, seinem Herzenscarl [1]), wie er ihn nannte, zu beobachten. Zufällig oder absichtlich ward er damals mit Quintilian bekannt und studirte dessen Erziehungsgrundsätze. Wie er nun Alles auf's Lebendigste ergriff, so sprach er mit Conz mehrmals begeistert darüber und versicherte, er werde seinen Sohn nach Quintilian's Maximen erziehen. Auch dachte er diese zum Gegenstande einer Abhandlung zu machen — ein Plan, der, wie so viele, durch andere Arbeiten verdrängt wurde.

Schiller's Jugendfreunde fanden, daß sich Vieles an ihm zu seinem Vortheile geändert, und sein Wesen sich schön vollendet habe. Er mußte ihnen um so liebenswürdiger erscheinen, weil sich jetzt sein ganzes Herz hervorkehrte und alles Herbe und Scharfe seiner Natur ausgelöscht war. Sein jugendliches Feuer, seine früher oft ausgelassene Jovialität war gemildert und gemäßigt; an die

---

[1]) Carl Friedr. v. Schiller, jetzt K. Württemb. Oberförster zu Rottweil.

Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten; seine gleichmäßige Stimmung ließ es kaum glauben, daß es derselbe Mann sey, den sie vor zehn Jahren als aufbrausenden, stürmischen Jüngling gekannt; mehr als je drückte sich ein milder Ernst und eine freundliche Würde in seinem Benehmen und seinen Worten aus; seine hagere Gestalt und sein blasses, kränkliches Ansehen vollendeten das Interessante seiner Erscheinung. Die wunderbare Gabe der Unterhaltung über Gegenstände, die ihm theuer waren, konnten seine Freunde nicht genug bewundern, aber nur selten ungestört genießen; denn häufig, fast täglich ward er durch Krankheitsanfälle heimgesucht.

Dennoch studirte er eifrig Kant'sche Philosophie. Die Kritik der Urtheilskraft lag, wenn er auch das Bett hüten mußte und sich sogar, wie er oft scherzend sagte, von Arzneigläsern umlagert fand, immer nicht weit von jenem Belagerungsgeschütze, und lächelnd erzählte er einmal von Hoven bei einem Morgenbesuche, sein Bedienter, der die Nacht über bei ihm wachte, habe, um sich auf seinem Posten munter zu erhalten, beinahe die ganze Kritik der Urtheilskraft in Einem Zuge durchgelesen. An Wallenstein arbeitete er in Ludwigsburg fast täglich, meistens zur Nachtzeit. Aber die Rückkehr zur Dichtung wurde ihm unendlich schwer. Er erklärte es oft unverholen, seine zu lange fortgesetzte Beschäftigung mit abstracten Problemen der Philosophie habe seinem Genius Abbruch gethan.

Wollte ihm die poetische Production nicht gelingen, so kehrte er zur wissenschaftlichen Erörterung zurück. Er schrieb einen Theil der Briefe über ästhetische Bildung und sandte sie in diesem ersten Entwurfe, der einfacher und ansprechender war, als die spätere Umarbeitung, an den Prinzen von Augustenburg. In Vossen's Homer las er beinahe jeden Abend und pries abwechselnd Gedicht und Uebersetzung.

Zwischen solcher Thätigkeit fand er indessen noch Zeit zu einer Handlung der Pietät gegen seinen alten Lehrer Jahn, [1]) dessen Stab die Ludwigsburger Schule noch immer regierte. Der berühmte Mann verschmähte es nicht, bisweilen eine Lehrstunde für ihn zu übernehmen, „und vierzehnjährige Knaben sahen den Dichter des Don Carlos vor und neben sich im Schulstaube auf der Bank sitzen, den Kopf auf die Hand gestützt und ein Bein übers andere geschlagen. Da lehrte er bald Logik und Rhetorik, bald Geschichte, und bei letzterm Vortrage konnte der seltene Lehrer, sonst still und ruhig, sich oft plötzlich bewegt und lebendig in die Höhe richten.“ [2])

Erwähnenswerth ist die Bekanntschaft mit Matthisson, wegen Schiller's geistreicher Recension seiner Gedichte. Die

---

[1]) S. Th. 1, S. 18 f.

[2]) G. Schwab nach mündlichen Mittheilungen des Archivraths Schönleber und des Apothekers Hausmann, die beide damals Ludwigsburger Schüler waren.

hier niedergelegten Ideen über die Landschaftspoesie verdankte er zum Theil dem Gespräche mit einem seiner Stuttgarter Freunde, dem kunstsinnigen Rapp (später Geh. Hofrath, Dannecker's Schwager), der selbst ausübender Liebhaber der Landschaftsmalerei war.

Bei einem längern Aufenthalte Schiller's in Stuttgart modellirte sein genialer Jugendfreund Dannecker jene berühmte Büste, welche das Bild des Dichters in antiker Idealität der Nachwelt erhalten hat. Schiller zählte die mit seinem Herzensfreunde verlebten Stunden zu den genußreichsten seines Stuttgarter Aufenthalts.

Auch eine Reise nach Tübingen ward unternommen zu seinem Freunde und frühern Lehrer Abel. Dieser fand, wie er selbst erzählt, „jetzt in Schiller den gereiften Mann, der dem nahe gekommen, was er lange gesucht, ob er sich gleich von seinem Ideal noch fern fühlte, und daher nach immer größerer Vervollkommnung strebte." — „Bei diesem Besuche," fährt Abel fort, „schilderte er mir die zum Theil sehr großen Männer, mit denen er bisher in Verbindung gekommen war, auf eine Art, aus der ich deutlich ersah, wie weit er sich selbst indessen vervollkommnet hatte."

Während Schiller's Aufenthalt in Schwaben starb der Herzog Carl. Bei dieser Nachricht war er nur dessen eingedenk, was ihm durch den frühern Wohlthäter Gutes zu Theil geworden. Auf einem Spaziergange mit von Hoven sprach er rühmend von dem Hingeschiedenen, indem er mit

Rührung das fürstliche Grabmal betrachtete. Zu einem Glückwunschgedichte an den neuen Herzog Ludwig Eugen konnte er sich trotz der Bitte seines Vaters nicht verstehen, ungeachtet man von dem neuen Regenten sich viel Gutes versprach. Er mied auch den Schein, als freue er sich über den Tod des Herzogs Carl, und mochte seine Poesie nicht in den Dienst eines so untergeordneten Zweckes geben.

Am einflußreichsten auf seine äußeren Lebensverhältnisse wurde die Bekanntschaft mit Cotta, welche er damals machte. Ihr verdankte er seine spätere Unabhängigkeit, wie seine Erben die Begründung ihres Wohlstandes. Mit Cotta wurde der Plan einer politischen Zeitung besprochen, deren Redaction Schiller übernehmen sollte. Er trat aber bald von dem vortheilhaften Unternehmen zurück, weil er erkannte, daß es im Widerspruche sey mit der philosophisch-poetischen Richtung seines Geistes, welcher sich damals gerade von allem Geschichtlichen und Politischen abzuwenden begann. Cotta verwirklichte in der Folge den Plan ohne Mitwirkung seines Urhebers durch die Herausgabe der noch jetzt bestehenden Allgemeinen Zeitung. Von Schiller wurde dagegen nach seiner Rückkehr nach Jena ein zweiter mit Cotta entworfener Plan ausgeführt, der einer poetischen Monatschrift, jenes Weltjournals der Horen, wie er sie nannte. Da sein Jahrgehalt mit dem Jahre 1794 aufhörte, so gedachte er auf dieses Journal seine äußere Existenz zu gründen.

Im Mai 1794 kehrte Schiller aus seinem Geburtslande

mit seiner Familie nach Jena zurück. Sein Geist war erfrischt und voller Entwürfe einer erneuten Thätigkeit, aber sein Körper hinfällig und einem Schatten ähnlich. Als ihm damals Goethe und dessen Freund, Heinrich Meyer, im sogenannten Paradiese bei Jena begegneten, schien ihnen sein Gesicht dem Bilde des Gekreuzigten zu gleichen, und Goethe äußerte nachher, er glaube, daß Schiller keine vierzehn Tage mehr leben werde. Seine Jenenser Freunde nahmen indeß mit Freude den wohlthätigen Einfluß wahr, den sein Aufenthalt in Schwaben und die glückliche Muße in dem herrlichen Lande auf ihn geäußert hatten. Alles Beste von sonst fanden sie erhöht wieder, aber außerdem eine gleichmäßige, aus seinem ganzen Innern entsprungene Ruhe, welche seine eigene Zufriedenheit erhöhte und einen unbeschreiblich wohlthätigen Einfluß auf den Umgang mit ihm verbreitete. Seinem strengen Ehrgefühle, seinem ernsten Wahrheitssinne hatte sich die liebenswürdigste Milde verschwistert.

Jena hatte unterdessen einen neuen großen Reiz für Schiller gewonnen. Wilhelm von Humboldt war wenige Wochen vor ihm mit seiner Gattin dort angekommen und hatte sich, eigends um mit Schiller an Einem Orte zu leben, daselbst niedergelassen. Ein inniges, auf geistige Interessen uud Seelenharmonie gegründetes Verhältniß zwischen beiden Familien knüpfte sich für das ganze Leben, und um so leichter, als auch die Frauen vortrefflich zusammenpaßten. „Die angenehmste und interessanteste

Gesellschaft für Frau Schiller," sagt Göritz, „war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne daß sie es wußte. Sie war nicht, was man nach Regeln schön nennen kann, aber sie besaß einen Reiz in ihrem Umgange, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung Aller sicherte." Humboldt und Schiller sahen sich in dieser Zeit täglich zweimal, vorzüglich des Abends allein, und philosophische und ästhetische Gespräche, von denen wir uns aus dem Briefwechsel Beider einen Begriff machen können, dauerten bis tief in die Nacht. Diese häufig von der Poesie des Alterthums ausgehenden Unterredungen halfen die philosophisch-ästhetische Krisis beschleunigen, worin Schiller damals begriffen war. In der Schule Humboldt's wurde er erst für den Umgang mit Goethe reif.

Für das wissenschaftliche Gespräch schien Schiller geboren zu seyn. Wie Sokrates überließ er es meist dem Zufalle, den Gegenstand der Unterredung herbeizuführen; aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspuncte, und man sah sich nach einigen Zwischenreden in den Mittelpunct einer geistanregenden Discussion gesetzt. Er ließ den Mitredenden nie müßig zuhören und erdrückte ihn nicht durch die Ueberlegenheit seines Geistes, sondern behandelte jedes Problem als eine gemeinschaftlich zu lösende Aufgabe. Schiller sprach nicht eigentlich

schön, und legte darauf auch wenig Gewicht; ihm galt es einzig um die Entwickelung der Wahrheit. Durch alle Abschweifungen wußte er eine Rede immer zu ihrem Ziele hinzulenken, und ließ nicht ab, ehe er bei diesem angelangt war. Humboldt vergleicht sogar die geweihtesten Momente seines Gesprächs mit seinen besten Gedichten; denn es habe aus jenen derselbe Ernst, dieselbe Würde, dieselbe über einer Fülle von Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmuth und vor Allem dieselbe Tendenz, dies alles wie zu einer überirdischen Natur in Eins zu verbinden, hervorgeleuchtet.

Von jenen beiden Planen, die Schiller in der Heimath mit Cotta entworfen, bereitete er sich jetzt den einen, die Herausgabe der Horen, zu verwirklichen. Demnach wurde das Nähere des großartigen Unternehmens mit Cotta festgesetzt. Dieser soll dem Herausgeber ein Redactionshonorar von 1500 Thalern bestimmt haben, und außerdem wurde der Druckbogen mit drei Louisd'or vergütet. Schiller lud die bedeutendsten Schriftsteller zur Theilnahme ein, und erhielt eine zusagende Antwort von Goethe, Garve, Dalberg, Fr. H. Jacobi, Matthisson, Pfeffel, Gleim u. A. In Jena schlossen sich Humboldt, Fichte, Woltmann, Hufeland und Schütz an. Der alte Kant freute sich, wie er schrieb, die Bekanntschaft und den literarischen Verkehr mit einem so gelehrten und talentvollen Manne anzutreten, wie Schiller sey, bat aber für seine Beiträge um einen etwas langen Aufschub, „weil,

da Staatssachen und Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelssperre unterworfen seyen, es aber außer diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeitpuncte, andere, die große Lesewelt interessirende Artikel gebe, man diesen Wetterwechsel noch eine Zeit beobachten müsse, um sich klüglich in die Zeit zu schicken." Dagegen trat Engel der Gesellschaft thätig bei, der lange Schiller's Widersacher gewesen war, und als Theaterdirector in Berlin seine Stücke nicht hatte aufführen lassen.

Ueber Bestimmung und Inhalt seiner neuen Monatsschrift sprach sich Schiller in einer Privatanzeige an die eingeladenen Schriftsteller [1]) und in ähnlicher Weise in der Ankündigung für das Publicum aus, die dem ersten Stücke der Horen beigegeben wurde. [1]) Das nahe Geräusch des Krieges, heißt es in der letztern, beängstige das Vaterland, und der Kampf der politischen Meinungen theile die Welt: die Horen sollten die Leser über dieses Interesse des Tages hinaus in einer allgemeinen und höhern Theilnahme an dem vereinigen, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist. Ihr Zweck sey in ästhetischem Spiele, in ernster Untersuchung oder in geschichtlichen Darstellungen, zu dem Ideale veredelter Menschheit einzelne Züge zu sammeln, und an dem stillen Baue besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten

---

[1]) Beide sind abgedruckt in meinen Supplementen zu Schiller's Werken, IV, S. 508 ff.

nach Vermögen geschäftig zu seyn. Wir sehen hieraus, daß die neue Zeitschrift ein ächtes Kind Schiller's werden mußte. Hatte er doch schon vor zehn Jahren in der Ankündigung der Rheinischen Thalia gesagt, diese werde jedem Gegenstande offen stehen, der den Menschen im Allgemeinen interessire. So leuchtete ihm fortwährend das allgemein Menschliche vor, dem er bisher als Dichter, als Denker und Geschichtschreiber gehuldigt hatte. Die Freiheitsidee trat zurück; er machte es der Zeitschrift zur ausschließenden Aufgabe, „wahre Humanität zu befördern" und dadurch eine gründliche Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes vorbereiten zu helfen.

Eben so treu blieb sich Schiller in der Art, wie er die Form der Zeitschrift zum voraus in der Ankündigung bestimmte. Die Forderung, welche er beim Beginne seiner literarischen Laufbahn aufgestellt hatte, daß sich Geschmack und Gelehrsamkeit, Schönheit und Wahrheit versöhnen sollten, sprach er auch jetzt, auf der hohen Stufe seiner Reife, auf das Bestimmteste aus." „Man wird streben", heißt es, „die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien, und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinne verständlich zu machen."

Noch in einer andern Hinsicht läßt sich die Ankündigung

der Horen mit der der Rheinischen Thalia vergleichen. „Es ist wohl noch unvergessen“, sagt ein Kritiker,[1]) daß Schiller, außer anderen sehr herben Xenien auf den Capellmeister Reichardt, auch eine auf dessen längst verhalltes Journal Deutschland machte, die also lautete:

Alles beginnet der Deutsche mit Feierlichkeit, und so zieht auch
Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann vorauf.

Wer Lust hat, mag diese Xenie selbst auf Schiller's Ankündigung der Horen anwenden; denn in der That, feierlicher ist noch kein Journal angekündigt worden, als dieses“ — wenn man die Rheinische Thalia ausnimmt, muß man hinzusetzen.

Daß sich aber zu dieser Unternehmung der Horen, die Alles übertreffen sollten, was jemals in dieser Gattung existirt hatte, Schiller'n so viele hochgeachtete Schriftsteller anschlossen, beweis't das Vertrauen, dessen er genoß; und dieses verdankte er ohne Zweifel nicht seinem Talente allein, sondern auch seiner hervorragenden sittlichen Persönlichkeit.

Eben diese Eigenschaften erwarben ihm damals auch die Freundschaft Goethe's, unstreitig das Beste, was ihm, besonders in seiner damaligen Krisis, zu Theil werden konnte. Längst hatte Goethe, wie er selbst bekennt, wenigstens „den redlichen und seltenen Ernst, der in Allem erschien, was Schiller geschrieben und gethan hatte, zu

---

1) Blätter für literar. Unterhaltung, 1836, Nr. 286.

schätzen gewußt.“ Aber Schiller's bisherige Dichtungen hatten ihn eher abgestoßen als angezogen, seine Lebensansicht war eine durchaus verschiedene, und auch seine historischen und philosophischen Schriften konnten kein näheres Verhältniß herbeiführen, da Goethe sich mit der Geschichte wenig zu schaffen machte und der Speculation sehr fern stand. Aber jetzt sollte die entschiedene Richtung beider Männer auf einen Zweck, die Dichtkunst, eine wundersame, in ihrer Art einzige Freundschaft nur um so fester knüpfen, je größer die Differenz ihrer sonstigen Geistesform und ganzen Culturanlage, und je verschiedenartiger die Wege waren, auf welchen sie jenen Zweck zu erreichen strebten. Goethe sagt, es habe bei seiner Bekanntschaft mit Schiller etwas Dämonisches obgewaltet. „Wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte, und Schiller der philosophischen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für uns Beide vom größten Erfolge.“ [1])

Er hat uns selbst das glückliche Ereigniß erzählt, welches ihn zuerst Schiller'n näher brachte. Der Professor Batsch in Jena hatte eine naturforschende Gesellschaft gegründet, deren Sitzungen Goethe gewöhnlich beiwohnte. Einst traf er Schiller daselbst. Zufällig gingen sie Beide aus dem

---

[1]) Eckermann's Gespräche mit Goethe, B. 2, S. 90.

Hause, ein Gespräch knüpfte sich an, und Schiller, der an dem Vorgetragenen Antheil zu nehmen schien, bemerkte, wie eine solche zerstückte Art, die Natur zu behandeln, den Laien keineswegs anmuthen könne. Goethe erwiederte, daß sie dem Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl eine andere Weise geben könne, die Natur nicht abgesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Schiller verbarg seine Zweifel hierüber nicht, und wollte nicht zugeben, daß das, wie Goethe behauptete, aus der Erfahrung hervorgehe.

Unterdessen war man an Schiller's Haus gekommen; Goethe wurde durch das lebhafte Gespräch hineingelockt und trug nun seine bekannte Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, indem er sogar mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor Schiller's Augen entstehen ließ. Dieser vernahm und betrachtete das alles mit großer Theilnahme und entschiedener Fassungskraft. Aber als Goethe geendet hatte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist Idee." Goethe stutzte, aber obgleich einigermaßen verdrießlich, nahm er sich doch zusammen, und erwiederte: „Das kann mir sehr lieb seyn, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Schiller antwortete hierauf ruhig und bei der reinen Sache bleibend, als Einer, der seiner Ansicht gewiß war: „Wie kann jemals

Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren kann." Da aber Goethe hartnäckig dafür focht, daß er mit seiner Meinung auf realem, erfahrungsmäßigem Grunde und Boden stehe, wurde erst nach vielem Streiten Stillstand gemacht. Goethe hielt sich nicht für überwunden, aber er hatte Schiller von einer Seite kennen lernen, die ihn um so mehr mit Achtung erfüllen mußte, da ein dunkles Gefühl ihm sagen mochte, daß Schiller Recht habe. Dieser hatte ihn auf ein Gebiet geführt, wo er Goethe'n ohne Widerrede überlegen war, und mochte vielleicht das Bedürfniß in ihm angeregt haben, sich mit der Kant'schen Philosophie gründlicher bekannt zu machen. „Der erste Schritt war gethan," sagt Goethe, „Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt Alle fest, die sich ihm näherten." Die Horen knüpften dann das Band unzertrennlich, so wie auch Schiller's Gattin, die Goethe von ihrer Kindheit auf schätzte und liebte, das Ihrige zu einem dauernden Verständnisse beitrug.

Den großen Dichter für seine Zeitschrift zu gewinnen, mußte Schiller's höchster Wunsch seyn, und so lud er ihn am 13. Juni 1794 zum Beitritte ein. Goethe, in dem sich der poetische Darstellungstrieb wieder zu regen begann, fühlte das Bedürfniß, sich anzuschließen, und den Weg, den er seit langer Zeit beinahe allein gegangen war, in aufmunternder Gesellschaft fortzusetzen. Er sah, daß ihm

Schiller's ernstes Streben und scharfes Urtheil von unendlichem Nutzen seyn könne, und erwiederte daher, er werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft seyn. Ja, er besuchte Schiller selbst in Jena, und da entstand dann in der glücklichen Stunde eines Gesprächs über Kunst und Kunsttheorie das innige geistige Zusammentreffen beider Männer, durch welches jene Zeit zu einer Epoche in dem Leben beider Dichter und in der Literatur unsers Volkes geworden ist. Der Bund beruhte von seinem ersten Beginne an auf einem unaufhaltsamen Fortschreiten geistiger Ausbildung und poetischer Thätigkeit. „Es bedurfte," wie Goethe sich charakteristisch äußert, „für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft, denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unseren gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden." Wenn beide Männer an einem Orte lebten, so sahen sie sich jeden Tag; waren sie von einander getrennt, so schrieben sie sich jede Woche. Ihr Briefwechsel ist der treueste, reinste Spiegel ihres großen, neidlosen zusammenstrebenden Geistesbundes.

Im Anfange Septembers 1794 erhielt Schiller von Goethe eine Einladung, ihn auf vierzehn Tage, wo der Hof sich zu Eisenach aufhalten, und er ganz unabhängig seyn werde, in Weimar zu besuchen und in aller Bequemlichkeit bei ihm zu wohnen. Schiller, dessen Frau mit dem Kinde auf ein paar Wochen nach Rudolstadt gegangen war, um den Blattern auszuweichen, nahm die Einladung mit Freuden an, fügte aber „die ernstliche Bitte" bei, Goethe möge in keinem

Stück seiner häuslichen Ordnung auf ihn rechnen, denn leider nöthigten ihn seine Krämpfe, gewöhnlich den ganzen Morgen dem Schlafe zu widmen, weil sie ihm Nachts keine Ruhe ließen; überhaupt werde es ihm nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde zählen zu dürfen. Goethe werde ihm also erlauben, sich in seinem Hause als einen Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet werde. Die Ordnung, die jedem Andern wohl mache, sey sein gefährlichster Feind; denn er dürfe nur in einer bestimmten Zeit etwas Bestimmtes vornehmen müssen, so sey er sicher, daß es ihm nicht möglich seyn werde. Er bitte daher bloß um die leidige Freiheit, bei Goethe krank seyn zu dürfen.

Wie erhaben muß uns der Mann erscheinen, der bei solchen Leiden nicht an seinem Lebenszwecke irre wird! „Nachdem ich jetzt," schrieb er in diesen Tagen, „meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden; aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet."

Schiller ging also in der zweiten Hälfte des Septembers, von Humboldt begleitet, nach Weimar. Die Freunde theilten einander ihre Arbeiten mit, Schiller z. B. Goethe'n seine Abhandlung vom Erhabenen und die Recension über

Matthisson; Goethe zeigte das Wichtigste aus seinen Sammlungen; und so knüpften sich viele neue Bezüge zwischen ihnen an. Schiller erquickte sich an der Totalanschauung des außerordentlichen Mannes, und nahm so viele Eindrücke in sich auf, als der Grad seiner Empfänglichkeit erlaubte. Aber auch der selbstthätigste Geist verhält sich eine Zeit lang receptiv, wenn er eine so hervorragende Persönlichkeit liebend auf sich einwirken sieht. „Ich sehe mich wieder in Jena," schreibt er nach diesen Tagen, vielleicht den lehrreichsten, die er bisher erlebt hatte, „aber mit meinem Sinne bin ich noch immer in Weimar."

Welch einen unendlichen Einfluß Goethe auf Schiller ausübte, kann nur im weitern Verlaufe unserer Darstellung allmählig vor Augen geführt werden. Goethe'n allein verdankt Schiller, verdankt Deutschland die Zeitigung seines poetischen Talents. Wie mußte es sein Selbstvertrauen steigern, daß er nun so unvermuthet und plötzlich der nächste Freund des ruhmgekrönten Dichters geworden war. Diese an der Zeit gereifte, frei erwachsene Freundschaft wog ihm seine ganze Kränklichkeit, sein herbes Schicksal auf. Er erkannte es, daß die verschiedenen Bahnen, die Beide bisher gewandelt waren, sie nicht früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten. Schiller's Selbstständigkeit wäre vor seiner philosophischen Orientirung in Gefahr gewesen, nur seine gereifte Denkkraft konnte für Goethe anziehend seyn. Jetzt aber stand zu

erwarten, daß sie den noch übrigen Weg mit um so größerm Gewinne zusammenwandeln würden, „da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.“ Auch auf seinen Gesundheitszustand wirkte dieser freudige Muth günstig zurück, und Goethe übte selbst einen wohlthätigen Einfluß durch Aufheiterung und guten Rath, so daß er wieder mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit gewann, und sich regelmäßiger dem Schlaf und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ.

Während ihn diese neue Freundschaft noch fester an das Weimarische Land knüpfte, erhielt er einen durch seine Freunde ausgewirkten Ruf nach Tübingen. Schon bei seinem Besuche Abel's in Tübingen war bei seinen dortigen Freunden der Gedanke entstanden, daß Schiller eine Professur an der Tübinger Universität annehmen möchte, und damals hatte sich Schiller dieser Idee nicht abgeneigt erklärt, obgleich er die Unmöglichkeit erkannte, bei seinem Gesundheitszustande fortlaufende Vorlesungen zu halten. Jetzt wurde ihm nun zweimal nach einander eine Professur angetragen, das zweite Mal mit dem Zusatze, daß er völlige Freiheit haben solle, ganz nach seinem Sinne und nach Maßgabe seiner Gesundheit auf die Studirenden zu wirken. Den ersten Antrag lehnte er ohne Weiteres ab; beim zweiten schrieb er, um sich für den Fall, daß zunehmende Kränklichkeit ihn an schriftstellerischen Arbeiten hindern sollte, an den Geheimen Rath Voigt in Weimar und bat ihn, vom Herzoge eine Versicherung auszuwirken, daß ihm

in dem äußersten Falle sein Gehalt verdoppelt werden solle. Diese Bitte wurde ihm erfüllt, uud nun schlug er auch den zweiten Ruf in einem noch erhaltenen Briefe an Abel aus, indem er vorzüglich auf seine Gesundheitsumstände und seine Verbindlichkeiten gegen den Weimarischen Hof hinwies. Zu diesem Entschlusse wirkte, außer der eben angeknüpften Verbindung mit Goethe, auch wohl die große Anhänglichkeit seiner Gattin an ihre Familie und Freunde, und ihre Vorliebe für die Weimarischen Verhältnisse und den feinern Ton in Sachsen mit.

So trefflich sich nun auch Schiller's Charakter darin bewährte, daß er aus dankbarer Anhänglichkeit an den Herzog, und weil er sich nicht durch kleinliche Klugheit in seinem Lebensgange irren lassen wollte, jenes Anerbieten ausschlug: so wenig mögen wir die Art und Weise loben, wie er und Goethe sich dem großen Publicum gegenüber in der Einführung der neuen Zeitschrift, der Horen, benahmen. Es wurde mit dem Herausgeber der allgemeinen Literaturzeitung, dem Professor Schütz, arrangirt, daß alle drei Monate — und vom ersten Stücke schon im Anfange Januars — eine weitläufige Recension der Monatschrift erscheinen sollte. Diese Recensionen wurden von Cotta bezahlt, und die Recensenten waren Mitglieder der Gesellschaft, welche an den Horen arbeiteten. Anfangs hatte man es sogar auf zwölf jährliche Beurtheilungen dieser Art abgesehen, wobei, wie Schiller in einem Briefe an Schütz sagt, es sich von selbst verstünde, „daß der

Recensent eines Monatstückes an diesem Stücke nicht mitgearbeitet haben dürfe, und daß überhaupt eine anständige Gerechtigkeit beobachtet würde." Als aber nun nur vierteljährlich für jeden Band eine Recension geliefert ward, fiel diese Beschränkung weg; die Beurtheilungen wurden unter Schütz, Humboldt, Fichte, Körner u. A. vertheilt, und an Unpartheilichkeit war kaum zu denken. „Wir können also," äußert sich Schiller gegen Goethe, „so weitläufig seyn, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publicum doch Alles vormachen muß." Nun bekam Schiller die Recensionen der Horen im Manuscripte zu lesen und freute sich, wenn der Recensent auf eine geschickte Weise den Ruf der Unpartheilichkeit behauptete.[1]) Ja er ließ sich selbst solche Rencensionen übertragen.[2]) „Diese Recension," ruft er einmal aus, „wird also eine rechte Harlekins-Jacke werden." Welch' eine ganz andere Denkweise setzt dieser literarische Unfug voraus, als die Gesinnung war, in der Schiller die Ankündigung seiner Rheinischen Thalia schrieb, wo er das Publicum sein Studium, seinen Souverain, seinen Vertrauten, sein Alles nannte, was er allein fürchte und verehre!

Um dem unerquicklichen Eindruck, den hier Schiller als Recensent auf uns macht, einen erfreulichern gegen-

---

[1]) Briefwechsel mit Goethe, Th. 1, S. 105 f.

[2]) Ebendas., S. 282, 285.

über zu stellen, erwähnen wir nun einiger Recensionen, in denen sich sein Genius würdiger ausgesprochen hat, wir meinen die Beurtheilungen von Goethe's Egmont und von Bürger's und Matthisson's Gedichten, denen wir dann noch, um keinen in Schiller's Werke aufgenommenen prosaischen Aufsatz zu übergehen, den Bericht über den Gartenkalender vom Jahre 1795 und die Vorrede zum ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval anreihen wollen.

Die noch in Weimar geschriebene Recension über Egmont erschien zuerst 1788. Eine Veranlassung zu der Beurtheilung fand Schiller in seinen damaligen Studien und Arbeiten. Er war mit seiner niederländischen Geschichte beschäftigt. Ohne diesen äußern Bestimmungsgrund hätte er vielleicht eher nach Goethe's Iphigenia gegriffen.

Seine Art brachte es mit sich, daß es ihn als Recensenten nicht befriedigte, sich dem Gegenstande ganz hinzugeben und ein Werk rein nach der Denkweise und den Absichten seines Verfassers zu beurtheilen. Er geht weiter und unterwirft auch die Intention und Gesinnung des Dichters einer Kritik. Hierzu bedarf es aber einer Norm, eines idealen Princips. Dieses stellt er an die Spitze, von diesem geht er aus. Darnach verändert sich denn auch seine ganze Aufgabe. Er untersucht, in wie fern das Kunstwerk mit den allgemeinen Ideen übereinstimmt, welche er als die einzigen richtige voranstellt; er schreibt dem

Verfasser die Zwecke, die Ansichten, die Bildung vor, die er haben soll. Stimmt dieser hierin mit seinem Beurtheiler nicht überein, so kommt er nothwendig schlimm weg. Es fragt sich dann nicht mehr, wie anschaulich und wahr ein Dichter die Persönlichkeit und Weltansicht, die ihm einmal eigen waren, darstellte, sondern welchen Werth diese Persönlichkeit und Weltansicht überhaupt hatten, und ob es sich der Mühe lohnte, sie poetisch zu gestalten. Die ganze Beurtheilung wird hierdurch mehr philosophisch, psychologisch und moralisch, als ästhetisch.

In der Beurtheilung des Egmont geht Schiller von der Abstraction aus, daß der tragische Dichter es bei seiner Darstellung vorzugsweise entweder auf außerordentliche Handlungen und Situationen, oder auf Leidenschaften, oder auf Charaktere abgesehen habe, und stellt den Egmont mit Recht unter die letzte Gattung. Goethe zeichnet hier nicht verschlungene, hervorstechende Begebenheiten, auch nicht eine vorwaltende Leidenschaft, sondern er malt Menschen, Stände, eine Zeit, ein Volk in ihrer ganzen Individualität. Diese unübertreffliche sinnliche Wahrheit des Dramas hat Schiller durchaus befriedigend nachgewiesen und lobend gewürdigt. Aber Zweierlei findet er zu tadeln: Die opernmäßige Erscheinung der Freiheit und Clärchens in einer Gestalt, und Goethe's ganze Auffassung des Egmont.

Gegen die erste Ausstellung wird eine vorurtheilsfreie Kritik Goethe nicht in Schutz nehmen mögen, und auch was den zweiten Tadel betrifft, hat unser Kritiker von

seinem Standpuncte aus Recht. Er vermißt im Goethe'schen Egmont Größe des Charakters und kann es nicht loben, daß das Drama aus einem Gatten und Familienvater einen unverheiratheten Liebhaber gewöhnlichen Schlages gemacht habe, zumal da durch die zeitliche Sorge für seine Familie Egmont's Zuversicht allein motivirt werde. Man kann dieß zugeben und dennoch Goethe's Stück in seiner Art vortrefflich finden. Nach Schiller's Idee wäre ein ganz anderes, und bei gleich musterhafter Ausführung sicherlich ein Drama höhern Styls entstanden. Aber wer will es Goethe'n verargen, daß er sich die Aufgabe niedriger stellte, da er sie so herrlich lös'te?

Die Recension von Bürger's Gedichten erschien 1791 und ist vor seinem Krankheitsanfalle im Jahre 1790 geschrieben. Wir begnügen uns Bouterweck's treffendes Urtheil über dieselbe mitzutheilen: „Schiller wollte Bürger's poetisches Verdienst ganz unbefangen würdigen. Aber es mißlang ihm, weil er seine Idealpoesie der Bürger'schen Naturpoesie zum stetigen Muster vorhielt. Er entdeckte auf diese Art die Schattenseite der Bürger'schen Poesie sehr bestimmt. Alle Fehler und Mängel könnten nicht stärker und richtiger bezeichnet werden, als in Schiller's Recension, die den armen Bürger so tief verwundete, wie kaum einer der harten Schläge des Schicksals, die um diese Zeit ihn trafen. Die schreiende Ungerechtigkeit dieser Recension beruht auch nicht sowohl auf dem Tadel, in welchem sie wenigstens immer zur Hälfte Recht hat, als

auf der Kälte des einseitigen Lobes im Gegensatze mit der Wärme des Tadels. Das war es, was Bürger nicht verschmerzen konnte."

Zwischen der ersten Gruppe von Schiller's philosophischen Schriften in der Neuen Thalia, und der zweiten in den Horen, steht die Recension der Gedichte Matthisson's mitten inne. Schiller hatte, wie wir wissen, den liebenswürdigen Dichter in seiner Heimath kennen lernen, und ließ nach seiner Zurückkunft im September 1794 diese Beurtheilung in der Allgemeinen Literaturzeitung erscheinen. An der strengern Formelsprache sieht man es diesem Aufsatze an, daß er nach dem Studium der Kant'schen Philosophie verfaßt ist. Auch hier geht Schiller von einem allgemeinen Gesichtspuncte aus. Er hebt die Beurtheilung mit Untersuchung der Frage an, ob die Landschaftsdichtung zur schönen Kunst gehöre, eine wirkliche Gränzerweiterung der Poesie sey, und erklärt sich entschieden für diese neue Gattung. Die Gründe, worauf er sein Urtheil stützt, dürften vor einer schärfern Prüfung nicht wohl bestehen. Ohne Zweifel war es Schiller's eigener tiefer Natursinn und die sittliche Grazie in Matthisson's Gedichten, was ihm diese so werth machte. Sein für Naturschönheiten so offenes Herz nahm auch die Naturpoesie in Schutz, und der Dichter Matthisson setzte sich bei ihm durch den Menschen in Achtung.

Der Bericht über den Gartenkalender vom Jahre 1795 ist deßwegen merkwürdig, weil Schiller hier sich über einen

materiellen Gegenstand ausspricht, was er später nur noch einmal in dem Aufsatze „An den Herausgeber der Propyläen" in Bezug auf die Malerei wiederholte. Aber in beiden Darstellungen entwickelte er an materiellem Stoffe nur eigenthümliche mitgebrachte Ideen. In der vorliegenden werden die bisherigen Formen der ästhetischen Gartenkunst, die architektonische Form der französischen Gartenanlagen und die poetische der englischen, neben einander gestellt, das Einseitige und das Wahre wird aufgezeigt, das diese extremen Weisen enthalten, und endlich wird mit dem Herausgeber des Kalenders auf den guten Mittelweg hingewiesen, der zwischen der Steifigkeit des französischen und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen Geschmacks glücklich hindurchführe. Geistreich und eigenthümlich ist noch die beigefügte Charakteristik des Eindrucks, welchen die Hohenheimer Gartenanlagen auf den machen, der von Stuttgart her durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihnen geführt werde. Wir finden hier die Grundideen niedergelegt, die er in dem gleichzeitig geschriebenen Gedichte „der Spaziergang" weiter ausgeführt hat.

Die schon im Jahre 1792 verfaßte Vorrede zu dem ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval endlich reiht sich an die Grundidee im „Verbrecher aus verlorener Ehre" an, daß in der ganzen Geschichte des Menschen kein Capitel unterrichtender sey für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen. Auf diesen, hier geistreich weiter ausgeführten Gedanken

gestützt, empfiehlt er dem Leser die Sammlung solcher Criminalfälle, ohne dabei das Unterhaltende einer solchen Lectüre unberücksichtigt zu lassen. Wie es aber seinem ordnenden Geiste Bedürfniß war, Alles zu classificiren, so weis't er auch diesem Buche seine Stelle an mitten zwischen den dem Wahren, Schönen und Guten dienenden Werken und den gewöhnlichen Unterhaltungsbüchern, gegen welche er sich kurz, aber stark erklärt. Ein geschworener Feind alles Gemeinen, versäumte er nicht leicht, seine Gesinnung auszusprechen, wo ihm das Gemeine in den Weg trat.

Achtes Capitel.

Philosophische Schriften: Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. Ueber die tragische Kunst. Ueber Anmuth und Würde. Ueber das Pathetische. Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Ueber das Erhabene. Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauche schöner Formen. Ueber den moralischen Werth ästhetischer Sitten.

Nachdem im Vorhergehenden die Gründung der Horen erzählt worden, wäre es nun an der Zeit, von Schiller's Aufsätzen für diese Monatsschrift zu reden. Der historischen ist schon früher gedacht. Ehe wir aber die philosophischen durchgehen, haben wir noch eine Reihe älterer, in

die Neue Thalia eingerückter philosophischer Aufsätze nachzuholen, die des Zusammenhanges wegen, für diese Stelle zurückgelegt worden sind.

Zwei derselben sind noch vor dem genauern Studium der Kant'schen Theorie des Schönen und Erhabenen geschrieben; es sind die Abhandlungen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" und „Ueber die tragische Kunst." In jener bietet uns der Verfasser die Erstlinge seiner ästhetischen Speculation. Er vindicirt den schönen Künsten eine selbständige Bedeutung und will sie daher nicht als bloße Dienerinnen der Moral angesehen wissen. Ihr Zweck sey das freie Vergnügen, d. h. dasjenige, das aus dem Spiele unserer Vorstellungen entspringe. Dieses freie Vergnügen beruht auf moralischen Bedingungen und kann auch nur durch moralische Mittel hervorgebracht werden. Ein freies Vergnügen empfinden wir aber über Alles, was wir uns als zweckmäßig vorstellen. Nun bestimmt Schiller die Classen unserer zweckmäßigen Vorstellungen, freilich in wenig befriedigender Weise, und verweilt dann insbesondere bei dem Rührenden und Erhabenen, welches letztere aus einer Zweckmäßigkeit entspringe, der eine Zweckwidrigkeit zu Grunde liege. Die dem Erhabenen correspondirende Empfindung, die Rührung vereinige daher Vergnügen und Schmerz, sie sey eine Lust an dem Leiden. Keine Zweckmäßigkeit erfreue uns aber mehr, als die moralische, besonders dann, wenn sie in einem Kampfe mit Naturzwecken oder mit einer niedrigern

moralischen Zweckmäßigkeit die Oberhand behalte. In diesem siegenden Widerstreite stellt uns vorzugsweise die Tragödie die menschliche Freiheit dar. In Coriolan siegt die Vaterlandsliebe über die Selbstliebe, in Timoleon die republicanische über die Bruderliebe. Dann werden weiter noch die Quellen unseres tragischen Vergnügens an den Handlungen eines Verbrechers aufgedeckt. — Im Ganzen hat Schiller schon in diesem Aufsatze seinen Genius würdig und kräftig ausgesprochen, wenn gleich in den Principien ihm Einiges mißlungen seyn möchte. Von Anderm abgesehen, hat er darin nicht wohl gethan, daß er dem Rührenden gleichen Rang mit dem Erhabenen einräumte, was auf seine nachherige poetische Praxis einen außerordentlich großen Einfluß geübt hat. In den meisten Dramen der dritten Periode überwiegt das Rührende das Erhabene, und zu einer reinen Darstellung des Erhabenen hat Schiller sich doch nur selten erhoben.

Der bald nachher geschriebene Aufsatz „Ueber die tragische Kunst" ist ein Versuch, den Begriff der wahren Tragödie aus ihren Elementen zu construiren. Er geht von der bekannten Erfahrung aus, daß das Spiel der Affecte immer etwas Angenehmes für uns hat, wenn wir uns nur in einer freien Gemüthsverfassung befinden. In diesem Falle ergötzen uns sogar, und zwar in hohem Grade, schmerzhafte Empfindungen. Schiller findet nun, in Uebereinstimmung mit dem vorigen Aufsatze, die Ursache dieser Thatsachen in der sittlichen Natur des Menschen.

In dem Grade nämlich, als der Mensch sein sittliches Vermögen ausgebildet habe, sey er im Stande, die aus der sinnlichen Natur stammenden schmerzhaften Affecte zu beherrschen und in Schranken zu halten. Hiernach erklärt er dann das Vergnügen des Mitleids. Nämlich gerade durch den Angriff, den das Mitleid auf unsere Sinnlichkeit mache, werde die sittliche Selbstthätigkeit unserer Vernunft aufgeregt und also der Zustand in uns herbeigeführt, welcher für uns der zweckmäßigste und somit der erfreulichste ist. Die tragische Kunst aber habe sich dieses Vergnügen des Mitleids insbesondere zum Zwecke gesetzt. Nach dieser Grundlegung untersucht der Verfasser, wie das Vergnügen des sympathetischen Leidens geschwächt werde. Hier hebt er nun unter Anderm hervor, daß das Mitleid auch dann gestört werde, wenn das Unglück des Leidenden von einem blinden Schicksale ausgehend gedacht werde, weßhalb er, merkwürdiger Weise, in der neuern Tragödie das Schicksal der Alten durch die Vorsehung verdrängt wissen will. Weiter wird dann die Frage besprochen, wodurch das Vergnügen des Mitleids am unfehlbarsten und stärksten geweckt werden könne. Schiller antwortet: dadurch, daß uns fremdes Leiden vorgestellt und nicht bloß erzählt wird, daß die sympathetischen Eindrücke wahr, d. h. den allgemeinen und nothwendigen Bedingungen der menschlichen Natur angemessen sind, daß die dargestellte Handlung vollständig charakterisirt ist und als solche aufgefaßt wird, und daß sie eine Dauer hat.

Und aus diesen Elementen erbaut er sich dann die Idee und den Begriff der tragischen Kunst, nur daß er die Begriffe der dichterischen Nachahmung leidender Menschen noch mit hinzunimmt. Der Zweck der Tragödie besteht darin, unser Mitleid zu erwecken, uns zu rühren. Die Mittel, die der Dichter bei der Behandlung seines Gegenstandes anwendet, um ihn rührend zu machen, machen die Form der Tragödie aus. — Schiller versuchte hier die Theorie des Dramas mittelst einiger von Aristoteles entlehnten Gedanken weiter auszubilden. Aber so viel Geistreiches und Vortreffliches diese Abhandlung auch enthält, so vermag sie dennoch nicht, wie in dem größern Werke über Schiller dargethan worden, die Ansprüche der Wissenschaft zu befriedigen.

Hatte sich Schiller in den beiden genannten Aufsätzen über sein dramatisches Geschäft verständigen wollen, so suchte er in den folgenden Abhandlungen, sich zum Allgemeinen erhebend, über das Sittlichschöne und Erhabene Aufschluß zu gewinnen. Als er nach leidlicher Genesung von der schweren Krankheit im Jahre 1791 in Kant's Theorie des Schönen und Erhabenen eingedrungen war, gelang ihm eine Arbeit, die an Umfang und Werth Alles übertraf, was er bisher über Aesthetik geschrieben hatte: die Abhandlung „Ueber Anmuth und Würde.“ Sie erschien zuerst im zweiten Hefte der Neuen Thalia vom Jahre 1793. Die Fundamentalgedanken derselben sind etwa folgende: Der menschliche Körper zeigt uns zwei Arten der Schönheit.

Die eine entspringt aus seiner sinnlichen Natur und heißt die fixe, architektonische oder die Schönheit des Baues. Da aber die Gestalt auch unter dem Einflusse der Person oder der Freiheit steht, so gibt es auch eine Schönheit des Spiels oder Ausdrucks, eine bewegliche Schönheit, die Anmuth, welche auf den willensthätigen, sich dem Körper mittheilenden Bewegungen der Seele beruht. Die anmuthige Bildung gehört zur sprechenden, mimischen Bildung, sie unterscheidet sich aber von dieser dadurch, daß sie auch zu ihres Eigenthümers Vortheil spricht, d. h. daß sie eine moralische Empfindungsart und Fertigkeit ausdrückt. Sie erfolgt nämlich, wenn freie Willensbewegung und sinnliche Affecte, wenn Pflicht und Neigungen, Vernunft und Sinnlichkeit in uns zusammenstimmen. Diese Harmonie unserer sittlichen und sinnlichen Kräfte bildet die schöne Seele, und deren unabsichtlicher Ausdruck in der Erscheinung ist die Anmuth oder Grazie. Aber wenn dagegen die Gesetzgebung der Natur mit der der Vernunft in Widerstreit geräth und der Mensch seine Neigung dem Pflichtgebote unterwirft, so handelt er moralisch groß oder erhaben. Der Ausdruck dieser sittlichen Geisteskraft in der Erscheinung ist Würde.

Wir haben diese Grundgedanken der Schrift in unserm größern Werke näher beleuchtet und namentlich auf Einiges aufmerksam gemacht, was unsrer vorgeschrittenen Zeit als fehlgegriffen erscheinen muß. Aber dieser Ausstellungen ungeachtet muß man das Zeugniß unterschreiben, welches

Kant, der vollgültigste Gewährsmann, der Schrift ertheilt, „daß sie mit Meisterhand verfaßt sey." [1]) Um die Anmuth und Würde in ihren Geburtsstätten aufzusuchen und sie gleichsam vor unseren Augen entstehen zu lassen, entwickelt Schiller die wichtigsten Begriffe unsrer Natur, den Begriff der Schönheit, der Freiheit, der Naturnothwendigkeit und vieler anderer, und enthüllt die Oekonomie unserer sittlichen Kräfte, die Gesetzgebung unsrer praktischen Vernunft. Indem er in der Anmuth und Würde die entferntesten Spuren des Persönlichen im Menschen, der Pflicht und Freiheit, anerkennt, macht er, von jenen Endpuncten bis zum Uebersinnlichen vordringend, einen langen Weg durch das ganze Gebiet des Geistes, und läßt auf dieser großen Strecke auch das selten unberührt, was ihm nur zur Seite liegt. Die Abhandlung ist daher mit eben dem Rechte eine moralische, wie eine ästhetische zu nennen; denn ihr Verfasser schöpft ja das Schöne, von dem hier die Rede ist, nur aus sittlicher Quelle. Indem aber Alles so sorgfältig erörtert und so tief untersucht ist, und in dem Aufsatze, bei aller Strenge der Forschung, bei seinem systematischen Gange und seiner schönen Abrundung, dennoch so viele Ausbeugungen nach allen Seiten hin vorkommen: ist derselbe geschmückt mit einem großen Reichthume von Ideen, mit schönen Ausführungen, scharfsinnigen Unter=

---

[1]) Kant's Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft. S. 10.

scheidungen und einer Fülle freier, mit dem zartesten Gefühle aus dem Leben gegriffener Bemerkungen. Namentlich muß die vergleichende Charakteristik der Anmuth und Würde nebst beiden Abarten gegen das Ende der Darstellung als unübertrefflich gepriesen werden.

Suchen wir für diese Schrift die Quelle in Schiller's innerm Leben, so sehen wir unläugbar, daß sich in dieser Theorie der Würde sein Freiheitsprincip, und in der Theorie der Anmuth sein zweites Lebenselement, die Humanität seines Herzens, eine wissenschaftliche Form suchte. Er erkannte aber nach dieser vorläufigen Orientirung über sich selbst das Schwierige, sich über sein ganzes sittliches Leben zugleich aufzuklären; deßwegen hielt er sich in den nächstfolgenden Aufsätzen allein an sein Freiheitsprincip, auf welches er mit Kant das Erhabene gründete, und kehrte erst in den Briefen über ästhetische Menschenerziehung zur wissenschaftlichen Auffassung der Humanität zurück, aus welcher er die Theorie des Schönen hervorgehen ließ. Es war natürlich, daß er das Element, welches sich in seinem Leben am frühesten und stärksten ausgebildet hatte, im Besondern auch zuerst wissenschaftlich zu begreifen suchte. Wir legen daher im Folgenden zunächst die Aufsätze vor, worin er sich über das Erhabene und sein Freiheitsprincip zu verständigen suchte.

Der Aufsatz „Ueber das Pathetische" ist in seiner gegenwärtigen Gestalt nur das Fragment eines Fragmentes. In der Thalia (1793) erschien nämlich eine längere,

unvollendet gebliebene Abhandlung: „Vom Erhabenen, zur weitern Ausführung einiger Kant'schen Ideen." Schiller nahm später in seine kleinen prosaischen Schriften nur den letzten Abschnitt derselben auf, der seiner Ueberschrift gemäß vom Pathetisch-Erhabenen handelt. Beide Theile, der unterdrückte und der aufgenommene, unterscheiden sich in ihrer Fassung sehr von einander. Der erste Theil ist eine begriffrechte Entwickelung und Classification des Erhabenen; in dem letzten Theile begegnet uns nicht eine vereinzelt wirkende Geisteskraft, sondern der ganze Schiller. Der Raum gestattet uns nicht, jenen allgemeinen Theil näher zu betrachten, wenn er gleich ein Meisterstück wissenschaftlicher Begriffsentwickelung ist, wie wir von unserm Denker nur noch Ein anderes besitzen. Wir müssen hier den Leser auf unsere Supplemente zu Schiller's Werken [1]) und die größere Schrift über Schiller [2]) verweisen.

Der aufgenommene Theil stellt als erstes Fundamentalgesetz der Tragödie die lebendigste Veranschaulichung der leidenden Natur auf. Pathos muß da seyn, damit die Fassung des Gemüthes sich als Kraft der Seele kund gebe und nicht als Unempfindlichkeit erscheine. Das zweite Grundgesetz ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden. Daher wird jede Darstellung bloßer

---

1) IV, S. 520 ff.

2) Thl. 2, S. 326 u. ff.

(sinnlicher) Affecte als gemein verworfen. Hierauf wird die Frage erörtert, wie das übersinnliche Princip im Menschen, die moralische Widerstandskraft, sinnlich dargestellt werden könne. Der Künstler muß alle nur instinctartigen Erscheinungen des Menschen, die der freie Wille nicht bestimmen kann, leidend, dagegen alle anderen willensthätigen Aeußerungen ruhig und mit jenen contrastirend darstellen. Denn hierdurch wird offenbar auf eine übersinnliche Kraft im Menschen hingewiesen. Sodann wird das Erhabene der Fassung und das Erhabene der Handlung einander gegenübergestellt. Jenes entspringt, wenn sich die Selbstständigkeit des Geistes im Zustande des Leidens negativ offenbart, d. h. wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt; dieses, wenn sie sich positiv kund gibt, d. h. wenn der ethische Mensch dem physischen das Gesetz gibt, oder mit anderen Worten, wenn sein Leiden das Werk seines moralischen Charakters ist. Dieß kann auf zweierlei Weise geschehen, entweder indem der Mensch aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt, oder indem er eine übertretene Pflicht moralisch büßt. Daran schließt sich endlich noch eine sehr ausgeführte Unterscheidung der moralischen und ästhetischen Schätzung.

In dieser Untersuchung über das Erhabene hatte Schiller noch einen Gegenstand, die Analyse des theoretisch Erhabenen (des Erhabenen der Fassung) unerledigt gelassen, und daher in der Thalia eine Fortsetzung des

Aufsatzes am Ende versprochen. Er erfüllte sein Versprechen in einer eigenen, vortrefflichen Untersuchung, welcher er den bescheidenen Titel „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" gab, ohne daß dieser Aufsatz in seiner wissenschaftlichen Form unzusammenhängender oder freier wäre, als die meisten anderen. Er hebt mit einer Vergleichung des Angenehmen, Guten und Schönen an, beleuchtet dann durch Beispiele und Begriffe die hiervon verschiedene Lust am Erhabenen in seinen beiden Gestalten, und geht dann zu seinem eigentlichen Zwecke, zu einer Exposition des Erhabenen der Fassung über. Hiernach könnte die Untersuchung benannt werden, wenn das eigentliche Thema in der gegenwärtigen Gestalt des Aufsatzes nicht verhältnißmäßig zu kurz behandelt wäre. Wir sagen: in der gegenwärtigen Gestalt; denn die Abhandlung ist nicht nur unvollendet geblieben, [1]) sondern in unserer jetzigen Ausgabe ist auch ein sehr großes Stück des eigentlichen Themas, und zwar ein Meisterstück streng wissenschaftlicher, fast mathematisch evidenter Beweisführung, [2]) ausgemerzt worden. Hierdurch kam es, daß der eigentliche Aufsatz nicht mehr Raum einnimmt, als die einleitenden Gedanken.

Uebersehen wir die bisher betrachteten Abhandlungen

---

[1]) In der Thalia (1793) stehen am Ende derselben die Worte: „Die Fortsetzung folgt."

[2]) Mitgetheilt in meinen Supplem. zu Sch. W., IV, 552 u. ff.

in ihrem Zusammenhange, so finden wir: Im ersten Aufsatze leitet Schiller das tragische Vergnügen aus dem Principe der Vernunft ab; im zweiten führt er eine wissenschaftliche Genesis des Begriffs der Tragödie aus; im dritten deducirt er die Anmuth und Würde aus der Harmonie und dem Widerstreite der Sinnlichkeit mit der Vernunft; im vierten stellt er eine allgemeine Theorie des Erhabenen auf, aus welcher er dann in einem besondern Abschnitte die Fundamentalgesetze der Kunstdarstellung des Erhabenen hervorgehen läßt, und, jene Theorie vervollständigend, spricht er im fünften Aufsatze von dem theoretisch Erhabenen. Hierdurch ist die Theorie des Erhabenen beinahe erschöpft und auf den Zweck der tragischen Kunst, so wie deren Begriff und Ausübung angewandt, ja es ist sogar der äußere Ausdruck des Erhabenen nachgewiesen. Nach allem diesem blieb von der ganzen Lehre des Erhabenen nichts Bedeutendes mehr übrig, als den Werth desselben für die Menschenbildung darzustellen, was später noch geschah. Ein Gedankenkreis ist somit beinahe vollkommen ausgemessen. Schiller hat sich über das orientirt, was ihm am nächsten lag; er hat seinen dramatischen Genius in Harmonie gebracht mit seinem sittlich-heroischen. Wie früher darstellend, so hat er jetzt untersuchend sein Freiheitsprincip manifestirt.

Bei dieser Einheit ihres Endzweckes wird der tiefer Blickende in diesen verschiedenen Aufsätzen, so frei auch ihre Behandlung seyn mag, dennoch einen durchlaufenden

Faden der Methode nicht verkennen. Sie erheben sich von besonderen Betrachtungen zur allgemeinen Theorie; sie beginnen mit dem Aeußern und enden mit dem Innern. Und eben so läßt sich in ihnen ein bedeutender Fortschritt in den Einsichten und der Darstellung ihres Urhebers bemerken. In den ersten Aufsätzen ist Manches verfehlt, Einiges vielleicht ungenießbar, was sich aber im Fortgange allmälig ausmerzt, bis sich zuletzt Ansichten und Form zu einer hohen Klarheit läutern.

Schiller's nächste Aufgabe war nun, jener Theorie des Erhabenen eine Lehre des Schönen zur Seite zu stellen und den Werth des Schönen für das Menschenleben nachzuweisen. Dieß geschah in freier Form in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Sie erschienen zuerst in den Horen 1795 in drei Abtheilungen, die wir einzeln betrachten, weil sie nach Inhalt und Geist in sich gewissermaßen abgeschlossen und von einander sehr verschieden sind.

Die erste Abtheilung, welche die neun ersten Briefe umfaßt, ist eigentlich nur eine Einleitung. Der Zeitgeist, sagt der Verfasser, scheine Untersuchungen über das Schöne und die Kunst nicht günstig zu seyn; denn der materielle Nutzen beherrsche die Welt, und das Interesse an der großen politischen Rechtsfrage des Jahrhunderts lasse kein anderes aufkommen. Doch sey der Gegenstand seiner Abhandlung weit weniger dem Bedürfnisse, als dem Geschmacke des Zeitalters fremd. Der bisherige Naturstaat

könne dem Vernunftstaat nicht auf einmal weichen sondern es müsse von der Herrschaft bloßer Kräfte ein Uebergang zur Herrschaft der Vernunftgesetze gesucht werden. Dieser Uebergang bestehe darin, daß die Triebe, Gefühle und demgemäß die Kraft des Charakters übereinstimmend gemacht würden mit der Vernunft. Eine solche harmonische Cultur hätten die Griechen gezeigt, uns Neueren dagegen sey an die Stelle dieser Totalität der ächtmenschlichen Bildung ein Antagonismus der geistigen Kräfte getreten. Der eigenthümliche moderne Culturgang und die künstliche Zersplitterung der Arbeiten und Geschäfte hätten unsere Anlagen unharmonisch gebildet und in Widerstreit gebracht, wobei die Gattung wohl gewonnen, aber das Individuum nothwendig verloren habe. Um aber diese Entgegensetzung, diese Zerrissenheit des innern Menschen aufzuheben, gebe es nur Einen Weg. Man müsse nämlich durch die Schönheit die lebendigen Triebe veredeln, durch die Kunst unser Empfindungsvermögen ausbilden.

Wir möchten zweifeln, ob sich in unserer ganzen Literatur Etwas mit diesen ersten neun Briefen vergleichen läßt: so durchaus vortrefflich sind sie! Das herrlichste Gleichgewicht der Gemüthskräfte prägt sich darin aus. Man sieht es ihnen an, daß sie in der freiesten, heitersten Geistesstimmung, daß sie in der geliebten Heimath und an einen hochgeehrten Freund geschrieben, und später mit großer Sorgfalt überarbeitet sind. Nicht im Allgemeinen wird hier der Werth des Schönen und der Kunst abgeschätzt,

sondern die Untersuchung faßt die Bedürfnisse, die Mängel der ganzen modernen Menschheit ins Auge und wird dadurch zu einer lebendigen Charakteristik. Philosoph und Historiker gehen hier Hand in Hand; aber beide verschwinden den Lesern wieder in dem Bilde des edelsten Menschen, der vor ihre Seele tritt. Und noch mehr erhalten hierdurch diese Briefe den Charakter des ächt Menschlichen, daß Schiller, ganz im Interesse seines uns bekannten ächt humanen Lebensprincips, die Sache der Alles vereinenden menschlichen Natur gegen die Anmaßungen des Alles trennenden Verstandes in Schutz nimmt, daß er als Verfechter der Rechte der lebendigen Triebe, der Kräfte des Willens auftritt gegen die einseitige Begriffsmäßigkeit der Vernunft, wie sie in der Tendenz seines Jahrhunderts lag Gewiß hat Schiller darin recht gesehen, daß bei aller Veredlung die vorhandenen Triebe, Gefühle und Willenskräfte den Ausschlag geben und diese daher vor Allem geweckt und veredelt werden müssen. Ob aber hierzu die Schönheit und Kunst ein zureichendes Mittel sey, ist die Frage. Unser Schriftsteller glaubt dieß, und er findet in diesem erhabenen Endzwecke und in der Immunität der Kunst von aller Willkür der Menschen die hohe Würde des Künstlers, die er im neunten Briefe so herrlich geschildert hat. Er sagt, [1]) er habe dazu das Portrait Goethe's genommen. Allerdings passen auch einige Züge speciell

---

[1]) Briefwechsel mit Goethe, Th. 1, S. 51.

auf diesen; aber im Ganzen ist es doch nur Goethe's Bild, wie Schiller es in dem idealisirenden Spiegel seines eigenen erhabenen Geistes zurückstrahlen sah.

Die zweite Abtheilung dieser ästhetischen Untersuchungen in Briefform erstreckt sich vom zehnten bis zum sechszehnten Briefe einschließlich. Schiller beginnt hier seine „Metaphysik des Schönen" aufzustellen. Das jetzige Geschlecht, ist die Gedankenbewegung des Verfassers, soll durch Kunstschönheit von der Rohheit und der Erschlaffung abgeführt, und so eine zwiefache, entgegengesetzte Aufgabe durch Ein Mittel gelös't werden. Um die Möglichkeit hiervon nachzuweisen, müssen wir den reinen Begriff der Schönheit aus der sinnlich vernünftigen Natur des Menschen ableiten und so die Schönheit als eine nothwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen. Hier setzt nun Schiller der Person (der Vernunft, Freiheit) des Menschen dessen Zustand (Sinnlichkeit) entgegen. Demgemäß nimmt er einen (vernünftigen) Formtrieb und einen (sinnlichen) Stofftrieb an, welche beide unser Wesen nur unvollständig, einseitig ausdrücken. Nur wer sich zugleich als Materie (sinnlich) und als Form (geistig) fühlt und erkennt, hat eine vollständige Anschauung seiner Menschheit und darin ein Symbol seiner ausgeführten Bestimmung. Dieses Geschäft vollführt der Spieltrieb, welcher Werden mit absolutem Seyn, Veränderung mit Idealität, Glückseligkeit mit Vollkommenheit verbindet und zugleich physisch und moralisch ist. Der Mensch ist nur da ganz

Mensch, wo er spielt. Indem nun der Gegenstand des Stofftriebes Leben, der des Formtriebes Gestalt ist, muß das Object des Spieltriebes nothwendig lebende Gestalt seyn, ein Begriff, welcher wesentlich allen den Dingen zukommt, denen wir Schönheit zuschreiben. Mit der Forderung der vollendeten Menschheit ist auch die Forderung der Schönheit gegeben. Die Schönheit in der Idee besteht also in dem möglichsten Gleichgewichte des Stoffs und der Form. In der Wirklichkeit aber ist immer ein Schwanken zwischen diesen beiden Principien. Bei vorherrschender Materie wird die Schönheit zur schmelzenden (auflösenden, abspannenden) Schönheit, bei vorherrschender Form zur energischen (anspannenden) Schönheit. Der unter der ausschließenden Herrschaft der Sinnlichkeit oder der Begriffe stehende Mensch ist angespannt und bedarf der schmelzenden Schönheit, welche das sinnliche Leben besänftigt und das geistige belebt. Den sinnlich oder geistig abgespannten Menschen richtet die energische Schönheit wieder auf.

Es fehlt dieser ganzen Theorie an wissenschaftlicher Haltbarkeit, so wie auch die darin eingeführte Terminologie zu mannigfachen Bedenken Anlaß gibt, was freilich hier nachzuweisen der Raum nicht gestattet. Schiller mochte es auch selbst fühlen, auf welcher unsichern Grundlage er die Schönheit gebaut hatte; denn wir sehen ihn in der folgenden Abtheilung einen neuen Anlauf nehmen, ihr Wesen und ihren Ursprung darzulegen.

In der dritten Abtheilung soll nämlich zunächst „der Ursprung der Schönheit im menschlichen Gemüthe" erforscht werden, was völlig unnöthig wäre, wenn der versprochene „reine Vernunftbegriff der Schönheit" bereits aufgefunden wäre. Diese Untersuchung läuft bis zum Ende des zweiundzwanzigsten Briefes fort, ohne daß wir über das Wesen der Schönheit wirklich aufgeklärt werden. Vom dreiundzwanzigsten Briefe an handelt Schiller endlich speciell von der schmelzenden Schönheit, welche den Menschen von der sinnlichen Stufe zu der logisch-moralischen hinüberführen soll. Die ästhetische Menschenbildung sey nothwendige Mittelstufe zwischen diesen beiden. Der Keim der Schönheit entwickelt sich unter glücklichen äußeren Verhältnissen zuerst an Putz und Spiel; denn das Wesen der Schönheit sey der Schein. Der erweckte Spieltrieb mache dann sogleich den Bildungstrieb rege, und es entstehe eine Kunst des Scheins. Dieser ästhetische Schein müsse aufrichtig und selbstständig seyn; er repräsentire sich aber am vollständigsten im schönen Umgange und gebe dem Menschen einen gesellschaftlichen Charakter. Es bilde sich ein eigener ästhetischer Staat, welcher sich aber — nur in wenigen auserlesenen Cirkeln befinde.

In diesen, gerade nicht erhebenden und ermuthigenden Gedanken läuft die Untersuchung aus, ohne ihre Aufgabe befriedigend gelös't zu haben. Schiller hätte in der dritten Abtheilung der Briefe zunächst folgende vier besondere Fragen zu beantworten gehabt: Wie nimmt die schmelzende

Schönheit die Herrschaft der Sinnlichkeit von dem Menschen ab? und wie die Herrschaft der Begriffsanstrengung? Wie macht die energische Schönheit den im Genusse Verweichlichten wieder rüstig? und wie den durch Arbeit Abgespannten? Er führt aber eigentlich nur die erste Untersuchung durch: wie der Mensch von der Sinnlichkeit aus durch die Mittelstufe der Schönheit zur sittlichen Cultur gelange. Schon in dieser Beziehung ist also die Abhandlung unvollständig und unbefriedigend. Noch weniger aber leistet sie, was ihr Titel verkündigt. Von der Erziehung des Menschen kommt eigentlich erst vom dreiundzwanzigsten Briefe an Etwas vor, und das ist so allgemein gehalten, daß man auch diesen Theil eher etwa „von der Bedeutung des Schönen für die Bildung des Menschen" überschreiben möchte. Denn in einer ästhetischen Erziehungslehre würde hauptsächlich auch die Art und Weise angegeben werden müssen, wie der Mensch durch das Schöne zu bilden sey. Schiller hatte sich hier in Untersuchungen eingelassen, die er auf dem eingeschlagenen Wege unmöglich beendigen konnte. Man fühlt es auch zuletzt der Schrift an, daß ihr Verfasser kein Herz mehr zu dem Gegenstande hatte; es bemächtigt sich unser ein unheimliches Gefühl um so mehr, als uns Rhetorik statt des sichern, ruhigen Ganges der einfachen Wahrheit geboten wird.

Der kleine Aufsatz „über das Erhabene", zu dem wir nun übergehen, ist einerseits, wie schon oben angedeutet wurde, als eine Ergänzung von Schiller's Lehre

des Erhabenen, andererseits als eine Fortsetzung der ästhetischen Briefe zu betrachten. Er ist nach dem Jahre 1797, und nicht, wie irrthümlich gesagt worden, „einige Zeit nach dem Jahre 1793" geschrieben. Eine so reine, edle Blüthe des Schiller'schen Genius kann nur in einem Momente der Entfaltung entstanden seyn, wo jener sich von allem Zwange der Schulformeln befreit hatte. Der aufgeklärteste Verstand, das schönste Herz und die Seele einer weisen Muse leben in Eintracht in der Abhandlung. Kein fremdartiger Beisatz entstellt sie. Nur die eigenthümlichen Früchte des Selbstdenkens oder die zum Eigenthume gewordenen Resultate philosophischer Studien werden hier angeboten. Keine Spur eines mühsamen Ringens nach philosophischer Begriffsbestimmung oder Begründung; die Anfänge der Untersuchung werden in dem unmittelbaren Bewußtseyn des Menschen aufgegriffen, aber nicht bis in die Tiefe der Speculation verfolgt. Der gebildete Mensch allein spricht hier zum gebildeten Menschen. Die Schrift handelt eigentlich von der Bedeutung des Erhabenen für den Menschen; sie spricht davon, „wie weit uns das Erhabene in unserer Cultur führe", oder davon, „daß die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur ist, welche wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwickelung verdient; und daß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen muß, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen

Ganzen zu machen." So wird also eine Hauptlücke der ästhetischen Erziehungslehre, welche die vorher besprochenen Briefe gelassen hatten, in dieser Abhandlung ausgefüllt.

Gleichfalls ein Zweig dieser Briefe ist die kleine Abhandlung: „Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauche schöner Formen." In jenen Briefen hatte der Verfasser gesagt, daß er noch einmal insbesondere Veranlassung nehmen werde (nachdem er die Rechte der ästhetischen Formen ins Licht gestellt habe), auch von den nothwendigen Gränzen des Aesthetischen zu reden. Diese Gränzen sind ihrer Natur nach doppelter Art: sie finden entweder im Theoretischen oder im Praktischen statt. Und darnach zerfiel ihm dieser ganze Vorwurf in zwei ursprünglich getrennte Aufsätze, welche später, nicht sehr passend, in diesen einen zusammengeschmolzen wurden. Der erste war überschrieben: „Von den nothwendigen Gränzen des Schönen", der zweite: „Von der Gefahr ästhetischer Sitten." Wir unterlassen es, den Gedankengang beider Darstellungen darzulegen, da er auch für den an philosophische Deductionen wenig gewöhnten Leser leicht zu verfolgen ist.

Ganz innerhalb der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen liegt der Inhalt einer später geschriebenen Skizze: Ueber den moralischen Werth ästhetischer Sitten. Der Grundgedanke — daß das Sittliche durch das Schönheitsgefühl oder den Geschmack begünstigt werde — ist aus jener größern Schrift herübergenommen.

Aber die Anwendung wird hier auf zwei äußere Verhältnisse des Menschen gemacht, wodurch der Geschmack einen glücklichen Einfluß auf die sittliche Cultur haben soll. Erstlich breche derselbe den rohen Affect der sinnlichen Begierde durch den guten Ton der Gesellschaft, welcher selbst nichts anderes sey, als ein ästhetisches Gesetz, und bringe Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit in unser Betragen — wodurch dem guten Willen ein freier Spielraum verschafft und ein großer Vorschub geleistet werde. Dann sey er auch dadurch von großer Bedeutung für unsere Sittlichkeit, daß er der Legalität unseres Betragens höchst förderlich sey. So könne denn der Geschmack — wie auch die Religion — zu einem Surrogat der wahren Tugend dienen. — In Betreff der Einwendungen, die sich gegen diese Erörterungen machen lassen, müssen wir die Leser auf unser großes Werk verweisen.

Mit dem letztgenannten Aufsatze schloß sich Schiller's eigentliche Metaphysik des Schönen und Erhabenen vollständig ab, und — zugleich sein Moralsystem; denn er hatte die Theorie des Erhabenen auf sein Freiheitsprincip und die des Schönen auf sein Humanitätpsrincip gegründet, welche beide der Inhalt seiner sittlichen Welt waren. Als er aber nun zur poetischen Darstellung übergehen wollte, derenthalben alle diese Untersuchungen eigentlich unternommen worden waren, fühlte er, daß er sich noch über eben diese poetische Darstellung selbst theoretisch orientiren müsse; und aus diesem Bedürfnisse entsprang

der Aufsatz „Ueber naive und sentimentalische Dichtung," welchem später die Skizze „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und des Niedrigen in der Kunst" als eine Ergänzung beigegeben wurde. Ueber diese zweite Gruppe, die Uebergangsaufsätze von der Philosophie zur Poesie, behalten wir uns vor, im folgenden Capitel das Nähere zu berichten. Aus dem Bisherigen erhellt aber schon zur Genüge, daß die ästhetischen Abhandlungen Schiller's einen wohlgeordneten, organisch zusammenhangenden und abgeschlossenen Cyclus bilden, und in freiem Gange die ganze Poetik durchlaufen. Sie sind nothwendige Früchte des Schiller'schen Geistes, in dessen successiver Entwickelung jede ihre Stelle und ihre Zeit hat.

Neuntes Capitel.

Ueberdruß an der Speculation. Fichte. Endliche Rückkehr zur Poesie. Stiftung des Musenalmanachs. Schiller's Begründung seiner eigenen Dichtweise neben der antiken. Die Schrift über naive und sentimentalische Dichtung und die Skizze über den Gebrauch des Gemeinen und des Niedrigen in der Kunst.

Wir sind nun zu dem Zeitpuncte gekommen, wo wir Schiller's schwierigen und allmäligen Uebergang von der Speculation zur Production darzustellen haben, — oder

vielmehr die Rückkehr von jener zu dieser. Denn ohne sich früher in der Poesie vielfach versucht und geübt zu haben, hätte sich jetzt in ihm schwerlich der Dichter vom Philosophen losgewunden. Schiller's philosophische Untersuchungen selbst erleichterten diesen Rücktritt, weil sie der Poesie so nahe wie möglich lagen; denn ihr Inhalt war ja das Aesthetische, ihre Form war von einem poetischen Elemente durchdrungen, und ihr Verfasser hatte sich, wie er an Körner schreibt, nur der Ausübung wegen mit der Theorie geplagt. Diese Theorie konnte jetzt, nach Abfassung der ästhetischen Briefe (denn deren Beilagen kommen nicht in Betracht), als beendigt erscheinen; und so sah er sich von der Philosophie wie entlassen, nachdem er das übernommene Geschäft vollständig verrichtet hatte. Zwar ganz genügend war die Aufgabe nicht gelös't worden; denn die in den ästhetischen Briefen aufgestellte Theorie des Schönen konnte ihn unmöglich selbst befriedigen. Aber selbst dieses ungenügende Resultat am Ende der Laufbahn mußte den Uebertritt auf das angränzende Gebiet der Dichtkunst beschleunigen.

In dem Briefwechsel zwischen ihm und Goethe finden wir seinen Ueberdruß am Theoretisiren und seine Sehnsucht nach der Dichtkunst stark genug ausgedrückt. „Ich gebe schon an sich,“ heißt es an einer Stelle, „der Darstellung vor der Untersuchung den Vorzug.“ Er lechzte ordentlich, wie er sich ausdrückt, nach einer individuellen Darstellung. „Es ist hohe Zeit,“ sagt er anderswo

„daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe. Das Herz schmachtet nach einem betastlichen Gegenstande." Dieses Verlangen wurde durch den Verkehr mit Goethe unendlich verstärkt, während auf die andre, die philosophische Wagschale, kein neues Gewicht mehr gelegt wurde. Humboldt, mit dem er „das gesellschaftliche Denken" beinahe täglich geübt und genossen hatte, war gegen Anfang Juli's 1795 mit den Seinigen in Familienangelegenheiten nach seinem Gute Tegel bei Berlin abgereis't. Die Krankheit seiner Mutter und Frau verzögerte seine Rückkehr bis zu Ende 1796.

Die Verbindung mit Fichte, welcher damals an Reinhold's Stelle nach Jena berufen wurde, war nur kurz und nie enge. Fichte hatte Schiller in Tübingen kennen lernen, als er von der Schweiz nach Jena reis'te, um seine akademische Lehrstelle anzutreten. Nach Schiller's Rückkehr aus der Heimath schloß sich ihm Fichte als Mitarbeiter der Horen an und übte damals auch einigen Einfluß auf die Methode seines Philosophirens aus. Bald aber stellten sich zwischen beiden Männern Differenzen hervor. Schiller war viel zu besonnen, als daß er Fichte's ganz unhaltbarem, wenn auch scharfsinnig und consequent durchgeführtem Idealismus den mindesten Beifall hätte schenken können. „Die Welt ist ihm ein Ball," schreibt er an Goethe, „den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fängt! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich declarirt, wie wir neulich von ihm erwarteten."

Er unterließ es auch nicht, die neue Philosophie zu geißeln. Denn daß die satyrischen Gedichte, „Der Metaphysiker" und „Die Weltweisen," dieses wenigstens im Anfange, auf Fichte zielen, möchte kaum zu bezweifeln seyn. Ganz ausdrücklich liegt aber die Satyre in dem Xenion:

Ich bin Ich und setze mich selbst, und setz' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut! hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

Auch Fichte's moralischer Rigorismus, der sich in seinen Schriften erhabener ausnimmt, als er im Leben bequem zu ertragen war, und seine rücksichtslose, oft gewaltsame Weise, die menschlichen Dinge zu behandeln, wodurch er sich damals mit dem akademischen Senate und den Studenten überwarf, konnten dem umsichtigen, in der strengen Schule der Resignation erzogenen Schiller nicht zusagen. Ein besonderer Vorfall erkältete das Verhältniß beider Männer noch mehr. Schiller machte an einem für die Horen bestimmten Aufsatze „Ueber Geist und Buchstaben in der Philosophie" manche Ausstellungen, und gab Fichte'n sogar Verworrenheit der Begriffe über seinen Gegenstand Schuld. Von dieser Zeit an scheint beinahe kein Verkehr mehr zwischen beiden Männern bestanden zu haben, bis sich Fichte im August 1798 wieder näherte. Nicht lange nachher ward Fichte durch die kursächsische Regierung des Atheismus beschuldigt. Als er gegen diese Anklage seine Appellation an das Publicum schrieb, übernahm es Schiller im Sinne der milden Weimarischen Regierung, welche die ganze Angelegenheit als möglichst unbedeutend zu behandeln

suchte, den heftigen Mann zu beruhigen. Er versuchte dieß in einem uns erhaltenen, merkwürdigen Briefe,[1]) der seinem Verfasser alle Ehre macht, indem er einerseits seine mäßige und richtige Beurtheilung der Dinge, andrerseits seine entschiedene Mißbilligung der Geistesbeschränkung in der Wissenschaft an den Tag legt. Durch die leidenschaftliche Unfügsamkeit aber, welche Fichte bei dieser Gelegenheit bewies, scheint er es mit Schiller'n vollends verdorben zu haben.

Ueberhaupt lebte dieser in der Zeit, wovon wir hier zunächst zu reden haben, im Sommer 1795, mit Philosophen beinahe außer allem Verkehre. „Keine Metaphysik kam mehr über seine Schwelle.“ Um so ungetheilter und freier konnte er sich den sanften und reinen Einwirkungen Goethe's hingeben. Durch die vierzehntägige Conferenz in Weimar, durch häufige Besuche, die Goethe bei dem einsamen, kranken Freunde in Jena machte, durch Gespräche, Briefe, Mittheilungen und das Studium seiner alten und neuen Werke lebte sich Schiller in die Goethe'sche Denk- und Dichtweise ein, verschaffte er sich schnell ein richtiges Bild dieses von ihm gänzlich verschiedenen Geistes, welcher ihm mit allen seinen denkenden Kräften auf die Imagination, als deren gemeinschaftliche Repräsentantin, compromittirt zu haben schien.[2]) Goethe schickte ihm für

---

[1]) S. die größere Schrift, Th. 3, S. 52 f.
[2]) Briefwechsel mit Goethe, Th. 1, S. 26.

den Musenalmanach (von dem wir sogleich sprechen werden) Epigramme, für die Horen Episteln, Elegien und in einzelnen Abschnitten die Erzählungen der Ausgewanderten, lauter Erzeugnisse der vollendeten Kunst, und er theilte ihm endlich von seinem gerade damals erscheinenden Wilhelm Meister die ersten Bücher mit, in einzelnen Bogen, wie sie eben die Presse verließen, die späteren im Manuscripte, und bat sich sein Urtheil, seinen Rath und seine Ermunterung zur Vollendung des Werkes aus. Es läßt sich schwer sagen, mit welchem steigenden Genusse, mit welcher Herzenslust und ungetheilter Empfindung Schiller die einzelnen Sendungen dieses Romans las, dessen Erscheinung noch erlebt zu haben er sich glücklich pries, wie er in das Einzelne eindrang und sich endlich des Ganzen bemächtigte. Die Reihe von Beurtheilungen im Briefwechsel mit Goethe gibt von seinem eindringenden Studium den besten Begriff. Ein solches Werk mußte ihm die Metaphysik noch mehr verleiden. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken," schreibt er an Goethe, „wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Producte dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist Alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelös't und so menschlich wahr, hier Alles so strenge, so rigid und abstract und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur so treu geblieben zu seyn, als sich mit dem Begriffe der Analysis

verträgt, ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unsere Kantianer für erlaubt und für möglich hielten. Aber dennoch fühlte ich nicht weniger lebhaft den Abstand zwischen dem Leben und dem Raisonnement — und kann mich nicht enthalten, in einem solchen melancholischen Augenblicke für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde bloß für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehen muß. So viel ist indeß gewiß: der Dichter allein ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Carricatur gegen ihn." Daher wurde ihm auch die Fortsetzung seiner ästhetischen Briefe, für die er längst kein Herz mehr hatte, unendlich schwer. Ueber einem gewissen Problem brütete er fünf Wochen lang, bis dasselbe endlich, wie er sagt, durch den milden Sonnenblick in einigen freundlichen Tagen gelös't wurde.

Endlich nach Vollendung dieser Arbeit versuchte er sich Anfangs Juni 1795 wieder im Dichten. Er baute sich die Brücke so gut es sich thun ließ, und machte den Anfang mit der gereimten Epistel „Poesie des Lebens," welche an die in seinen ästhetischen Briefen so eben verlassene Materie angränzte. Es war seit den Künstlern, also seit sieben Jahren, vermuthlich sein erster lyrisch-didaktischer Versuch. Noch andere kleine Gedichte wurden begonnen, aber sie rückten langsam vor, da er oft ganze Wochen lang durch seine Krämpfe zu jeder Arbeit durchaus untüchtig war; doch auch so verloren sich Lust und Laune nicht, so daß sich die Sammlung der neuen Gedichte innerhalb weniger

Monate erfreulich vermehrte. Er ließ viele in die vier letzten Stücke der Horen von 1795 einrücken, weßwegen Herder sagte, daß mit dem neunten Stücke, mit welchem die Dichtkunst das Uebergewicht über die Philosophie gewinne, eine andere Hore anfange. Die übrigen brauchte er für den Musenalmanach.

Denn eine so außerordentliche Thätigkeit entwickelte Schiller, daß er zugleich mit den Horen noch einen Musenalmanach herauszugeben unternahm. „Es sollte," wie Goethe erzählt, „eine poetische Sammlung seyn, die jener meist prosaischen in den Horen vortheilhaft zur Seite stehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen seiner Landsleute günstig. Die guten strebsamen Köpfe neigten sich zu ihm." Schon im September 1794 hatte Schiller diesen Plan gefaßt, wahrscheinlich in Folge des Todes von Bürger (8. Juni d. J.). Der neue Almanach sollte den Bürger'schen vertreten, dessen Fortsetzung nicht zu erwarten stand, der aber doch durch Freunde des Verstorbenen fortgeführt ward. „Mir ist diese Entreprise," schreibt Schiller am 20. October an Goethe, „dem Geschäfte nach, eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meine ökonomischen Zwecke desto glücklicher, weil ich sie auch bei einer schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann." Der erste Jahrgang dieses alle seine Vorgänger und Altersgenossen weit überragenden, mit Beiträgen von Goethe, Herder, Haug, Kosegarten, A. W. Schlegel, Woltmann, Conz,

Hölderlin u. A. trefflich ausgestatteten Musenalmanachs erschien bei Michaelis in Neustrelitz, und wurde unter Wilhelm von Humboldt's Obhut in Berlin gedruckt. In dem Maße, als bei Schiller die Poesie die Ueberhand gewann, wandte er seinen Fleiß und seine Neigung allmälig mehr und mehr, endlich ganz, dieser poetischen Sammlung zu, und entzog sie in eben dem Grade nach und nach den Horen, so daß diese zuletzt eines langsamen Todes starben.

Der erste Ausflug ins Gebiet der Dichtkunst nach einer so langen Pause war glücklich gethan, und es entstanden nun in wunderbarer Schnelligkeit eine Menge kleinerer Stücke, meistens epigrammatischer Art, und auch einige größere Gedichte, auf die wir im folgenden Theile zurückkommen werden. Es war als sollte sein Genius das in langer Zeit Versäumte jetzt in kurzer Frist wieder nachholen, als habe dieser nur deßwegen so lange geruht, um sich nun desto machtvoller zu erheben. „Ihre Gedichte," schrieb ihm Goethe, „haben besondere Vorzüge, und ich möchte sagen, sie sind nun, wie ich sie vormals von Ihnen hoffte. Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraction, die in Ihrer Natur liegt, zeigt sich nun im vollkommenen Gleichgewichte, und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf. Mit Vergnügen werde ich sie gedruckt wieder finden, sie selbst wiederholt genießen, und den Genuß mit Anderen theilen."

Aber das Dichten setzte ihm hart zu, wie er an mehreren Stellen klagt. „Mit meiner Gesundheit geht es noch

nicht besser. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetisiren mich versetzte. Zum Philosophiren ist schon der halbe Mensch genug, und die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Musen saugen einen aus." Und in einem spätern Briefe sagt er in ähnlichem Sinne: „Freilich spannt diese Thätigkeit sehr an, denn wenn der Philosoph seine Einbildungskraft und der Dichter sein Abstractionsvermögen ruhen lassen darf, so muß ich, bei dieser Art von Productionen, diese beiden Kräfte immer in Spannung erhalten, und nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich diese zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten."

Daher stellte sich zu dieser Zeit auch oft Verzagtheit und Mißtrauen in sein eigenes Dichtertalent ein. „Es gibt gegen eine Stunde des Muthes und Vertrauens," klagt er am 16. October 1795, „immer zehn, wo ich kleinmüthig bin und nicht weiß, was ich von mir denken soll." Man hat diesen Mangel an Zuversicht des kräftigsten Geistes aus physischem Uebelbefinden, aus körperlicher Verstimmung herleiten wollen. Allerdings litt er gerade in diesem Jahre durch häufige und hartnäckige Anfälle seines „malum domesticum," seiner Krämpfe, und er führte in seiner gänzlichen Zurückgezogenheit ein der Dichtkunst nicht günstiges Leben. Wie sehnte er sich nach solchen kleinen Veränderungen, die Leib und Seele stärken, wie sie in diesem Sommer Goethe in Carlsbad und Ilmenau genoß! In der absoluten Einsamkeit, in welcher er leben mußte, war

nicht einmal Goethe's Hin- und Hergehen ein voller Ersatz, weil auf die tägliche Stimmung nur das heilsam wirkt, was auch wenigstens täglich wiederkehren kann.[1]) Aber Schiller's Geist war von seinen Leiden unberührt, wie seine Briefe zeigen, in denen sich keine Spur von Mißmuth, von übler Laune findet, und er selbst ist in einer eben angeführten Stelle so weit entfernt, den Grund seiner gehemmten poetischen Thätigkeit im Körper zu suchen, daß er umgekehrt meint, sein Körper müsse die lebhaften Bewegungen büßen, in welche ihn das Dichten versetze.

Schiller's Zweifeln und Zagen hatte einen nur allzuguten geistigen Grund. Es beruhte auf dem deutlichen Bewußtseyn des Uebergewichtes seiner Abstractionskraft vor seinem Anschauungsvermögen. Und dieses Bewußtseyn mußte ihm noch verstärkt werden, als er die Leichtigkeit inne wurde, mit welcher, gleichsam bewußtlos, sich Goethe's Genie schöpferisch äußerte, und als er durch dessen Umgang und den Genuß seiner Werke den ächten Geist der Poesie reiner und klarer, als früher, vernahm. Er mußte nicht allein an seiner Productionskraft, sondern auch an seinen poetischen Producten irre werden. Jene nun konnte sich nur durch die That bewähren und nur durch Uebung stärken. Er konnte selbst über sie nichts entscheiden, sondern nur seine Freunde um Rath fragen, was er auch redlich that.

Aber noch mehr fand er sich beunruhigt, wenn er über

---

[1]) Briefwechsel mit Humboldt, S. 220.

den Werth seiner poetischen Producte selbst und über die Zulässigkeit seiner ganzen Dichtungsweise nachdachte. In Goethe schien sich ihm die griechische Dichtung zu vergegenwärtigen, für welche er eine begeisterte Liebe hegte. Aber so zu dichten, wie die Griechen, wie Goethe, war ihm unmöglich. Er fühlte zwischen seiner und dieser alten Dichtung einen unendlichen Abstand. War nun seine Poesie auch wirklich eine ächte? oder nahm sie nur eine untergeordnete Stelle ein? Lohnte es sich aber dann der Mühe, sich länger mit der Dichtkunst zu befassen? — Betrachtete er dagegen einige seiner neuesten lyrischen Stücke, und hörte er auf das Urtheil seiner kunstsinnigen Freunde, so konnte er an seinem wahren Dichtertalente kaum zweifeln. Ja, wenn er erwog, daß er sich in dem Alter vom 14ten bis zum 24sten Lebensjahre, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt werde, ausschließlich nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur, so weit sie über das neue Testament sich erstreckt, völlig verabsäumt, und selbst aus der lateinischen sehr sparsam geschöpft habe; wenn er dann den Einfluß seiner vieljährigen Speculation und der historischen Studien auf seine Gedankenökonomie, seine Krankheit, Lebensweise und selbst sein Alter in Betracht zog, und dabei bedachte, daß er trotz aller dieser ungünstigen Umstände nichts destoweniger nicht nur der poetischen Vorstellungsweise, sondern selbst der reinen griechischen Form näher gekommen sey: so schien es ihm, daß er sogar eine größere innere Ver-

wandtschaft zu den Griechen haben müsse, als viele Andere. Denn erst in späteren Lebensjahren mit ihnen bekannt geworden, und ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, habe er sie doch noch immer in seinen Kreis ziehen und mit seinen Fühlhörnern erfassen können. „Geben Sie mir," schreibt er an Humboldt, „nichts als Muße und so viel Gesundheit, als ich bisher nur gehabt, so sollen Sie sicherlich Producte von mir sehen, die nicht ungriechischer seyn sollen, als die Producte derer, welche den Homer an der Quelle studirten."

Indessen konnte er sich hierbei nicht ganz beruhigen. Der Abstand seiner Poesie von der antiken war nichts desto weniger vorhanden, wenn er auch nur aus äußeren Verhältnissen hervorgegangen war; und nur eine gänzliche Umänderung seiner jetzigen Geistesform hätte jenen Abstand aufheben können. Aber wie? ist denn die alte Dichtung die ausschließlich ächte Form aller Dichtung? War es nicht möglich, seiner Dichtweise neben der griechischen ihre rechtmäßige Stelle zu verschaffen? Er wurde in diesem Gedanken durch die Bemerkung bestärkt, daß nicht nur er, sondern alle modernen Dichter mehr oder weniger von den Griechen abwichen. „Es ist etwas in allen Dichtern," schreibt er an Humboldt, „was sie, als moderne, mit einander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist und wodurch sie große Dinge ausrichten. Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neueren haben sie vor den Griechen voraus. Mit dieser modernen

Realität verbinden Einige, z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes, die aber (wo sie nicht ganz und gar, wie bei Voß, auf homerischen Stamm gepfropft ist) dem griechischen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgesagt, daß ein Product immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist. Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem, ihm ausschließend eigenen Gebiete sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Cultur selbst ewig widersteht, sich von den Griechen übertreffen zu lassen? Sollten, mit Einem Worte, neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten?"

Aus diesen Gedanken erwuchs ihm nach und nach die berühmte Abhandlung „Ueber die naive und sentimentalische Dichtung," ohne daß er im Anfange selbst den ganzen Umfang seiner Ideenbewegung überblickt zu haben scheint. Denn er wollte Anfangs nur einen kleinen Aufsatz über das Naive schreiben, der sich ihm allmälig zu der Frage erweiterte: „In wie fern kann ich bei meiner Entfernung von dem (naiven) Geiste der griechischen Poesie noch Dichter seyn, und zwar besserer Dichter,

als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint?" [1]) So wurde er also zur Rechtfertigung der „sentimentalischen" (modernen) Dichtung getrieben. Er wandte sich aber von der poetischen Production um so lieber noch einmal zur prosaischen Darstellung zurück, weil ihm die oben erwähnte erschöpfende Anstrengung beim Produciren einen Wechsel in der Arbeit wünschenswerth machte.

Daß wir den Ursprung dieser in der Aesthetik Epoche machenden Abhandlung richtig angegeben haben, möge uns eine Aeußerung Goethe's [2]) bezeugen: „Der Begriff von classischer und romantischer Poesie, der jetzt über die ganze Welt geht, und so viel Streit und Spaltungen verursacht, ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objectiven Verfahrens, und wollte nur diese gelten lassen. Schiller aber, der ganz subjectiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung. Er bewies mir, daß ich selbst wider meinen Willen romantisch sey, und meine Iphigenia, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs so classisch und antik sey, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, so daß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat, und nun Jedermann von

---

[1]) Schiller's Briefwechsel mit Humboldt, S. 258.

[2]) Eckermann's Gespräche mit Goethe, Th. 2, S. 203 (2. Aufl.)

Classicismus und Romantismus redet, woran vor fünfzig Jahren Niemand dachte.“ Und auf ähnliche Weise urtheilt Goethe in dem „Einwirkung der neuern Philosophie“ überschriebenen Aufsatze.[1])

Bei der neuen Geistesrichtung, in welche Schiller bereits eingetreten war, und bei dem praktischen Zwecke, der ihm vorschwebte, mußte er in dieser Schrift sich mehr ins Weite ausbreiten, als in die Tiefe der Speculation hinabsteigen. Es mußte ihm mehr um die Anwendung, um die Beurtheilung fremder poetischer Erzeugnisse, und um die Rechtfertigung seiner eigenen Dichtungsweise, als um die Ergründung des Wesens und Zweckes der Dichtkunst zu thun seyn. So brachte er zur Abfassung eines lebenvollen Gemäldes alle Bildung der Philosophie mit, ohne die Leser durch deren abstracte Formeln abzuschrecken, wie er es zum Theil durch seine bisherigen Horenaufsätze gethan hatte. Kein größerer Aufsatz ist so frei von der Kant'schen Schule, als dieser; in keinem erscheint uns der eigenthümliche Geist, die Seele seines Urhebers so geläutert, als hier.

Als die Aufgabe der Poesie und jedes Dichters wird in der Schrift folgende bezeichnet: „der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben.“ Diese Aufgabe kann auf doppelte Weise gelös't werden. Entweder ist jenes vollendete Ganze der

---

[1]) Goethe's Werke, Bd. 50, S. 54 f.

Menschheit, jener Zusammenklang der sinnlichen und geistigen Kräfte, durch eine Gunst der Natur ursprünglich schon in dem Dichter vorhanden; oder der Dichter sucht jene durch die Cultur in ihm aufgehobene Harmonie zwischen Sinn und Vernunft auf moralischem Wege wieder herzustellen. Die aus dem Ganzen der menschlichen Natur entspringende Dichtung nennt Schiller die naive, die antike, die Naturdichtung, die durch eine moralische Idee vermittelte heißt er die sentimentalische, moderne, die Idealdichtung. Die Feststellung dieser Unterscheidung und die Charakterisirung beider Dichtungsweisen ist der Zweck und Hauptinhalt der ganzen Schrift.

Zur Begründung dieses Unterschiedes zieht der Verfasser seine ganze Ansicht über die Natur im Gegensatze zur Cultur herbei, wie diese Ansicht allmälig aus der Grunddifferenz, in welcher er und seine ideale Welt von Anfang zu dem wirklichen äußern Leben stand, durch Empfindung und Nachdenken klar in seinem Bewußtseyn sich ausgebildet hatte. Er unterscheidet aber die wahre, reine, ächt menschliche Natur, wie sie sich bei den Griechen zeigt (welche eben in einem schönen Gleichgewichte der vernünftigen und sinnlichen Kräfte besteht), und die rohe, oder, wie er sie auch nennt, die wirkliche, die bloße Natur von einander. Indem er nun jenen (hellenischen) Zustand gleichsam als etwas Primitives annimmt, behauptet er, daß uns die Cultur von der Einfalt, Unschuld und Nothwendigkeit der Natur abgeführt habe, und daß sie uns zu

eben derselben mit Bewußtseyn am Ende wieder zurückführen müsse. Zuerst sey der Mensch eins gewesen, die Kunst habe ihn getrennt und entzweit, durch das Ideal kehre er zur Einheit zurück.

Ueberall aber, wo die Natur mit der Kunst im Contrast stehe und sie beschäme, habe die Natur den Charakter des Naiven. Das Naive zeige sich daher, theils wider Wissen und Willen der Person, theils mit völligem Bewußtseyn derselben, in großen und vielen Gebieten, bei Kindern, bei genialen Männern, bei großen Menschen jeglicher Gattung, in Worten, in der Schreibart, in Bewegungen, in Handlungen, im Umgange; ja wir fänden sogar ein Analogon dieser naiven Denkart in der äußern Natur, zu deren still schaffendem Leben, ruhigem Walten, innerer Nothwendigkeit, ewiger Einheit, wir uns mit schmerzlichem Verlangen aus den Drangsalen der Cultur zurücksehnten. Nachdem Schiller das Naive in allen diesen Sphären treffend geschildert, und besonders durch die Charakterisirung dieses moralischen Interesses an der Natur, wenn ich so sagen darf, den feinen, zarten Fühlsinn seines Herzens auf eine bezaubernde Weise bewährt, und nachdem er endlich nachgewiesen hat, warum nur die Neueren, und nicht die alten Griechen, diesen innigen Antheil an der Natur nehmen, geht er zu seinem Hauptgegenstande über. Die ächt menschliche Natur kann nämlich auch in dem Dichter vorhanden und wirksam seyn, und hierdurch entsteht die naive Dichtung. Lebt dagegen der Dichter

in einem sich cultivirenden Zeitalter, und hat er schon an sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher oder künstlicher Formen erfahren, oder doch mit ihm zu kämpfen gehabt, so kann er jene schöne Natur nur suchen; die vollendete Menschheit ist nicht mehr in ihm, sie schwebt ihm nur als eine Idee vor, welche er dichtend zu verwirklichen sucht. So entsteht die sentimentalische Dichtung.

Der naive Dichter rührt uns durch die Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; der sentimentalische entzückt uns durch Ideen. Das Subject des naiven Dichters geht gänzlich in seinem Objecte unter; der sentimentalische läßt seine eigene Person mit ihren Empfindungen und Betrachtungen häufig in den darzustellenden Gegenstand einfließen. Der naive Dichter ist mächtig durch die Kunst der Begränzung, der sentimentalische durch die Kunst des Unendlichen. Jener besitzt eine Ueberlegenheit in den Formen und in dem, was sinnlich darstellbar, was körperlich ist; dieser hat einen Vorzug in dem, was man den Geist eines Werkes nennt, und in der Idealität. Jener folgt der einfachen Natur und der Empfindung, indem er als ungetheilte Einheit wirkt; er ist ganz abhängig von der Erfahrung; dieser, in welchem die Einheit durch Abstraction aufgehoben ist, reflectirt über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt.

Die naive Dichtung hat ihrem innern Wesen nach keine Arten unter sich, weil der Dichter zu seinem Gegenstande nur ein einziges Verhältniß haben kann, und ihr Eindruck immer fröhlich, rein, ruhig ist. Die sentimentalische dagegen beruht auf einer Unterscheidung des Wirklichen und Idealen, weßhalb das durch sie erregte Gefühl immer gemischt und anspannend ist. Bei ihr findet daher wegen dieser Mehrheit der Principien und des Vorherrschens einer oder der andern dieser Empfindungen eine Unterabtheilung statt. Die sentimentalische Dichtung wird satyrisch, wenn sich der Dichter mit Abneigung mehr an das Wirkliche hält; sie wird elegisch, wenn er sich mit Wohlgefallen mehr an Ideale hält, und zwar entsteht die Elegie in engerer Bedeutung, wenn die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer sind, und die Idylle in weiterer Bedeutung, wenn sie ein Gegenstand der Freude sind. Satyre, Elegie und Idylle sind demnach die Hauptgestalten der sentimentalischen Dichtung.

Weiter werden dann die beiden Unterarten der Satyre, die strafende und die scherzhafte Satyre, charakterisirt, und die Anforderungen auseinandergesetzt, die man an die ächte Elegie stellen muß („die erhaben über Alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht hat, über das Unendliche zu trauern"); und endlich wird außer der naiven Hirtenidylle, die das kindliche Alter der Menschheit zu ihrem Gegenstande hat, noch eine sentimentalische

Idylle gefordert, welche uns die Ideale darstelle, die der Preis und das Ziel der Cultur seyen.

Die naive und sentimentalische Dichtungsweise können beide entarten; daher folgt noch ein Nachtrag über die Platitüde und die Ueberspannung, die Klippen jener Dichtungsweisen. Zieht man aber sowohl von dem naiven als dem sentimentalischen Charakter alles Poetische ab, so bleibt dort der Realist, hier der Idealist übrig, von welcher Grundverschiedenheit der menschlichen Geistesform in einem in der Cultur begriffenen Jahrhunderte zum Schlusse des ganzen Aufsatzes eine höchst durchdachte, tief eindringende philosophische Charakteristik gegeben wird.

Dies sind ungefähr die Hauptgedanken der inhaltreichen Schrift, die eigentlich aus mehreren, lose zusammen gefügten Aufsätzen besteht.

Keine seiner Abhandlungen, obgleich sie alle Zweige seiner eigenthümlichsten Gesinnung und Denkweise sind, hat Schiller so ganz, wie diese seine letzte, aus seinem innern und äußern Leben genommen und auf dasselbe bezogen. Goethe ist zunächst der ihm vorschwebende naive, er selbst ist der sentimentalische Charakter. Und da galt es denn, gegen das poetische Uebergewicht seines Freundes seinen eigenen zu vertheidigen, und — neben der eigenen sittlichen Hoheit den moralischen Indifferentismus des Freundes zu Ehren zu bringen. Zu diesem letztern Zwecke sucht der Mann weiten Gesichtes und großen Herzens mit einer gewissen Aengstlichkeit, ja mit Mißtrauen und

Unbilligkeit gegen seine eigene ideale Seelenstimmung Alles auf, was zu Gunsten einer edlern realistischen Betrachtung und Behandlung des Lebens gesagt werden kann; und um seine eigene poetische Existenz zu retten, stellt er eine neue Theorie der Dichtkunst auf.

In jedem aufmerksamen Leser wird die Schrift unauslöschliche Spuren zurücklassen, und wie durch sie der Unterschied zwischen antiker und moderner Dichtkunst zuerst begründet worden ist, so möchte dieser auch später nicht umfassender, scharfsinniger und tiefer erörtert worden seyn. Dessenungeachtet bietet die Art, wie diese Grunddifferenz ermittelt und festgestellt worden ist, manche wissenschaftliche Blößen dar, worüber wir indeß, da uns hier der Raum nicht darauf einzugehen gestattet, den Leser auf unsere größere Schrift[1]) verweisen müssen.

Wenn wir die eben besprochene Abhandlung die letzte ästhetische Schrift von Schiller genannt haben, so betrachteten wir die „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst", die zuerst 1802 erschien, nur als eine Beilage zu jenem größern Aufsatze. Auch hier hat es der Dichter nur mit der poeschen Darstellung zu thun, und führt weiter aus, was er dort nur angedeutet hatte.

Das Naive, hatte er dort gelehrt, könne sich zum Gemeinen, das Sentimentalische zum Ueberspannten verirren;

---

[1]) Thl. 3, S. 74 bis S. 91.

und dem hatte er beigefügt, daß nur eine überspannte Darstellung, nicht aber die Darstellung überspannter menschlicher Zustände und Aeußerungen, denen immer Wahrheit und Natur zu Grunde liege, in der Poesie zu verwerfen sey. Hieran knüpfen sich diese Bemerkungen über den poetischen Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen. Es war in der Ordnung, auch diesen Gegenstand zu besprechen, der in der genannten Untersuchung seine Erledigung nicht gefunden hatte, da doch dessen Correlat, das Ueberspannte, hinlänglich erörtert worden war.

Gemein heißt Schiller Alles, was nicht zum Geiste spricht, und kein anderes, als ein sinnliches Interesse hat; es ist dem Edeln entgegengesetzt. Das Niedrige zeigt dagegen auch etwas Positives, nämlich Rohheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen an; das Niedrige steht also dem Edeln und Anständigen zugleich entgegen. Nun erörtert Schiller das Gemeine und Niedrige sowohl des Stoffes als der Behandlung, weiß aber an diese alte Unterscheidung neue Bemerkungen, Ausführungen und treffende Belege zu knüpfen, so daß auch diese ästhetische Skizze ihr Interessantes hat. Die gemeine und niedrige Behandlung wird natürlich eben so gut, wie in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung die überspannte Behandlung, verworfen, und es bleiben der Kunst nur die gemeinen und niedrigen Stoffe. Diese sind in der Kunst erlaubt, wenn Lachen erregt werden soll, wobei man sich nur zu hüten hat, keinen Unwillen

oder Ekel hervorzubringen und die Wahrheit nicht zu beleidigen. Letzteres darf nur in der Farce geschehen, wo der von aller Treue der Schilderung dispensirte Dichter gleichsam ein Privilegium hat, uns zu belügen. Aber auch im Ernsthaften und Tragischen darf das Niedrige gebraucht werden, wenn es in das Furchtbare übergeht, wenn z. B. der Dieb zugleich ein Mörder wird. Es wird ein Niedriges der Gesinnung und ein Niedriges der Handlung und des Zustandes unterschieden und festgesetzt, daß nur die erstere Gattung der Kunst unwürdig sey. Doch wird hiebei nachgewiesen, daß bisweilen dem Dichter erlaubt sey, was dem plastischen Künstler nicht gestattet wäre. — Diese Ideen entwickelt die kleine Schrift in einer klaren, lichtvollen Darstellung.

Und damit hätten wir uns nun der Aufgabe entledigt, sämmtliche Abhandlungen Schiller's, so weit es der Umfang dieser Schrift gestattet, in ihrem Zusammenhange und ihrer organischen Verknüpfung darzulegen, und dadurch, daß wir sie aus seiner Seele construirten, zugleich dem Geistesgange ihres Urhebers nachzugehen, und seine Weltansicht aus einander zu breiten.

Zehntes Capitel.

Schiller als philosophischer Schriftsteller und Prosaiker überhaupt. Rückblick.

Ehe wir nun unsern Freund weiter auf seiner Laufbahn durch den dritten Lebensabschnitt begleiten, müssen wir einige allgemeine Bemerkungen über sein Philosophiren neben einander reihen, wodurch wir uns den Weg zu einer tiefern Charakteristik der Schiller'schen Prosa bahnen. Hiermit schließen wir billig Alles ab, was wir über seine philosophischen und historischen Schriften zu sagen haben, so daß wir es in Zukunft, was seine literarische Thätigkeit betrifft, nur noch mit Schiller dem Dichter zu thun haben werden.

Zuvörderst bringen wir in Erinnerung, daß Schiller sein speculatives Interesse auf einen Theil der Philosophie, auf das Moralisch-Aesthetische, beschränkte. Er philosophirte, um im vollen Sinne des Wortes Mensch und Dichter werden zu können. Die Ideen des sittlich Guten und des Schönen waren so hervordringend in ihm, daß er nur in ihrem Gebiete forschte, was wahr sey. Eine von der Kalokagathie getrennte Wahrheit hatte für ihn gar kein, oder nur ein vorübergehendes Interesse.

Und selbst diesen besondern Theil der Philosophie behandelte er nicht in einem förmlichen Lehrgebäude. Das ist es, was Fichte noch an ihm vermißte, wenn er

sagte, daß ihm Einheit mangle. Diese Einheit, meinte Fichte, sey zwar in Schiller's Gefühle, aber nicht in seinem Systeme; komme er dahin, und dieß hange allein von ihm ab, so sey von keinem andern Kopfe so viel — es sey schlechterdings eine neue Epoche von ihm zu erwarten. Gelangte aber auch Schiller nicht dahin, ein System aufzustellen, so geht doch wirklich durch alle seine Ansichten eine wundervolle Consequenz. Es ist die Consequenz, welche in der Einheit jeder Menschenseele liegt, aber in dem hochbegabten Geiste allein hell und voll hervortritt. Weil Schiller philosophirend immer nur sein edel organisirtes Geistesleben interpretirte, seine großartige Weltanschauung erläuterte, und sich immer nur durch sein reines Gefühl und durch seine inneren Erfahrungen führen ließ, so konnte er, wenn er nur bei dieser unmittelbaren Wahrheit des Bewußtseyns blieb, beinahe nie in der Sache, sondern höchstens nur in der Begründung der Sache irren, und nur wenn sein Scharfsinn weiter von dieser Quelle jeglicher Wahrheit abschweifte, kann er uns oft nicht mehr genügen. Wir haben gezeigt, in welchem organischen Verbande seine philosophischen Abhandlungen zu seinem innersten Leben stehen. Alle seine Aufsätze über das Erhabene und die Tragödie gründen sich auf sein Freiheitsprincip; die Theorie des Schönen suchte er aus seinem zweiten Lebenselemente, der Humanität, zu schöpfen; und seine ganze Dichtungsweise führt er auf die Idealität zurück, ganz so, wie diese sich eigenthümlich in ihm gestaltet hatte.

Wenn ihm auch Kenntniß fremder Systeme abging, konnte es ihm an Ideen doch nie mangeln; er hatte ja eine ganze Welt auszubeuten! Nicht zu läugnen ist freilich, daß er nach dem Vorgange Kant's die Theorie des Erhabenen bei weitem wissenschaftlich genügender ausbildete, als die Lehre des Schönen, wo er als Kant's Gegner auftrat, und der Dichtkunst überhaupt, wo er gar keinen Führer mehr hatte. Dessenungeachtet muß Schiller mit Kant als der Vater der ganzen neuern Aesthetik angesehen werden.

Indem er beim Philosophiren von Thatsachen seines geistigen Lebens ausgeht, ist seine Methode kritisch und anthropologisch. Aus dem Menschengeiste, nicht aus dem Gegenstande will er die Wahrheit entwickeln. Die eigene Empfindung, äußerte er sich,[1]) müsse die Thatsachen hergeben, auf die der Philosoph baue; die weise Natur habe den moralischen Instinct dem Menschen zum Vormunde gesetzt, bis die helle Einsicht ihn mündig mache. Auf diese über alle Reflexion und künstliche Cultur erhabene, unmittelbare Quelle des Wahren, Guten und Schönen kommt Schiller allenthalben zurück, an diese reine Menschheit in uns appellirt er überall. Von daher fließt seiner Philosophie ihr lebendigster Geist und ihr reichster Gehalt zu. Er bestimmt das Verhältniß der Wahrheit zur Wissenschaft durch folgende, für unsere Zeit besonders merkwürdige Worte: „Ehe der Mensch anfängt zu philosophiren,

---

[1]) Schiller's W. (Octavausg.), B. 12, S. 3.

ist er der Wahrheit näher, als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht beendigt hat. Man kann deßwegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, wenn dasselbe, dem Resultate nach, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es, für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem Letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten, der eine philosophische Deduction nicht, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer, vortragen kann. Mit dem Erstern mag man Jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will."

Indessen hatte Schiller den Menschengeist zu wenig wissenschaftlich studirt, als daß er im Stande gewesen wäre, seine Forschungen durchweg anthropologisch zu begründen und der einzig richtigen Methode immer treu zu bleiben. Bisweilen verstieg er sich, bei schwindendem Boden des Thatsächlichen, in unfruchtbare Abstractionen, und quälte sich, aus allgemeinen Begriffen, wie Form und Inhalt, Nothwendigkeit und Zufall u. dgl., bedeutungsvolle Wahrheiten abzuleiten. Hier rächte es sich für einige Zeit an ihm, daß er bloß die Blüthe der Philosophie seines Meisters abgepflückt hatte. Daraus ferner, daß er nicht das ganze Gebiet der Philosophie mit sicherm Blicke überschaute, und somit nicht im Stande war, für jedes Problem seine besondere Stelle aufzufinden, folgte seine

Eigenthümlichkeit, das Specielle gern an das Allgemeinste, das Untergeordnete an das Höchste anzuknüpfen, und so oft die Mittelglieder zu überspringen. Es fällt ihm schwer, eine Untersuchung strenge innerhalb der Sphäre ihrer Gattung zu halten; er geht beinahe in jeder Abhandlung bis zu den Grundsätzen seiner Philosophie zurück, und will in jedem Aufsatze wo möglich seine ganze Weltansicht aussprechen. Doch wirkte zu dieser Eigenthümlichkeit auch seine ideale Natur mit, welche gern Alles bis zum Allgemeinsten, Nothwendigen, Unbedingten emportrieb. Unbefriedigt durchschritt er immer das ganze Reich des philosophischen Wissens, und stand nur an den nothwendigen Gränzen der menschlichen Vernunft stille.

Einen großen Einfluß auf seine philosophischen Abhandlungen hatte auch der Umstand, daß er über Manches mit sich selbst nicht im Klaren war, wenn er sich zum Schreiben niedersetzte. Der geordnetste Kopf arbeitete gewöhnlich — nach keiner Disposition. Indem er so, wie ein Reisender auf einem noch unbetretenen, unsichern Wege, ohne das Ziel klar im Auge zu haben, mit stets wacher Umsicht und Achtsamkeit vorwärts schritt, und nicht selten auf ganz ungeebnete, hindernißvolle Pfade gerieth, hatte er meistens eine mühevolle Reise, und war bisweilen ermüdet, ehe er am Ziele angelangt war. Indessen hat ein solcher Mangel an einem festen Plane auch seine gute Seite. Er gestattet häufige Episoden, wodurch die Aufsätze durch treffende Bemerkungen, durch interessante

Ausführungen des Themas in fremde Gebiete hinein bereichert werden, und erlaubt auch beständige Rückblicke zum Princip, so daß sich mit jener üppigern Ausbreitung der Gedanken durchweg Tiefe verbindet; wogegen eine planmäßig ausgeführte Arbeit leicht mager und arm wird, und nur in ihrem Fundament, nicht mehr in der Entwickelung desselben tiefsinnig bleibt.

Wie Schiller Alles mit wachem Bewußtseyn that, so legte er sich auch in der Abhandlung über die nothwendigen Gränzen beim Gebrauche schöner Formen Rechenschaft über seinen philosophischen Styl ab. Nachdem er hier von dem wissenschaftlichen und populären Ausdruck gesprochen, charakterisirt und vertheidigt er unter dem Namen der *schönen Diction* seinen eigenen. Sondern wir die in dieser Selbstbeurtheilung angegebenen Hauptmomente in ihre Arten, so ergibt sich, daß Schiller *zugleich* den strengsten rationellen Anforderungen zu genügen, die Einbildungskraft ästhetisch zu beleben, und durch Erweckung des Gefühls zu sittlichen Gesinnungen und Handlungen zu begeistern sucht. Während Goethe alles Gewicht auf die anschauliche Gestaltung legt, ist die Schiller'sche Diction aus einem zusammenwirkenden *intellectuellen, ästhetischen* und *rhetorischen* Element gebildet. Ein wissenschaftliches Denken, ein poetisches Schaffen, und ein Trieb, auf den Leser auch sittlich zu wirken, sind, nur in verschiedener Weise, die organisirenden Kräfte sowohl seiner Prosa, als seiner Poesie.

Betrachten wir nun jedes dieser drei Elemente im Besondern, so fließt erstens der logische Charakter seiner Schriften aus der Eigenthümlichkeit, selbst die wärmsten Gefühle und lebendigsten Phantasien, ehe er sie ausdrückte, durch sein waches Bewußtseyn in Besitz zu nehmen, und Alles, was er darstellte, von seinem Denken ausgehen zu lassen. Seine prosaischen Werke werden fast ohne Ausnahme von einem hohen intellectuellen Vermögen getragen. Wir erinnern an den scharf durchdachten Plan im Fiesco und in Cabale und Liebe (wenn es erlaubt ist, die prosaisch geschriebenen Dramen in diese Betrachtung zu ziehen, die sich über Schiller's Prosa im Allgemeinen verbreitet), an die fein berechnete Erfindung im Geisterseher, an die Eigenheit, seine Recensionen, und sogar unbedeutendere Erzählungen unter die Einheit eines allgemeinen Gedankens zu stellen, an jenen Hang in seinen geschichtlichen Darstellungen, die Charakterschilderungen ins Allgemeine zu verarbeiten, das Verschiedenartige und Auseinanderliegende in ein Ganzes zusammenzuziehen oder in genialen Ueberblicken frei zu behandeln, überall allgemeine Reflexionen einzustreuen und die Thatsachen philosophisch zu begründen — kurz an alle die Eigenschaften seiner Historiographie, die aus jenem rationalistischen Grundsatze hervorgehen, daß der Geschichtschreiber den historischen Stoff aus sich heraus wieder zur Geschichte construiren müsse.

Noch entschiedener zeigt sich Schiller's überragende Nationalität in seinen philosophischen Schriften, wo sie nicht

allein die Form, sondern auch den Inhalt erschafft. Hier tritt sie vorzüglich in der begriffsmäßigen Bestimmtheit und scharfen Unterscheidung an den Tag. Bei Goethe beruht die Bestimmtheit des Ausdrucks auf ästhetischer Klarheit, auf einer anschaulichen Individualisirung; bei Schiller gründete sie sich vornehmlich auf die Operationen des Erklärens, Eintheilens, Beweisens und auf die genaueste sprachliche Bezeichnung dieser Formen. Das Eigenthümliche der Schiller'schen Verstandeskraft lag vorzüglich in einem ausgezeichneten Distinctionsvermögen, im Scharfsinne. Wo es nur möglich ist, hebt er je zwei fruchtbare Begriffe hervor, die er in jeglicher Weise mit einander vergleicht und einander entgegensetzt, und deren Wesen er zu ergründen sucht, indem er alle ihre möglichen Wechselbeziehungen aufspürt. Es könnte ein ganzes System solcher Gegensätze aufgezählt werden; denn Schiller's Gedankengang bildete sich, ohne Zweifel auch durch den Widerstreit der Außenwelt mit seinem Innern, wesentlich dualistisch und antithetisch aus, und erst in der dritten Periode möchten sich durch die Versöhnung mit dem Leben diese inneren, auch durch die Kant'sche Philosophie verstärkten Gegensätze allmälig ausgleichen. Solche Gegensätze sind unter anderen: Freiheit und Nothwendigkeit, Freiheit und Despotismus, Ideal und Wirklichkeit, Natur und Cultur, Vernunft (Pflicht) und Sinnlichkeit, Schönheit und Erhabenheit, Anmuth und Würde, Form und Gehalt.

Diese antithetische Art zu denken und zu empfinden

hat auf Schiller's ganzen schriftstellerischen Charakter einen großen und wesentlichen Einfluß. Beschränken wir uns hier darauf, diesen Einfluß in seinen prosaischen Schriften zu verfolgen, so muß vor Allem auffallen, daß die meisten seiner ästhetischen Abhandlungen nicht über einen Gegenstand, eine Idee, sondern über je zwei Ideen handeln. Alle Aufsätze über das Erhabene sind auf die Gegenbegriffe von Freiheit und Nothwendigkeit gegründet; die Abhandlungen über Anmuth und Würde, und über naive und sentimentalische Dichtung enthalten die Gegensätze, über welche sie sich verbreiten, schon in ihren Ueberschriften. War es aber nicht möglich, eine ganze Schrift unter einen solchen Gegensatz zu stellen, so finden sich wenigstens viele einzelne Partieen antithetisch behandelt. Hieraus entstehen denn jene contrastirenden Charakterschilderungen und die unvergleichlich schönen Parallelgemälde, worin Schiller ein einziger Meister ist, z. B. die Charakteristik des Real- und des Idealmenschen [1]), des philosophischen Kopfes und des Brodgelehrten [2]), der griechischen und der französischen Tragödie [3]), die Parallelen der Verwilderung und der Erschlaffung [4]), des rohen Wilden und des entnervten Weichlings [5]), u. s. w. Diese dualistische Denkweise zeigt sich

---

1) Schiller's Werke (Octavausg.), B. 12, S. 312 ff.
2) Ebendas., B. 10, S. 416 ff.
3) Ebendas., B. 11, S. 472 f.
4) Ebendas., B. 12, S. 17 f.
5) Ebendas., B. 11, S. 578 f.

aber endlich auch in der Gliederung der Sätze, indem Schiller von der Figur der Antithese, namentlich in seinen unter Kant'schen Auspicien geschriebenen Abhandlungen, einen häufigern und ausgedehntern Gebrauch macht, als vielleicht irgend ein anderer deutscher Schriftsteller. Man kann diese Redefigur in allen ihren Gestalten recht eigentlich bei ihm studiren!

So viel von dem rationellen Charakter der Schiller'schen Prosa. Bei diesem wissenschaftlichen Gedankenausdruck begnügte sich aber unser Schriftsteller nicht. Weil er nicht für eine Kaste schrieb, sondern sich stets auf allgemein menschliche Standpuncte stellte, so suchte er seinen Darstellungen durch die Einbildungskraft eine allgemein menschliche Form zu geben. Der strenge Zusammenhang sollte den Schein einer freiern Bewegung gewinnen, und was die Hauptsache ist, das Allgemeine mußte durch mögliche Individualisirung anschaulich und lebendig gemacht werden.

Wodurch brachte er nun dieses zweite Element, das ästhetische, in seine Diction? Wodurch bewirkte er diesen inhaltsvollen Ausdruck des abstract Gedachten? Es geschieht durch den umfassendsten Gebrauch der sogenannten rhetorischen Figuren. Goethe bedient sich weit seltener der uneigentlichen Ausdrücke, der Vergleichungen, der mythologischen Anspielungen; auf dem anschaulichen Boden, worauf er steht, wird von selbst jeder Satz zum Bilde, und jede Periode ist ein Gemälde. Schiller hat das Allgemeine zum Besondern, das Ideale zum Realen, das

Innere zum Aeußern zu machen, und hierzu bedarf es ungewöhnlicher Hülfsmittel. Wie macht er z. B. den Gedanken anschaulich, daß uns das Erhabene über die sinnliche Welt hinwegführe, in welcher uns das Schöne durch seine Reize immer gefangen halten möchte? „Die Schönheit unter der Gestalt der Göttin Kalypso," sagt er, „hat den Sohn des tapfern Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentor's Gestalt, er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frei." Dann wendet Schiller auch, um seinem Ausdrucke sinnliche Lebendigkeit zu geben, besonders gern die Zerlegung eines Begriffs in seine untergeordneten Theile an. Indem sich die Einbildungskraft dieser besonderen Vorstellungen bemächtigt, malt sie eine jede zu einem eigenen Bilde aus, welche sich unter dem Ganzen eines Grundgedankens vereinigen. Solcher Ideenmalereien finden sich besonders viele in seinen philosophischen Werken, und ihnen entsprechen die allgemeinen Schilderungen in seinen historischen Schriften.

Man könnte sich leicht diese ganze poetische Gestaltung des begriffsmäßig Erkannten als etwas Erkünsteltes denken. Allein durch Schiller's Denkvermögen ergoß sich ursprünglich schon ein frischer Strom des reinsten Lebens, und Bilden und Denken war bei ihm unzertrennlich. Weil

sein Denken wesentlich von seinem Gefühle, seinem Anschauungsvermögen und den Gebilden seiner Phantasie ausging, so war es ihm nicht schwer, seine Ideen wieder in lebendige poetische Gebilde umzusetzen und hierdurch das ursprüngliche Verbundenseyn derselben in seinem Gemüthe wieder herzustellen. Durch eben diese innere Vereinigung seiner Einbildungskraft mit seinem Denkvermögen erhielt auch seine Phantasie und hierdurch das poetische Element seines Styls ihren eigenthümlichen Charakter. Schiller's von allgemeinen Vorstellungen getragene Einbildungskraft kann selten zu dem herabsteigen, was im strengsten Wortsinn individuell ist und noch seltener bei diesem lange verweilen. Das Ideenvermögen reißt sie immer schnell wieder ins Große und Weite, und so gewinnt sie an Umfang, was sie an Inhalt verliert.

Wie nun Speculation und Poesie, so arbeitete endlich auch sein *sittliches* Lebenselement an seinem sprachlichen Ausdrucke. Es gibt eine doppelte Lebendigkeit der Darstellung, eine objective, welche aus der Individualisirung entsteht, und eine subjective („sentimentalische"), welche der Verfasser aus der Innigkeit seiner Gefühle in sein Werk ausströmt. Was nun Schiller an jener ersten Lebendigkeit zurücklassen mußte, das suchte er durch die zweite Art der Belebung des Ausdrucks nachzuholen. Alles Warme, Glühende, alles Innige, Rührende, Ergreifende, Erschütternde in Schiller's Darstellungen fließt größtentheils aus dieser Quelle. Besonders war in seiner ersten und

noch in der ersten Hälfte seiner zweiten Lebensperiode sein jedesmaliger Stoff ganz in seinem Herzen, ja Schiller war dieser Stoff selbst. Deßwegen lassen seine Worte solch einen unendlichen, nicht gerade ästhetischen, sondern sittlich menschlichen Eindruck zurück. Aber auch diejenigen seiner Schriften, in denen die objective Darstellung oder die rationelle Behandlung vorherrscht, nehmen uns durch einen hohen sittlichen Ernst und eine redliche Wahrheitsliebe für sich ein. Niemals behandelt er eine Arbeit als ein leichtes, gleichgültiges Spiel, sondern in jeden Gegenstand legt er das Gewicht seiner Persönlichkeit, und nicht selten zum Nachtheile einer gefälligen und anmuthigen Form.

Doch bei dieser sittlichen Erwärmung und Belebung läßt er es nicht bewenden. Nicht allein unbewußt dringen seine Gemüthskräfte, dringt der affectvolle Zustand, in welchem er schreibt, in seine Rede ein, sondern er legt es auch absichtlich darauf an, in dem Leser den seinigen ähnliche Gemüthsbewegungen hervorzubringen und sie zu edeln Gesinnungen und Handlungen zu begeistern. Hierdurch wird sein Styl *rhetorisch*.

Das Rhetorische der Darstellung geht aus einem überwiegend praktischen Interesse hervor, weßwegen es sich auch ausschließlich bei praktischen Völkern und sittlich bewegten Menschen findet. Aber nicht immer und bei allen Völkern wird ein starker praktischer Trieb die Rhetorik hervorrufen, sondern nur da, wo die Wirklichkeit mit den Ideen, von denen der Schriftsteller bewegt wird, in grellem

Widerspruche steht. In der griechischen Literatur ist daher, so lange die Freiheit der Griechen bestand, im Ganzen keine Rhetorik; und doch waren die Griechen die thatkräftigsten Menschen, die es je gegeben hat. Aber zwischen den Ansichten und Wünschen der Besten und dem wirklichen Leben fand noch kein unversöhnlicher Gegensatz statt; beide ruhten auf einem gemeinschaftlichen Boden; der Einzelne konnte seinem praktischen, seinem politischen Interesse durch ein freies Eingreifen in die Lebensverhältnisse in Wort und That Luft machen. Ganz anders ist es dagegen, wenn dem sittlich und politisch bewegten Schriftsteller das Eingreifen in das Leben nach seinen Ideen unmöglich und das ganz freie Wort über alles Oeffentliche untersagt ist. Ist er in diesem Falle nicht von Hoffnungslosigkeit, wie Tacitus, erfüllt, so wird seine Schreibweise sich nothwendig rhetorisch gestalten. Indem er nicht unmittelbar auf geradem Wege wirken kann, sucht er mittelbar durch Umwege das Gefühl, die Gesinnung und die Handlungsweise seiner Leser für seine Ansichten zu bestimmen. Hieraus erklärt es sich, warum durch Schiller's Werke eine rhetorische Ader geht. Was diesem großen sittlich politischen Charakter im Leben auszuführen, oder wovon ihm unmittelbar frei zu reden verweigert war, das sprach er, so gut es sich thun ließ, als Geschichtschreiber, Philosoph und Dichter aus. Was er nicht loben konnte, dichtete er. Daher ist er in seinen frühesten Werken, wie er es selbst von

sich aussagt [1]), am meisten rhetorisch. In der spätern Zeit überwand die wissenschaftliche Cultur und sein poetischer Genius sein überwiegendes praktisches Lebenselement, so daß von seiner dritten Periode an das Oratorische aus seinen Schriften meist verschwindet. Mit dem Nachlassen des politischen Interesses war der Rhetorik die Wurzel durchschnitten.

Es bliebe uns nun, nachdem wir über die innere Gestalt der Schiller'schen Prosa gesprochen, nur noch übrig, von der äußern oder sprachlichen Form derselben ein Wort zu sagen. Es ist anerkannt, daß Schiller und Goethe unsere Sprache eigentlich erst zu dem gemacht haben, was sie jetzt ist. Wie Schiller die deutsche Prosa der Barbarei trockener Gelehrsamkeit und andererseits dem Spiel einer seichten Unterhaltung entrissen und sie mitten in die reinsten menschlichen Interessen gestellt hat, so hat er auch ihren Sprachformen seinen unsterblichen Geist aufgedrückt. Von seiner Sprache gilt, was er selbst von Coligny sagt: „Er sprach rein, edel, stark, originell" — und man kann noch hinzusetzen: bestimmt, klar, bilderreich, und durch alles dieß höchst anziehend. Er befriedigt zugleich Verstand, Vernunft, Phantasie, Gefühl und Ohr. Wenn man ihn recht genießen will, muß man ihn laut lesen. In Bezug auf Länge und Kürze der Sätze hat er das richtige Maß getroffen und eine schöne Mannichfaltigkeit

---

1) Briefwechsel mit Goethe, Th. 3, S. 288.

beobachtet. Dabei ist nirgends eine Spur von verrenkten Perioden, von fehlerhafter Wort- oder Satzfügung. Ueberhaupt ist der Ausdruck überall fest, sicher und angemessen, und nicht leicht hat ein anderer Schriftsteller so kraftvoll, kühn und erhaben geschrieben, ohne schwülstig zu werden. Nur einfacher hätte er häufig in seinen philosophischen Schriften seyn können, in denen ein sich nicht genugthuendes Ringen nach Klarheit oft die Klarheit selbst trübt. Der Rhythmus seiner Sprache ist vortrefflich. Ueberall sehen wir die Bewegungen seiner Seele im Wellenschlage der Rede. Ueberall ist die sorgfältigste Rücksicht auf den Wohllaut genommen. Schiller's Styl ist ganz und gar durchgearbeitet, so wie seine Gedanken; und alle Vorzüge, die hieraus hervorgehen, eine sorgfältige Wahl der Wörter, eine abgerundete und ebenmäßige Bildung der Sätze und Perioden, finden sich bei ihm in hohem Grade. Seine Sprache ist rein, und nur in einigen Formen und Fügungen hat sich die jetzige Ausdrucksweise von der seinigen entfernt. Nicht ganz zu billigen ist der häufige Gebrauch ausländischer Wörter in seinen historischen und philosophischen Schriften. Im Wallenstein und Tell suchte er hierdurch der Dichtung ein alterthümliches und locales Gepräge zu geben.

Schiller hat sich in der erzählenden und historischen Darstellung, in der Briefform, in der philosophischen Abhandlung und in der Rede versucht. Aber alle diese Formen haben beinahe *einen* Charakter, und es fehlt seinem gehaltreichen und vollendeten prosaischen Styl offenbar an Mannichfaltigkeit

und Extensität. Er konnte beinahe nur auf eine Weise schreiben, seinem ernsten, immer in Ideen lebenden Geiste ging die Biegsamkeit ab. Seine Prosa gehört durchweg der höhern, ja höchsten Gattung an. Sie hat etwas dem Erhabenen Analoges; oft ist sie feierlich und prächtig. Das Allgemeine und Ideale des Schiller'schen Styls zeigt sich seiner Form nach eben dadurch, daß er keiner besondern Gattung angehört.

Indem wir uns nun anschicken, in dem nächstfolgenden Theile unsern Schiller auf die freie Sonnenbahn der Poesie zurück zu begleiten, scheint es angemessen, zur Orientirung des Lesers, auf die hinter uns liegende Laufbahn einen Blick zu werfen, und uns die Frage zu beantworten: Wie weit hatte Schiller am Schlusse des zweiten Lebensabschnittes die Aufgabe, die ihm durch Naturanlage und Schicksal gefallen war, selbstthätig gelös't, und welchen Standpunct in seiner fortschreitenden Geistesentwickelung nahm er damals ein?

Es war nothwendig, bei der Darstellung seines Entwickelungsganges von einigen ursprünglichen Grundtrieben auszugehen, die thatsächlich in seinem Seelenleben vorliegen. Wir konnten uns leicht überzeugen, daß sein geistiges Leben in eine philosophische Denkkraft und ein poetisches Talent auseinandertrat, während sein sittliches Leben in dem doppelten Elemente des Heroismus und der Humanität

Gestalt und Inhalt bekam. Keines von diesen Momenten durfte unbeachtet bleiben, weil jedes alle anderen bestimmt und von allen anderen bestimmt wird — so daß wir z. B. Schiller's dichterische Bildungskraft nicht begreifen können, wenn wir sein intellectuelles Vermögen nicht mit berücksichtigen, welches seiner Poesie ihre Form gab, und wenn wir den Seelenheroismus und die Humanität seines Gemüthes unbeachtet lassen, welche seiner Dichtung den ewigen Gehalt zutrugen und die himmlische Weihe ertheilten.

In der frühsten Jugend Schiller's sahen wir zuerst diese humane Seite seiner sittlichen Natur durch Religiosität und kindliche Anhänglichkeit sich kund geben, bis bei erstarkendem Selbstgefühle, unter einem langen und harten Erziehungsdrucke, in der unbehaglichen Nähe eines eigenmächtigen Fürsten, durch die Zauberstimmen Plutarch's und Rousseau's und die ersten fernen Anzeichen einer neuen Weltepoche, jenes starke und stolze Freiheitsgefühl in ihm geweckt und groß erzogen wurde, welches sich in dem gigantischen Geiste bald zu einer entschiedenen und reinen republicanischen Weltansicht verallgemeinerte. Was aber seine geistigen Talente betrifft, so sahen wir bei einem strengen Unterrichte und einer großen Eingezogenheit sein eminentes Denkvermögen sich früher bis zu einer gewissen Reife entfalten, als sich selbst sein poetischer Genius zu entbinden vermochte, der nur allmälig durch fleißige Lectüre von Dichterwerken Form und Gehalt gewann, und

sich allein in unbedeutenden Nachahmungen und Gelegenheitsgedichten aussprach, bis Schiller den angeschwollenen Freiheitsstrom seines Busens in seine Räuber ergießen mußte. So entstand denn jene Trias von Jugenddramen, in denen der Dichter, in verschiedenen, bestimmt gesonderten Sphären, den Unmuth seiner Cato-Seele polemisch und negativ aussprach, bis seine republicanische Weltansicht sich endlich so weit gegliedert und bereichert hatte, daß er sie in seinem Don Carlos positiv zu einem glänzenden Gemälde ausbreiten konnte. Die Stoffe, welche er in dieser Periode zu lyrischen Producten aus den Stimmungen seines Gemüthes schöpfte, tragen, weil die Humanität seines Herzens noch nicht zu einiger selbstständigen Ausbildung gediehen war, beinahe alle den Stempel des Gewaltigen und Heroischen an sich, in dessen Richtung einseitig der Freiheitsstolz Schiller's ganzes Leben damals gerissen hatte. Aber bald holte er das Versäumte nach. Als er durch die kühne That seiner Flucht und das Weltbürgerdrama des Don Carlos seinem Freiheitsprincipe genug gethan hatte, bildeten sich im Verlaufe der Jahre, bei ruhiger Betrachtung der Dinge und erweiterter Kenntniß der Welt durch den Umgang mit trefflichen Männern und edlen Frauen in Mannheim, Bauerbach, Leipzig, Dresden und während seines ersten Aufenthaltes in Weimar, die humanen Kräfte seiner Natur harmonischer und vielseitiger aus. Doch erst in Rudolstadt, in der Lengefeld'schen Familie, zur Zeit seiner innigen Befreundung mit den Griechen, hob eine

edle Liebe alle Schätze seines reichbegabten, tiefen Gemüthes an den Tag läuterten sich seine Gefühle zu der idealen Reinheit und Schöne, die uns in Allem anspricht, was er von dieser Zeit an geschrieben hat. Diese Gemüthsveredlung trug denn auch dazu bei, seinen weltbürgerlichen Stolz zu mäßigen und ihm in seinen Aeußerungen alles Anstößige zu nehmen. So wirkte jetzt das humane Princip bildend auf das der Freiheit zurück.

Nachdem Schiller in Don Carlos sein politisches Glaubensbekenntniß abgelegt, und in kleineren Gedichten und im Geisterseher die Polemik seines Vernunftglaubens auch gegen positive Kirchensatzungen und Religionsdogmen gerichtet hatte, war sein erstes poetisches Geschäft, welches ganz in sittlichen Interessen wurzelte, beendigt, und das seit seinem Austritt aus der Carlsschule zurückgeschobene intellectuelle Bedürfniß war nun nicht mehr zu beseitigen, ja dasselbe kam höchst willkommen, da es die jetzt eintretende lange Lücke der Poesie ausfüllte. Sein auf das G e i s t i g e concentrirtes Erkenntnißinteresse mußte den Menschengeist im Großen in dessen Schicksalen und Entwickelungen kennen zu lernen, und es mußte ihn in seiner Einheit und Wesenheit zu erforschen suchen — er mußte Geschichte und Philosophie studiren. Er begann, methodisch vom Aeußern zum Innern fortschreitend, zugleich aber deßwegen mit der Geschichte, weil er sich durch diese Wissenschaft eine bürgerliche Existenz gründen wollte. So eröffnete sich denn seine zweite Lebensperiode, in welcher wir ihn

zuerst eine Reihe historischer Schriften verfassen, und dann, besonders in dem Triennium, das ihm seine Wohlthäter in Dänemark zur Erholung und zum Selbststudium verschafften, sich mit entschiedener Neigung zu dem Anfange und Ende seines Denkens, zur Philosophie, hinwenden sahen. Hier suchten wir nun den Zusammenhang seines Philosophirens mit seiner ganzen Geistesrichtung nachzuweisen und begreiflich zu machen, wie seine nur das Aesthetische bearbeitende Philosophie die Lehre des Erhabenen auf das Freiheitsprincip und die des Schönen auf das Humanitätspincip gründete; vorzüglich aber suchten wir den innern, organischen Zusammenhang aller seiner philosophischen Abhandlungen vor Augen zu stellen und zu zeigen, wie Schiller sich selbst durch einige Aufsätze, die wir deßwegen Uebergangsabhandlungen nannten, den Rückweg zur Dichtkunst bahnte, nachdem er in freiestem Gange die ganze Aesthetik durchmessen und diese Aufgabe auf seinem Standpuncte vollkommen gelös't hatte.

An dieser Stelle angekommen, entwickelt sich ihm nun naturgemäß, und unter den gegebenen Bedingungen mit Nothwendigkeit, eine neue Epoche: es beginnt die Periode der gereiften Kunstpoesie, die uns im dritten Theile dieser Schrift noch darzustellen übrig bleibt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmeister, Karl,

Schiller's Leben für den weitern Kreis seiner Leser

Bd.: 2

Stuttgart (1846)

Biogr. 2731-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068647-8